Hessische Blätter für Volkskunde

Hessische Vereinigung für Volkskunde

GR1
.H5

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Hessische Blätter für Volkskunde

(begründet von Adolf Strack)

herausgegeben im Auftrage der hessischen Vereinigung für Volkskunde

von

Karl Helm und Hugo Hepding.

Band VII.

INDIANA UNIVERSITY
LIBRARY

Leipzig
Verlag von B. G. Teubner
1908

Digitized by Google

243434
GR1
.H5

INDIANA UNIVERSITY
LIBRARY

Folklore 1-14-32

Digitized by Google

Inhalt.

Abhandlungen.

	Seite
Justus Möser und Wilhelm Heinrich Riehl. Gedanken über Volkskunde. Von Bibliothekar Dr. R. A. Fritzsche, Gießen	1
Buschnegermärchen aus Surinam. Mitgeteilt von Geh. Hofrat H. Siebeck, Gießen	10
Sagen aus Hirschhorn und Umgebung. Gesammelt von † Medizinalrat Langheinz, mitgeteilt von Pfarrer D. Dr. Diehl, Darmstadt	17
Polnische Dämonen III. Von Prof. O. Knoop, Rogasen	29
Die Cyriakswage in Neuhausen bei Worms. Von Dr. Hugo Hepding, Gießen	32
Taufsitten und -bräuche in einem oberhessischen Orte vor 250 Jahren und heute. Von Pfarrer O. Schulte, Großen-Linden	65
Naive Ansichten über Wesen, Herkunft und Wirkung der Kometen. Von Oberlehrer Dr. W. Gundel, Gießen	78
Ein mundartliches Spottgedicht aus dem Bußecker Tal vom Jahre 1725. Von Wilhelm Lindenstruth, Beuern	137
Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten in der Leihgesterner Mundart. Von Georg Faber, Gießen	160

Kleinere Mitteilungen.

Griechische Neujahrsgebräuche aus Pergamon. Von H. Hepding, Gießen	40
Mundus vult decipi. Von Dr. A. Abt, Gießen	43
Volkskundliches aus alten Akten I. II. Von Frau Dr. Th. Vogt, Gießen	44. 182
Albrecht Dieterich †. Von H. Hepding	115
Eine morgenländische Fassung der Sage vom armen Heinrich. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. O. Behaghel, Gießen	118
Volkskundliches aus mittelalterlichen Denkmälern I. II. Von K. Helm.	119
Schwäbisches Verbeliedchen aus dem 17. Jh. Von Dr. W. Süß, Gießen.	123
Ein Spottlied. Von Pfarrer Schulte, Großen-Linden	124
Reste altgermanischen Losens in der Pfalz. Von Oberlehrer Dr. A. Becker, Ludwigshafen	125
Nachtrag zur Cyriakswage (s. o.). Von H. Hepding.	186
Zwei Randbemerkungen zum Seelenglauben. Von Dr. A. Abt, Gießen	187

Bücherschau.

Der Volksmund. Hrsg. von F. S. Kraus (W. Küchler, Gießen)	47
R. Riegler, Das Tier im Spiegel der Sprache (Kurt Glaser, Marburg)	48
De Beaurepaire-Froment, Bibliographie des chants populaires français (K. Glaser)	50
A. Hangi, Die Moslim's in Bosnien-Herzegowina (C. H. Becker, Heidelberg-Hamburg)	53
Erzählungen des alten Stephanstürmers Hermann Kaspar Schneider. Hrsg. von L. Lindenschmit (Franz Theodor Klingelschmitt, Mainz)	54
A. Keller, Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors (Friedrich Veit, Tübingen)	55
E. Friedli, Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums, I Lützelflüh (Hedwig Haldimann, Langnau)	59
R. Brandstetter, Die Wuotansage im alten Luzern (K. Helm)	62
P. Hermann, Deutsche Mythologie, 2. Aufl. (K. Helm)	62

Digitized by Google

Seite

Revue des études ethnographiques et sociologiques, publiée sous la direction de Arnold van Gennep (K. Helm) 62

Beiträge zur Geschichte der Universitäten Mainz und Gießen, hrsg. von J. R. Dieterich und K. Bader (G. Lehnert, Gießen) . 126

Ludoviciana (G. Lehnert) 126

Wegweiser durch die Universitätsstadt Gießen (G. Lehnert) 126

Arnold van Gennep, De l' héraldisation de la marque de propriété et des origines du blason (A. Röschen, Gießen) 127

O. Dähnhardt, Schwänke aus aller Welt (W. Küchler, Gießen) . 129

K. Euling, Das Priamel bis Hans Rosenplüt (W. Küchler) . . . 129

Franz Söhns, Unsere Pflanzen, ihre Namenserklärung und ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben (A. Abt, Gießen) 130

A. Chudzinski, Tod und Totenkultus bei den alten Griechen (A. Abt) 131

W. Pastor, Aus germanischer Vorzeit (K. Helm) 132

W. Hertz, Aus Dichtung und Sage (K. Helm) 133

Northcote W. Thomas. Bibliography of Anthropology and Folk-Lore 1906 (L. Dietrich, Darmstadt) 188

A. Abt, Die Apologie des Apulejus von Madaura und die antike Zauberei (G. Lehnert) 189

C. Kaßner, Das Wetter und seine Bedeutung für das praktische Leben (W. Peppler, Gießen) 189

Norwegische Volksmärchen. Gesammelt von P. Asbjörnsen und Jörgen Moe. Eingeleitet von H. Bang und L. Tieck (H. Heyding) 190

B. Kahle, Ortsneckereien und allerlei Volkshumor aus dem badischen Unterland (O. Heilig, Rastatt) 191

O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte 3. Aufl. Teil II (K. Helm) 196

E. de la Fontaine, Die deutsche Götterwelt im Luxemburger Lande (K. Helm) 197

K. Heldmann, Mittelalterliche Volksspiele in den thüringisch-sächsischen Landen (K. Helm) 198

K. Wehrhan, Die Sage (K. Helm) 199

Greta Bickelhaupt, Rege um Sonneschoi (O. Schulte) 203

Lauterbach und seine Umgebung (O. Schulte) 203

K. Henkelmann, Das Bauernhaus des Odenwaldes und des südwestlichen Deutschlands (O. Schulte) 204

Fr. Maurer, Von Land und Leuten im Odenwald (O. Schulte) . 204

H. Bechtolsheimer, Das Hungerjahr (O. Schulte) 205

Ph. Buxbaum, Bilder aus dem Odenwälder Volksleben Bd. 1–3 (O. Schulte) 205

Festspiel zur Feier der Kirchenerneuerung zu Ruppertsburg (O. Schulte) 206

Holz, Aus der Heimat (O. Schulte) 206

Arthur Kopp, Bremberger Gedichte (K. Reuschel, Dresden) . . . 206

Gertrud Züricher, Das Ryti-Rößli-Lied (K. Reuschel, Dresden) 207

Eingegangene Bücher 63. 134. 207

Eingänge für das Archiv der Vereinigung 64. 134. 208

Geschäftliche Mitteilungen 135. 208

Digitized by Google

Hessische Blätter für Volkskunde
Band VII 1908 Heft 1

Justus Möser und Wilhelm Heinrich Riehl.

Gedanken über Volkskunde.

Von R. A. Fritzsche.

I.

Justus Möser empfiehlt einmal[1]), „das Genie und den Geist kennen zu lernen, welcher nicht in Stein und Marmor, sondern am Menschen selbst arbeitete". Hier sucht er „den hohen Styl der Kunst unter den Deutschen". Er verteidigt ein andermal[2]) die Schwelgerei

[1]) ... Sämtliche Werke. Neu geordnet von B. R. Abeken. Berlin 1842—1843. Bd. I, S. 396. Vgl. auch Bd. X, S. 148: „Es giebt mehrere Arten von Antiken als diejenigen, welche Herr Winckelmann zu seinem Gegenstande erwählt; ich meine diejenigen, welche Montesquieu in ein großes und vortreffliches Gemälde gefügt hat, ohne gleichwohl eine einzige einzelne Figur mit dem gehörigen Fleiße und der erforderlichen Treue behandelt zu haben." Vgl. noch IX, 147 f. und IV, 150. Möser sieht die „alten Gesetze" mit den „halbverwitterten Bruchstücken der Kunst" in einer Linie. Seine Überlegungen begleiten Schritt für Schritt ein Schauen körperlicher Bilder derart, daß das Urteil mit der Wahrnehmung zusammen jene Bilder schafft. An der Reinheit der Gestalt ist ihm alles gelegen, „jede Sache hat ihren Gesichtspunkt, worin sie allein schön ist" (I, 196), die „Tugend" soll bloß für „Taugsamkeit" gelten (ebd. 197, vgl. auch IX, 153). Das entspricht genau dem Begriffe der virtù in der italienischen Renaissance (z. B. bei Machiavell); in Mösers Bedenken „über den moralischen Gesichtspunkt" wird schon wie bei J. Burckhardt der Mensch als Kunstwerk gezeichnet. Möser geht in der Sache auf, und er schreibt durchaus persönlich; auf ihn trifft, was Heinroth viel später von Goethe sagte, daß „dessen Denken sich von den Gegenständen nicht sondere" (vgl. Bd. 27, 1, S. 351 der Hempel'schen Goethe-Ausgabe); Mösers Denken bleibt aber so nahe dabei, weil auch ein stürmisches Wollen die Gegenstände mitschafft. Mösers Stil in seinen reifen Jahren ist dem des jungen Goethe, des Mitarbeiters der „Frankfurter gelehrten Anzeigen", durch leidenschaftliche Gegenständlichkeit verwandt. Ich verweilte bei dieser Eigenart, um die Entstehung dessen zu kennzeichnen, was, erst zwei Menschenalter später „Volkstum" benannt, als ein neues Wesen in Mösers „patriotischen Phantasien" zutage tritt.

[2]) IV, 32, vgl. dazu Riehl „Die bürgerliche Gesellschaft" 9 S. 121.

Digitized by Google

bäuerlicher Feste gegen die Fürsorge der Polizei und vergleicht „die vormalige Ausgelassenheit zu gewissen Jahrszeiten“ „einem Donnerwetter mit Schloßen, was zwar da, wo es hinfällt, Schaden thut, im ganzen aber die Fruchtbarkeit vermehret“. Möser tastet dort nach der Kunst, hier nach der Natur, um eine Anschauung zu benennen, die in ihm mächtig geworden war, und die er zunächst nur durch Gleichnisse verdeutlichen konnte.

In der Einleitung zu dem Buche „Land und Leute“ sagt W. H. Riehl[1]): „Die naturgeschichtliche Analyse des Volkslebens aber führt dazu, daß uns das Volk zuletzt in seiner plastischen Persönlichkeit[2]) recht wie ein harmonisches Kunstwerk erscheinen muß. Wie aller naturwissenschaftlichen Untersuchungen höchste Aufgabe dahin geht, das Weltall als einen in sich vollendeten harmonischen Gesamtbau zu erkennen, als einen Kosmos[3]), so müßte es zuletzt auch mit

---

[1]) S. 25 der 9. Auflage. In der 1. Auflage steht (S. 22) „Organismus“ statt „Gesamtbau“. Vgl. auch den Vortrag: „Die Volkskunde als Wissenschaft“ (1858) in den „Culturstudien aus drei Jahrhunderten“. 4. Abdruck. Stuttgart 1873. S. 205—229.

[2]) Vgl. auch L. u. L.[9] S. 366: „die ganze sociale Persönlichkeit des Volkes, das Volksthum“. L. u. L.[9] S. 177 ist „Volkspersönlichkeit“ geändert aus „Volksindividualität“ der 1. Auflage (S. 129). Verwandt ist Wilhelm von Humboldts Vorstellung vom Menschengeschlecht als einer in zahllose Individuen zerspaltenen Natur (Ges. Schr. Bd. V. Berlin 1906. S. 383).

[3]) Alexander von Humboldt hatte sich vorgesetzt, „die Vielheit der Erscheinungen des Kosmos in der Einheit des Gedankens, in der Form eines rein rationalen Zusammenhanges zu umfassen“. (Kosmos. Stuttgart und Tübingen 1845. I, S. 65). In der Idee des Organismus (vgl. Anm. 1) tritt noch das Leben zu Natur und Kunst. Organismus schließt Selbstgestaltung ein, seine Teile sind Glieder. Möser ist das Bild des Organismus noch fremd (vgl. Rudolf Hirzel, „Themis, Dike und Verwandtes“. Leipzig 1907. S. 294, Anm. 2), aber die „Einheit unter einer großen Menge von Mannigfaltigkeiten“ (IX, 148; vgl. I, 397), die er an Shakespeare lobt, läßt sich durch das sonst beliebte Gleichnis der Maschine nicht mehr erläutern. — Wenn Alexander von Humboldt das Naturgefühl durch die Bekanntschaft mit den physikalischen Gesetzen bestärken möchte, so wollen Möser und Riehl ein lebendig vielgestaltiges Wesen in seiner Gesetzmäßigkeit erkennen, ohne ihm dadurch das Leben auszutreiben. Sie gelangen dabei — nicht zum Schaden ihrer Vertiefung — an die Grenze des wissenschaftlich Möglichen. In den traulichen „religiösen Studien eines Weltkindes“ (5. Auflage. Stuttgart 1900. S. 403 f.) erzählt der Greis von dem Studenten Riehl: „Und so war dies zuletzt meine Philosophie, daß mir Vergangenheit und Gegenwart der Menschheit als ein großer geistiger Kosmos erschien, dessen Ursache und Ursprung wir nicht ergründen, dessen letzte Ziele wir nicht begreifen können, obgleich wir nach denselben ewig fragen und forschen werden.“ Ebendort (S. 165) preist er Leibniz „mit seinem kühnen

Digitized by Google

allen naturgeschichtlichen Untersuchungen des Volkes geschehen." Auch Riehl also ruft Natur und Kunst herbei, er vereinigt beide in der Vorstellung des Kosmos; und wo Möser Gedanken absonderlich hinwirft, da entwirft Riehl eine Darstellung.

Er will das Volk als „Kunstobjekt" fassen[1]). Das ist ihm ein Ziel der Wissenschaft zugleich und ein politisches Programm, vor allem aber eine literarische Aufgabe. Und diese Aufgabe hat er erfüllt. Riehl wird „als Schriftsteller" gelesen[2]); und diese Geltung bestimmt auch den wissenschaftlichen Wert seiner „Naturgeschichte des deutschen Volkes". In der Leistung des Schriftstellers liegt oft eine Vorwegnahme der Lösungen, die der Wissenschaft in weiterer Ferne winken. Das literarische Werk stellt fertig vor, was die Forschung erst beginnen soll, und dies vorläufige Bild, wofern es nur nicht für das endgültige genommen wird, bleibt ein Modell für die wissenschaftliche Arbeit. Nachprüfende Betrachtung wird Riehls Antithesen oft überscharf finden, für die erste Abgrenzung der Gruppen empfahl sich solches Verfahren; die Chiasmen dünken uns manchmal zu wirksam, aber es waren treffliche Klammern, den schier unendlichen Stoff in gewissen Falten auszulegen; Symbole[3]),

---

kosmogonischen Traume einer Weltharmonie". Und bei Dahlmann in Bonn kommt er „zu der Auffassung, daß der Staat das organisierte Volk, daß er um des Volkes willen da sei" (ebd. S. 420).

[1]) L. u. L.[9] S. 3. Das Volk ist ihm „Kunstobjekt", wie einem Künstler sein Gegenstand und wie einem Kunstforscher der seine.

[2]) Das hörte ich ihn von unsern Klassikern sagen. Des Pastors Lange Horazübersetzung ist uns gleichgültig, aber nicht Lessings Vademekum, denn wir lesen Lessing „als Schriftsteller". (Vgl. auch „Freie Vorträge". Erste Sammlung. Stuttgart 1873. S. 19 f.)

[3]) Die „Symbole" sind wesentlich für seinen Kunststil. Er verwandelt nicht nur „die Erscheinung in Idee und die Idee in ein Bild" (Goethe, Sprüche in Prosa, hrsg. von G. v. Loeper, Nr. 743), sondern das Bild gehört auch zur Erscheinung selbst, kryställisiert sich aus ihr. Vgl. z. B. L. u. L.[1] S. 227 über die Wirkung der Frühlingssonne auf der beschneiten Rhön. [In der 9. Auflage S. 284 hat Riehl das Wort „Symbol" in „Sinnbild" geändert, wie er S. 371[9] „zeichnet" einsetzt für das „symbolisirt" der 1. Auflage (S. 305), S. 282[9] hat er aber die „Symbolik" der 1. Auflage (S. 224) nicht verdeutschen wollen.] In den „religiösen Studien eines Weltkindes"[5] S. 403 spricht Riehl sehr bescheiden von seinem Verständnis der Hegel'schen Philosophie, aber dem alten Westerwälder Pfarrer auf dem Wege nach Herborn war Riehl als „Hegelianer" verdächtig (ebd. S. 412). Jedenfalls entsprechen Riehls Symbole denen, die Hegel in der Ästhetik beschreibt (Werke X, 1. Berlin 1835. S. 393 f.: „die sinnlich vorhandenen Existenzen haben schon in ihrem eigenen Dasein diejenige Bedeutung, zu deren Ausdruck und Darstellung sie verwendet werden").

Digitized by Google

Anekdoten, novelliſtiſche Beigaben verſinnlichen die Idee, untadelig als Kunſtmittel in Büchern „aus dem Leben fürs Leben“ [1]).

Ob die „Volkskunde“, wie ſie nach Umfang und Inhalt vor Riehls Geiſte ſteht, als durchgeführte Wiſſenſchaft einmal möglich wird? In keinem Falle erfreuen wir uns bereits dieſer Möglichkeit. Der Zuſammenſchluß der Probleme nach einer vorgezeichneten Mitte läßt ſich nicht gebieten, der Anſchluß von Problemgruppen nach verſchiedenen Seiten nicht hindern.

Die Volkskunde dieſer „Blätter“ [2]) blickt auf dieſelben Gegenſtände wie die Volkskunde Riehls, aber ſie hat nicht denſelben Augenpunkt. Wir kommen von Herder und Jacob Grimm [3]) und lernen von Uſeners religionsgeſchichtlicher Methode; um Riehls geiſtigen Stammbaum zu zeichnen, muß man zurückgehen auf die Ökonomiſten des achtzehnten Jahrhunderts [4]) und auf die Anfänge der hiſtoriſchen Rechtsſchule. Das in Liedern und Sprüchen, in Märchen und Sagen, in Sitte und Brauch die Welt deutende und dichtende Volk [5]) wollen wir verſtehen; dabei berückſichtigen wir die Bedingungen der Landſchaft, aber wir abſtrahieren von dieſen Bedingungen für das Ziel unſerer Forſchung, und dieſes Ziel heißt: Erkenntnis der Geſetzlichkeit ſolchen Deutens und Dichtens über alle örtlichen Grenzen hinaus. Riehl ſtrebt nach topologiſch-anthropologiſchen Ergebniſſen, wir nach rein anthropologiſchen. Riehl will das Land und die Leute ineinanderſchauen, vor ihm ſchwebt das Bild der Landſchaft, eine Verflechtung von Bodengeſtalt, Geſchichte und gegen-

---

[1]) „Die Familie“ [12] p. XIV.

[2]) Neue Wiſſenſchaften beſtimmen ſich ihr Gebiet durch ihre Betätigung. Unſere Volkskunde iſt noch zu jung, als daß ſich die Grenzlinien auf *allen* Seiten ſcharf ziehen ließen; auch was hier geſagt wird, ſoll nur vorläufig, gleichſam als Traſſierung gelten.

[3]) W. J. Thomas im Londoner Athenaeum 1846, Aug. 22, Nr. 982, p. 863 (col. 1), wo er das Wort folk-lore prägt, denkt zunächſt an Ergänzungen zu Grimms „deutſcher Mythologie“.

[4]) Wilhelm Roſcher in ſeiner „Geſchichte der National-Ökonomik in Deutſchland“, München 1874, S. 1011 rechnet „Riehls friſche, geiſtvolle und ſo überaus anregende Gemälde von einigen Seiten des Volkslebens“ zu „den Zierden der *ſtatiſtiſchen* Literatur“. In dem zu Anmerkung 1 auf S. 2 angezogenen Vortrage (Culturſtudien S. 222) nennt Riehl ſeine Volkskunde „geradezu eine Vorhalle zur Staatswiſſenſchaft“.

[5]) Die Frage, ob Volkslieder von einzelnen gedichtet werden, wird durch dieſe Formulierung nicht berührt. Weſentlich iſt, daß dieſe einzelnen „im Volke“ lebten, nicht im Zuſammenhange des Kulturbewußtſeins.

Digitized by Google

wärtiger Menschenart[1]). Wir betrachten das Land nur um der Leute und die Leute nur um der Menschheit willen.

II.

Möser und Riehl schrieben in politischer Absicht; sie sind einander verwandt durch die Art ihres Widerspruchs zur herrschenden Richtung ihrer Zeitalter und durch eine unwillkürliche Zustimmung zu eben diesem Geiste der Zeit. Möser steht zur Aufklärung wie Riehl zum Liberalismus. Die Aufklärung hatte die Idee des Menschen herausgearbeitet und strebte sie im Begriffe des freigeborenen Individuums zu bewähren. So mächtig war die neue Vorstellung der unbedingten Gemeinschaft aller Menschen, daß sie unmittelbar an dem Einzelnen sich vollziehen sollte; man achtete nicht der bedingten Gemeinschaften, der Stände und der Stämme zwischen der Menschheit und dem Einzelnen; sie erschienen wie Hemmnisse, wie Satzungen der Willkür. Die mechanische Staffelung der Klassen und der Ämter im absoluten Staate und die organische Gliederung der Gesellschaft wurden nicht auseinander gehalten. Möser nun fühlte noch mehr als er erkannte, daß die bedingten Gemeinschaften, wenn sie nur lebendig entstanden sind, das Individuum fördern, ja erst ermöglichen; daß die junge Humanität die Reinheit ihres Begriffes mit seiner einförmigen, unvermittelten Wirkung ohne Not zusammenbrachte. So eifert er gegen die „neumodische Menschenliebe“ [2]) und verteidigt die alten Sitten, verteidigt im Überschwang der Paradoxie auch alle Grausamkeit des Herkommens: die Entehrung der Bastarde, die Folter, das Verkaufen geblendeter Missetäter. Gerade die Paradoxie weist auf die tieferen Beweggründe des aus ringender Gedankenfülle heftigen Mannes. Er sieht die gewachsene, naturhafte Freiheit durch die ersonnene der „Philosophen“ bedroht; er widerspricht im letzten gar nicht der Humanität; er sucht eine Vertiefung des Freiheitsbegriffs, den die Humanität zwar vollendet, aber nicht verwirklicht hatte. Ein Anhänger des Feudalsystems hätte sich nicht auf den „Stand der rohen Natur“ und den „Stand der ersten Gemeinschaft“ [3]) berufen, noch

[1]) Vgl. z. B. L. u. L[2]. S. 253: „So liefen seit Jahrhunderten tausend feine Fäden zusammen, um allmählich dieses große Netz von Not und Elend zu stricken, welches sich um die deutschen Gebirge zusammengezogen hat ...“

[2]) II, 164; vgl. auch IV, 141.

[3]) Möser war vertraut mit den Schriften Rousseaus (X, 191; vgl. auch I, 398). Wir denken uns den Naturmenschen triebhaft handelnd; man beachte

Digitized by Google

das Herkommen aus verkannter Vernunft der Vorfahren erläutert. Möser streitet wider die Aufklärung, aber seine Waffen sind auch die der Gegner. Er tritt für die „dunklen Begriffe" ein gegen die Anmaßung der „deutlichen"[1]), aber indem er die dunklen Begriffe bezeichnet, braucht er deutliche Linien. Er widerspricht der rationalistischen Zerlegung bäuerlicher Religion, aber die „Totaleindrücke der Schöpfung"[2]), die er dem Landmann erhalten will, hat der Freund

nun, welch hohen Grad von Bewußtheit der im ersten Buche des Contract social dargestellte Übergang vom état de nature zum état civil voraussetzt. Möser bestreitet nicht den Anspruch der Vernunft auf Ordnung der menschlichen Beziehungen, er findet aber die Vernunft gerade dort betätigt, wo „Philosophen" seiner Zeit nichts als Unverstand oder blinde Gewalt bemerkten. Mag sein, daß von da nur ein Schritt ist zur Verehrung alles Bestehenden, eben weil es besteht, also ohne Rücksicht auf die Rechtfertigung aus Vernunft, Möser hat diesen Schritt nicht getan. Erst im Gefolge der Romantik hat man aus der schlichten historischen Kausalität eine Theodicee gemacht. Auch war Möser noch nicht dahin gelangt, wie später Jacob Grimm, zu sagen: „das Recht ist poetisch" (vgl. Wilhelm Scherer, Jacob Grimm. 2. Auflage. Berlin 1885. S. 257). Bei der Lektüre der „patriotischen Phantasien" mögen uns niedersächsische Rechtsgewohnheiten wie Dichtungen anmuten, der Eindruck kommt von dem Manne und von der Sache, aber nicht von der Ansicht, die der Mann von der Sache hegt, nicht von der Absicht, die er dabei verfolgt. Wir sind gar leicht versucht, die milde Weisheit Jacob Grimms in Mösers trotzige Seele hineinzutragen. Möser war selbst noch ein Stück von jener Poesie, und darum konnte er sie nicht genießen. Der „Mösersche feine sinn und tact" (Jacob Grimm in der Vorrede zu den deutschen Rechtsaltertümern. Göttingen 1828. p. VI) bewährt sich in der Erklärung eines durchdachten, aber unverständlich gewordenen Mechanismus. So zeigt er, wie alle nur möglichen Fälle vorgesehen waren bei der „uralten Gewohnheit in Westphalen, daß bei jedem Voll- oder Halbhofe eine Leibzucht sein, und, wo solche fehlt, eine erbauet werden müsse" (III, 145), und er beklagt (ebd. 147), daß man „das feine Kunstgewebe der deutschen Rechtsgelehrsamkeit, worin die Notwendigkeit der Leibzucht ihre eigenthümliche Stelle hat, nicht mehr erkennen will". Wie selbstverständlich übrigens die Annahme der Bewußtheit auch anderen war, die auf eigenen Wegen über menschliche Gemeinschaft nachdachten, dafür gibt Thomas Abbt (Vermischte Werke IV. Berlin und Stettin 1780. S. 179) einen merkwürdigen Beleg; er ahnt einen Volksgeist, aber er möchte ihn, „gleich einem belebendem Athem" durch die Regierung dem Volke einblasen. Möser beweist auch darin seine Überlegenheit, daß er über die Grenzen von Abbts Begabung sich nicht täuschte (X, 141 ff. und vor allem 147 f.). Der Vergleich mit Abbts Ideen macht uns das neue an Möser offenbar, zumal beide in demselben Kreise standen.

[1]) Vgl. II, 305.

[2]) X, 253. — Auch Abbt (a. a. O. S. 157) warnt vor „unzeitiger Deutlichkeit". „Wenn er (der Handarbeiter) durch die Zauberlaterne der Einbildungskraft Schattenbilder beym Mangel anderweitiger Klarheit entwirft:

Digitized by Google

Friedrich Nicolais selbst nicht mehr erfahren. Um das lebendige Mittelalter so zu würdigen, mußte man es aus sich herausseßen. Nur wer den hellen Tag kennt, wird die Dämmerung gut beschreiben. Möser gehört trotz allem dem Zeitalter der Aufklärung.

Riehls „Naturgeschichte des deutschen Volkes" entstand unter dem Eindruck der Revolution von 1848. Es geht ihm um die gefährdete Eigentümlichkeit der alten Landschaften und der alten Stände. Der Anwalt der „Individualitäten des Volkstums" muß aber den Polizeistaat öfter schelten als den „demokratischen Doktrinär". Riehls Herz ist sicherlich bei den „Mächten der Beharrung", aber auch sie kann er nicht unbeweglich wünschen [1]), er appelliert von einer schlecht verstandenen an eine besser zu verstehende Freiheit: die geschichtliche Einsicht soll der freien Entwickelung dienen. Dem Malerauge bietet die beharrende Kraft willig sich dar, sie trägt uns die Gestalt fast fertig entgegen, und Riehl hat dem Behagen am Knorrig-Bodenständigen gern nachgegeben; er verliebt sich selbst in das Elend, wenn es nur Charakter hat. Die bewegte Kraft ist schwieriger zu fassen. In der bürgerlichen Gesellschaft sieht Riehl ein fortwährendes Angleichen innerer Vorgänge an äußere und vermittelt „jenen mittelalterigen Zustand, wo der Staat in der Gesellschaft aufging, mit der Idee des achtzehnten Jahrhunderts, welche die Gesellschaft im Staate aufgehen läßt" [2]). Der sorgsame Hüter jeglichen Sondertums will doch, daß „die religiöse Duldung und die nationale, ja die allgemein menschliche Brüderlichkeit" [3]) uns nicht verloren gehe. Die Verwirrung und den mancherlei Unverstand

so bringe nicht Licht dazu; wodurch seine Bilder geschwächt werden, oder gar verschwinden." Aber für Abbt ist das ein Notbehelf, empfohlen solang, bis alle Glieder des Staates unter den „mildern Zepter der Vernunft" berufen werden (S. 188). Für Möser fallen die „Totaleindrücke" schon ins System der Vernunft und sind der Wissenschaft gleichberechtigt. Die „Totaleindrücke" deuten vor auf jene „große Einfachheit", die, nach Jacob Grimm, „sich zurückzieht und in dem Maße verschließt, worin der Mensch nach seinem göttlichen Treiben sich aus der eigenen Kraft zu offenbaren strebt". (Über den altdeutschen Meistergesang. Göttingen 1811. S. 5. — Vgl. auch Adolf Strack in diesen Blättern Bd. I, S. 166.)

[1]) Vgl. z. B. Wanderbuch[4] S. 276 ff. über die Gesittungsresultate des Hopfenbaus für die Holledau. Wie heiter schaut Riehl dieser tiefen wirtschaftlichen Wandlung zu. Und hätte ein rückwärts gewandter Romantiker gerade „die Pfälzer" zur monographischen Darstellung übernommen? Kaum eine Volksgruppe ist ihrem „gewachsenen Dasein" so entrückt! Riehl zeigt, wie ein Wesenhaftes sich doch hindurchrettet. Es reizte ihn, dem „Volksporträt" bestimmte Züge zu leihen.

[2]) Bürg. Ges.[9] S. 187.

[3]) L. u. L.[9] S. 389; vgl. auch Möser IX, 157.

Digitized by Google

unserer Revolution hat Riehl erlebt und in Skizzen festgehalten; die ganze Bewegung als ein Unheil anzusehen sich nicht herbeigelassen. Er ist ja selbst dem Geiste nicht fremd, der damals von der Tribüne sprach. Jetzt nach einem halben Jahrhundert rücken manche Figuren nahe zusammen, die in ihrer Gegenwart einander meilenfern schienen. Man betrachte nur seinen Stil — ein Schriftsteller des Vormärz hätte so nicht schreiben können. Der Leserkreis ist politisiert, er soll durch Belehrung überedet werden, und die Belehrung soll nicht aufdringlich hervortreten. Wohl verschmäht Riehl den Götzendienst vor dem „Publikum“ [1]), aber das Publikum seiner Bücher ist ganz und gar nicht „mittelalterig“; es ist die Gesellschaft, wie sie durch die Ideen des achtzehnten Jahrhunderts sich gebildet hat, und Riehls „Volkskunde“ wäre unverständlich ohne die gesicherte Voraussetzung eben dieser Gesellschaft.

III.

Bei Möser und bei Riehl bemerkten wir eine Spannung zwischen der geistigen Atmosphäre, die sie atmen, und einem Wesen „Volk“, das sie lieben und suchen. Das Verhältnis unserer Volkskunde zu ihrem Gegenstande bietet eine Analogie zu jener Spannung. Wir wollen ein Unbewußtes oder Halbbewußtes wissenschaftlich betrachten, das heißt einfügen in den Bereich des Bewußtseins [2]). Damit lösen wir es aus dem Zusammenhange seines Ursprungs. Ein Reckvers vom Vogelsberg ist nicht mehr dasselbe, wenn er in diesen Blättern einem oberbayrischen Schnaderhüpfl zugeordnet wird; er ist uns mehr geworden durch den Vergleich, aber er war als Anecdoton doch etwas anderes; und bewahrten wir selbst phonographisch Tonfall und Klangfarbe, das Naturhafte verflog durch die Wiedergabe als solche. Hier bestätigt sich ein alter Glaube: das Abbild bringt dem Urbilde Gefahr. Jede Wissenschaft macht sich derartigen Raubes schuldig, die unsere vielleicht mehr als andere, sie will ja Träume wachen Sinnes erkennen. Ohne romantische Stimmung läßt sich die Ernte der Volkskunde nicht bergen; wenn wir den Stoff sichten und darstellen, dann beflügele uns diese Stimmung, aber sie be-

[1]) Bürg. Ges.[3] S. 236.

[2]) Diese neue Verknüpfung schafft erst den Wert für die Wissenschaft. Vgl. W. J. Thomas an der zu Anm. 3 auf S. 4 angezogenen Stelle über Jacob Grimms deutsche Mythologie: „a mass of minute facts, many of which, when separately considered, appear trifling and insignificant — but, when taken in connexion with the system into which his master-mind has woven them, assume a value that he who first recorded them never dreamed of attributing to them.“

Digitized by Google

herrsche uns nicht. Die Erhaltung des Volkstums für die Erkenntnis soll unser einziges Absehen sein; wir trübten die Reinheit der Forschung, wollten wir die Erhaltung für das Leben einbeziehen in unsern Beruf. Das bedeutet aber keinen Verzicht unserer Volkskunde auf tätigen Anteil an den Aufgaben der Gesellschaft. Mögen wir politische Gesichtspunkte Mösers und Riehls als notwendig nicht anerkennen, ihr politischer Sinn soll uns befreundet bleiben. „Man muß die Menschen nicht beobachten, ohne sich für ihre Bildung zu interessieren“ [1]). Die Formen, die der Volksgeist zeugt, sind im Leben vergänglich, aber die Einsicht in die Geschichte und damit in das Gesetz dieser Formen wird demselben Volksgeist zu gute kommen. Und die Seele, deren Ausdruck wir belauschen, sie mag im Wandel der Zeiten verworrener reden, sie kann doch nicht sterben. Die unterhalb der Kultur [2]) beobachtete poetische Zeugkraft wird sich innerhalb der Kultur nicht erschöpfen. Neue Gebilde künden sich an — sie sind noch unstät in ihrer Erscheinung und darum schwer festzuhalten. Je deutlicher wir den auch in der Zerstreuung nimmer rastenden Bildungstrieb gewahren, um so weiter entfernen wir uns von jenem Kleinmut, der Natur durch Künstlichkeit unterstützen möchte und verfallende Trachten wie Urwaldparzellen umhegt.

Die Wissenschaft wirkt langsam in die Breite der Bildung, ihren Unterricht beschleunigt das literarische Werk. Durch das Grimm'sche Märchenbuch wird die Zwehrner Bäuerin in die Berliner Kinderstube gerufen und so der Nation gesichert, was dem Volke entgleitet. Das literarische Werk läßt sich nicht bestellen, es erscheint immer wie ein freies Geschenk, wie ein Dank für wissenschaftliche Arbeit. Bei dieser Arbeit gewinnt auch die Idee des Volkes, das Ideal der Möser und Riehl. „Volk“ ist kein Begriff, sondern die stetig erneuerte Forderung eines Begriffes [3]), und darum so fruchtbar für unser Studium des Menschen. Herder, der „Stimmen der Völker“ sammelte, schrieb auch „Briefe zur Beförderung der Humanität“.

[1]) Goethe in Wilhelm Meisters Lehrjahren. Buch VIII. Kap. 5. (Bd. 17, S. 514 Hempel.)

[2]) Vgl. Albrecht Dieterich in diesen Blättern Bd. I, S. 186.

[3]) Vgl. Riehl in dem zu Anmerkung 1 auf S. 2 angezogenen Vortrage (Culturstudien[4] S. 213): „Der Begriff des Volkes ist eine Abstraction, die bereits einen ziemlich weiten Gesichtskreis der Bildung voraussetzt.“ Vielleicht darf man sagen: „Volk“ und „Bildung“ stehen zu einander in einem funktionellen Verhältnis und jeder der beiden Begriffe ist bestimmbar nur durch dieses Verhältnis.

Digitized by Google

Buschnegermärchen aus Surinam.

Mitgeteilt von H. Siebeck.

Vorbemerkung.

Surinam, bekanntlich der niederländische Teil von Guayana in Südamerika, besitzt außer der altindianischen und der eingewanderten europäischen auch eine durch die ehemalige Sklavenhaltung eingeführte Negerbevölkerung. Von dieser hat sich seit Aufhebung der Sklaverei (1863) ein Teil in der Hauptstadt Paramaribo angesiedelt, wo die Männer vielfach als Handwerker, die Weiber als Wärterinnen u. dgl. ihren Unterhalt finden; ein andrer beträchtlicher Teil hat sich im „Busch" d. h. in den Urwäldern in dörflichen Gemeinschaften unter selbstgewählten lokalen Obrigkeiten niedergelassen. Jene städtischen sowohl wie diese Buschneger sind schon seit lange von der Mission der herrnhutischen Brüdergemeine in den Bereich ihrer Tätigkeit einbezogen worden, und es wurden neuerdings zu diesem Zwecke auch unter den Negern selbst geeignete Personen zu Helfern im geistlichen Amte herangebildet. Da sich bei Gelegenheit dieser seelsorgerischen Bemühung auch herausstellte, daß namentlich unter den Buschnegern noch eine erhebliche Märchentradition bestand, so trug der damalige Vorsteher (Bischof der Brüdermission) Herr F. Stähelin Sorge, die betreffenden Erzählungen durch einen solchen Negerhelfer aufnehmen zu lassen. Er hat dann bei seiner vor nicht langer Zeit erfolgten Rückkehr nach Europa die ganze Sammlung mit herübergebracht und eine Übersetzung aus der Originalsprache (dem sog. Negerenglisch) zum Zwecke der Veröffentlichung in Angriff genommen. Der meinerseits geäußerten Bitte, mir von den bereits übersetzten eine Probe zur vorläufigen Mitteilung in der Hessischen Vereinigung für Volkskunde zu überlassen, wurde von ihm freundlichst entsprochen.

Eine eingehende und tiefer greifende volkskundliche und überhaupt ethnologische Betrachtung kann sich an diese Märchen natürlich erst anknüpfen, wenn die ganze Sammlung in der Übersetzung vorliegen wird. Es dürfte sich dabei in erster Linie mit um die Frage handeln, was davon in dem Inhalte als uralter aus Afrika mit herübergekommener Bestand zu gelten hat, und was aus der Berührung mit den in Surinam selbst anderweitig vorhandenen Rassen und Klassen der Bevölkerung hinzugekommen sein mag. Dem volks-

Digitized by Google

kundlich geschulten Leser wird sich schon von der Kenntnisnahme der hier gegebenen Proben aus in dieser Beziehung von selbst manche Vermutung nahe legen.

I.

Tief im Walde schoß jemand eines Tages einen Büffel und tötete ihn. Nach Hause gekommen, machte er sogleich im Dorfe bekannt, daß er an der und der Stelle im Walde einen Büffel getötet habe, zugleich die Aufforderung daran knüpfend, jeder der Lust habe, möge hingehen und sich von seinem Fleisch holen, so viel er wolle. Nun gab es unter den Einwohnern des Dorfes auch zwei Männer mit Namen Kükata und Blindemann; ersterer war an beiden Füßen gelähmt, letzterer dagegen vollständig blind. Diese beiden Männer beschlossen ebenfalls hinzugehen und sich ein saftiges Stück Büffelfleisch zu holen. Wie aber sollten sie an den Ort, wo der Büffel lag, gelangen? Nun, sie wußten sich Rat und machten es einfach so: Blindemann, der nichts sehen, aber gut laufen konnte, nahm den Kükata, der nicht laufen, wohl aber gut sehen konnte, auf seine Schultern. So begaben sie sich auf die Wanderung, Blindemann genau den Weg einhaltend, den Kükata ihm wies. Inzwischen aber waren ihnen alle gesunden Leute weit vorausgeeilt und hatten, als es dunkel wurde, unterwegs Halt gemacht, gegessen und über Nacht geschlafen. Früh am andern Morgen waren sie dann wieder aufgebrochen und weiter gewandert dem Ziele zu. Als Blindemann und Kükata nach mühsamer Wanderung auch endlich den Platz erreichten, wo die andern die Nacht vorher gerastet hatten, war der Abend bereits wieder hereingebrochen. Sie beschlossen daher, ebenfalls hier zu übernachten. Während Kükata sich nun nach einem geeigneten Ruheplatz umsah, erblickten seine Augen plötzlich ein Stück gedörrtes Fleisch, das von den vorausgeeilten liegen gelassen war. Voll Freude teilte er diesen Fund seinem Kameraden Blindemann mit und sprach: Das Fleisch soll uns beiden gut schmecken. Er nahm es an sich und machte sich sogleich an die Arbeit, ein Feuer anzuzünden, um es zu braten. Während er nun so damit beschäftigt war, erwachte plötzlich die Habgier in seinem Herzen, das gefundene Stück Fleisch allein zu essen, und da gerade ein recht fetter Frosch in seiner Nähe herum sprang, ergriff er ihn und briet ihn ebenfalls, um seinen Freund Blindemann damit zu betrügen. Darauf setzten sich beide zum Essen zurecht, und nun nahm Kükata

Digitized by Google

das gefundene Stück Fleisch, den Frosch aber gab er Blindemann. Dieser, der ja nicht sehen konnte, was Kükata ihm gegeben, aß tapfer darauf los, sodaß endlich nur noch der Kopf des Frosches in seiner Hand übrig war. Als er nun auch in diesen hinein biß, gerade in die noch nicht recht durchgebratenen Augen, spritzte ihm plötzlich das Wasser daraus direkt in seine beiden erblindeten Augen, und er konnte wieder sehen. Das erste was er sah, war natürlich der Froschkopf in seiner Hand, der ihm den ganzen Betrug Kükatas offenbarte. „O du undankbarer Mensch", so rief er zornentbrannt diesem zu, „habe ich das um dich verdient? Wart', ich will dich lehren, wie man mit solchen Betrügern verfährt!" Damit ergriff Blindemann einen Stock und schlug so lange auf Kükata los, bis dieser plötzlich aufsprang und davon lief. So waren beide wieder gesund geworden. Blindemann konnte wieder sehen und Kükata wieder gehen. Den Anlaß zu ihrer beiderseitigen Heilung hatte der getötete Büffel gegeben.

II.

Es war einmal ein Elternpaar, das hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Beide, sowohl der Sohn als auch die Tochter waren bereits erwachsen, und an Gestalt wie an Gesicht so wunderschön, wie es ihresgleichen auf der ganzen weiten Welt nicht mehr gab. Eines Tages sprach der Bruder zur Schwester: Höre, Schwester, du mußt mir eine Frau suchen, doch muß es ein Mädchen sein, ebenso schön wie du. Die Schwester war dazu bereit und ließ sogleich alle jungen und hübschen Mädchen im Lande auffordern, sich bei ihr einzufinden, um eine Brautwahl vornehmen zu können. Daraufhin strömten von überall her die jungen Mädchen herbei, denn alle kannten den schönen Jüngling und begehrten ihn zum Mann zu bekommen. Aber wie schön auch manches unter den herbeigeeilten Mädchen war, der Schwester war dennoch keine schön genug, und so wurde denn eine nach der andern wieder weggeschickt, bis endlich kein Mädchen mehr zur Wahl übrig blieb, überhaupt auch keines mehr den Mut hatte, sich ihr zu unterziehen. Nur ein Mädchen gab es noch, die trotz alledem versuchen wollte, sich den schönen Jüngling zu erwerben. Sie hieß Akupunglulu und war ganz und gar nicht schön zu nennen. Dabei war sie noch durch und durch krank; ihr ganzer Körper von dem Kopf bis zu den Füßen war mit übelriechenden Schwären bedeckt. Als die anderen Mädchen von Akupunglulus Absicht hörten, lachten und spotteten sie darüber,

Digitized by Google

und meinten, ihre Schönheit würde der Schwester des Jünglings sicher zusagen. Akupunglulu ließ sich dadurch jedoch keineswegs von ihrem Entschluß abbringen, sondern machte sich bald darauf getrost auf den Weg. Sie war noch nicht weit gegangen, da sah sie am Rande des Weges einen Mann sitzen, der rief sie zu sich und bat sie, ihm doch einige Läuse vom Kopfe absuchen zu wollen. Bereitwillig kam Akupunglulu seinem Wunsche nach; doch kaum hatte sie mit dieser Arbeit angefangen, als der alte Mann sie plötzlich packte und verschlang, um sie gleich darauf wieder lebendig von sich zu geben. Aber welche Veränderung war in dieser kurzen Zeit mit ihr vor sich gegangen! Von Schwären oder irgend welchem Ausschlag war nichts mehr an ihrem Körper zu entdecken. Sie war ganz gesund geworden und so schön, daß selbst die Schwester des Jünglings von ihr in den Schatten gestellt wurde. Welche Freude für Akupunglulu, als sie sich in solcher Gestalt erblickte! Der alte Mann aber (derselbe war der Geist einer Schlange) sprach zu ihr: So, nun kannst du deinen Weg weiter fortsetzen, und gehen wohin du wolltest; doch hüte dich, irgend einem Menschen zu erzählen, was dir durch mich widerfahren ist. Akupunglulu versprach die Warnung zu beherzigen und ihrer stets zu gedenken, und nachdem sie dem Alten noch einmal herzlich gedankt hatte, zog sie ihre Straße fröhlich und wohlgemut weiter, dem Ziele zu. Endlich lag das Haus des Jünglings und seiner Schwester vor ihr. Kaum aber erblickte die Schwester das schöne Mädchen draußen, als sie auch schon vor Freude ihr entgegeneilte und sie mit den Worten: „Du und keine andere sollst meines Bruders Frau werden", in das Haus und sogleich zu ihrem Bruder führte, der Akupunglulu denn auch zum Weibe nahm. Nachdem sie einige Zeit sehr glücklich mit einander gelebt hatten, wollte Akupunglulu ihre Familie besuchen gehen. Ihr Mann gab ihr zu diesem Zwecke 120 Gulden mit auf den Weg. Nahe der Heimat begegnete ihr wieder der alte Mann, der ihr seinerzeit zu ihrem Glück verholfen hatte, und sie schenkte ihm aus Dankbarkeit 40 Gulden. Bei ihrer Ankunft verwunderten sich alle darüber, wie gesund und schön sie geworden war, und jedermann wollte natürlich gern wissen, wie das zugegangen sei. Zuerst gab Akupunglulu auf derartige Fragen keine Antwort, denn sie gedachte der Warnung des alten Mannes. Eines Tages aber, als man gar zu sehr in sie drang, das Geheimnis zu enthüllen, vergaß sie sich und erzählte haarklein alles, was ihr damals unterwegs begegnet war, ohne zu ahnen, daß der Alte, der ihr als un-

Digitized by Google

sichtbarer Geist in die Heimat gefolgt war, und sie überall umschwebte, Ohrenzeuge dieser ihrer Ausplauderei war. Endlich machte sie sich wieder auf, um zu ihrem Mann zurückzukehren. Und gerade wie das erstemal traf sie auch diesmal wieder den alten Mann an der nämlichen Stelle des Weges sitzend. Und auch diesmal richtete er dieselbe Bitte an sie, ihm seine Läuse absuchen zu sollen. Akupunglulu, die ja nicht wußte, daß er sie zu Hause belauscht hatte, war mit Freuden dazu bereit, dachte sie doch nicht anders, als dafür eine gute Belohnung zu empfangen. Während sie nun mit so angenehmen Gedanken im Herzen emsig bei der Arbeit war, ergriff der Alte sie plötzlich und verschlang sie gerade wie das erstemal. Aber oh weh, als er sie wieder von sich gab, wie hatte sich ihre Gestalt verändert! Jetzt erblickte sich Akupunglulu wieder ganz in dem früheren Zustande. Ihr Körper war über und über mit übelriechenden Schwären bedeckt wie zuvor. „Nimm dies als Strafe dafür, daß du meine Warnung nicht beachtet hast;" mit diesen Worten verschwand der Alte, Akupunglulu in großem Jammer zurücklassend. Oh wie bereute sie es nun, daß sie nicht besser auf die Warnung gehört hatte! Aber alles Klagen half ihr nichts, und wie sehr sie auch den Alten rief, es war vergeblich, er kam nicht wieder. Was sollte sie nun tun? Zu ihrem Manne zurückkehren, das wollte sie nicht, denn ihm so unter die Augen treten, dazu schämte sie sich zu sehr. So schlug sie denn wieder den Rückweg ein, und kehrte zu ihrer Familie zurück. Auf solche Weise mußte der Jüngling sein ganzes ferneres Leben lang ohne Frau bleiben, weil jetzt auch keines der anderen Mädchen, die einst von der Schwester, als für ihn nicht schön genug weggeschickt waren, ihn zum Manne haben wollte.

Darum sagt man: Wenn ein Jüngling sich eine Frau suchen will, so muß er weniger auf Schönheit als auf Liebe sehen. Liebt er ein Mädchen aus ganzem Herzen, so soll er sie zur Frau nehmen; tut er es nicht, und sieht er zu sehr auf Schönheit, kann es ihm gerade so gehen, wie dem Jüngling in dieser Geschichte, daß er sein Leben lang ledig bleiben muß.

III.

In einem Dorfe lebten einstmals viele junge Mädchen, von denen jedes einen Freier hatte. Eines Tages begab es sich, daß alle diese Mädchen an den Fluß gingen, um Wasser zu holen. Nachdem sie ihre Krüge gefüllt hatten, riefen sie ihre Freier mit

Digitized by Google

Namen herbei, um sich von diesen die schweren Wasserkrüge auf den Kopf setzen zu lassen. Nur eins dieser Mädchen machte eine Ausnahme davon. Sie schämte sich, den Namen ihres Freiers (er hieß Agamasebieje) auszusprechen und ließ sich durch kein Zureden der andern dazu bewegen, bis diese endlich fortgingen und sie allein am Wasser zurückließen. Nicht lange aber hatte sie dort so gestanden, da hörte sie plötzlich menschliche Fußtritte hinter sich. Schnell wendete sie sich um und erblickte vor sich einen alten Mann, dessen eine Körperseite vollständig verrottet war, und das so arg, daß die Knochen frei zu Tage waren; darum war auch sein Name Arotoe Nawausei (d. h. „er ist verrottet auf einer Seite"). Obgleich sein Anblick dem Mädchen ein gewisses Grausen verursachte, so bat sie ihn doch, ihr den Wasserkrug aufnehmen zu helfen. Der Alte war bereit dazu. Beim Fortgehen warnte er sie aber, niemandem zu erzählen, wer ihr geholfen habe, denn, so sprach er, tust du dies, so komme ich und töte dich. Zu Hause angekommen, wurde sie sogleich gefragt, wer ihr den Wasserkrug hätte aufnehmen helfen. Zuerst suchte sie sich durch eine Lüge aus der Verlegenheit zu bringen und sagte, sie hätte sich allein zu helfen gewußt. Das glaubte ihr nun niemand, und man bestürmte sie nur noch mehr, den Namen des Helfers zu nennen. Endlich sah sie sich so in die Enge getrieben, daß sie nicht anders konnte, als ihr Geheimnis preiszugeben und zu erzählen, daß Arotoe Nawausei derjenige gewesen sei, der ihr geholfen habe; jedoch verschwieg sie auch dessen Drohung nicht. Daraufhin versteckte man sie auf den Boden des Hauses, in der Meinung, daß sie dort vor den Nachstellungen des Alten vollkommen sicher sei. Diese Hoffnung war aber trügerisch, denn in der Nacht stand jener plötzlich vor ihrem Lager. Sie sprang auf, um zu entfliehen; aber er packte sie, warf sie zu Boden und dann stieß und rollte er sie mit dem Fuß die Treppe hinunter zum Hause hinaus, weiter und immer weiter, ohne daß ihre Familie etwas davon ahnte. Oh, wie bereute jetzt das Mädchen ihre damalige falsche Scham, daß sie den Namen ihres Freiers nicht rufen wollte! Nun aber, in der Not, gedachte sie seiner, und begann singend seinen Namen zu rufen, damit er ihr zu Hilfe käme. Dieser, Agam, konnte nun zwar der Entfernung wegen ihre Stimme nicht hören, doch da er ein Zauberer war, fühlte er zu eben der Stunde in seinem Innern etwas, was ihm sagte, daß ein Streit seiner warte; nur wußte er nicht, mit wem und welcher Art dieser sein würde. Schnell machte er sich daher zum Kampf bereit. Zuerst kochte er ein wenig Reis,

Digitized by Google

nahm dann noch einige andere Eßsachen dazu und brachte alles seinen Götzen als Opfer dar, um sich damit deren Hilfe und Beistand zu erkaufen. Darauf rief er seine Mutter herbei, teilte ihr in kurzen Worten mit, was seiner warte, nahm dann zwei Töpfe und indem er diese vor sie hinstellte, sagte er zu ihr: „Paß' gut auf die Töpfe hier, Mutter. Sobald du in einem von ihnen kochendes Blut siehst, kannst du das als Zeichen nehmen, daß ein Unglück mich betroffen hat." Darauf ergriff Agam seine Waffen und begab sich an den Fluß, an eine Stelle, wo jeder, der ihn überschreiten wollte, vorbei mußte. Er hatte noch nicht lange gewartet, da sah er jenen alten Mann Arotoe Nawansei auf sich zukommen, seine (des Agam) Braut vor sich her stoßend. Zornentbrannt eilte er sogleich dem Alten entgegen, doch kaum erblickte dieser ihn, als er auch schon das Mädchen mit einem gewaltigen Fußstoß auf ihn schleuderte. Agam fing das Mädchen auf und gab ihm die Weisung, schnell in sein Haus zu flüchten. Kaum war das geschehen, als auch schon der Alte auf ihn zutrat mit der Frage, ob er nicht ein Stück seines Viehes gesehen habe. Der Jüngling verneinte dies und sagte: „Guter Freund, von deinem Vieh weiß ich nichts; meine Braut aber habe ich gefunden, und ich werde dafür sorgen, daß du sie nicht mehr in deine Gewalt bekommst." Damit war der Streit zwischen beiden eröffnet; nicht lange danach waren sie handgemein. Zuerst hatte es fast den Anschein, als würde Agam im Kampfe unterliegen, bis es ihm plötzlich gelang, seinen Zauberstab zu Boden zu werfen. Sofort trat eine tiefe Finsternis ein und Agam, der bei der Finsternis sehen konnte, benutzte dies, um seinen Feind unschädlich zu machen. Schon blutete Arotoe Nawansei aus mehreren Wunden, da gelang es auch ihm, seinen Zauberstab auf die Erde zu werfen, worauf es auf einmal wieder hell wurde. Jetzt aber war ebenso wie zu Anfang Arotoe Nawansei wieder der Stärkere. Glücklicherweise aber konnte Agam mit Hilfe seines Zauberstabes wieder Finsternis eintreten lassen, und dies ermöglichte es ihm, Arotoe Nawansei vollständig zu töten. Darauf begab Agam sich in sein Haus, nahm seine Braut, und brachte sie ihren Eltern zurück. Diese aber gaben ihm das Mädchen sogleich zur Frau; denn, sagten sie, er allein habe das Mädchen vom Tode errettet; wäre er nicht zu Hilfe geeilt und hätte den Alten unschädlich gemacht, so hätte dieser es sicher getötet.

Digitized by Google

Sagen aus Hirschhorn und Umgebung.

Gesammelt von † Medizinalrat Langheinz, mitgeteilt von Pfarrer D. Dr. Diehl, Darmstadt.

Im Nachlasse des verstorbenen Medizinalrates Dr. Langheinz fanden sich einige Sagen aus Hirschhorn und Umgebung, die wir nachstehend mit geringen unwesentlichen Änderungen zum Abdrucke bringen. Sie stellen die Fortsetzung der im Jahre 1875 von ihm in Band XIV des Archivs für hessische Geschichte veröffentlichten Sammlung dar.

1.

Der Geist am roten Bilde bei Michelbuch.

Vor langer Zeit soll sich ein ungetreuer Vormund am roten Bilde erhängt haben, als seine Unterschlagungen nicht mehr verhehlt werden konnten. Sein Geist schweift noch heute in dem dortigen Walde umher.

Eine Frau aus Hirschhorn kehrte von Schönau zurück und war um die Mittagszeit in jene Gegend gekommen, als sie eine Strecke vor sich auf dem Fußpfade einen Mann in einem langen schwarzen Mantel und mit einer großbeschildeten Kappe auf dem Haupte eilig gehen sah. Froh, einen Gesellschafter zu finden, beschleunigte sie ihre Schritte, konnte aber jenen Mann nicht einholen. Sie waren beide bis zum roten Bilde gekommen, als der Mann, rechts vom Wege abbiegend, spurlos in dem etwa $1^1/_2$ Fuß hohen Eichengebüsche verschwand. Im eiligen Laufe hatte die Frau ihr Halstuch verloren, und stieg wieder zurück, um es zu suchen. Bald kam ihr ein bekannter Mann entgegen, der, nach jenem Verschwundenen gefragt, antwortete, daß er ihn nicht gesehen habe, obwohl dies der Örtlichkeit halber hätte der Fall sein müssen. Der Verschwundene war eben der Geist des ungetreuen Vormundes und als solcher nicht jedem sichtbar.

Ein ander Mal ging dieselbe Frau von Neckar-Steinach nach Hause. Dicht oberhalb Neckarhausen gewahrte sie, ebenfalls am Tage, denselben Mantelträger links von der Straße querfeldein aus dem Walde über die Äcker herab eilen. Er kam ihr bis zum Bankett der Chaussee nahe und ging eilenden Schrittes bis dahin, wo an der Grenze der Gemarkung Hirschhorn ehedem der Galgen der Stadt gewesen. Dort schlug er sich links in das Gebüsch und war spurlos, wie vom Winde verweht, verschwunden.

Digitized by Google

Offenbar war dies derselbe Geist, den sie früher am roten Bilde gesehen hatte. An vielen armen Leuten hatte der Verbrecher den Galgen verdient, und darum schweift sein Geist, freilich nicht jedermann sichtbar, unstät zwischen der Stelle seines Selbstmordes und der Stelle der ihm eigentlich gebührenden Bestrafung umher.

2.

Der Mörder und Ehebrecher kann der Strafe nicht entrinnen.

Vor mehr als 60 Jahren lebte in der Gegend zwischen Mosbach und Zwingenberg ein sehr schönes Mädchen, dem ein Jäger zu Gefallen ging, und das er sich zur Frau wünschte. Allein das Mädchen hatte bereits einem andern jungen Manne seine Liebe geschenkt und heiratete ihn bald darnach.

In diesem Jahre waren nun die Kirschen sehr gut geraten, und die schöne junge Frau wollte mit einem Korbe der schönsten und besten den Markt in Eberbach besuchen. Leider hatte dies der Jäger erfahren und schlich ihr, mit seinem Hirschfänger bewaffnet und von seinem wohlabgerichteten Hunde begleitet, nach. Eine Strecke jenseits des Neckars stellte der Hund des Jägers die rasch voranschreitende Frau, indem er ihr mit furchtbarem Bellen den Weg vertrat. Auf ihren Hilferuf stürmte der zurückgebliebene Jäger herbei und machte mit drohenden Geberden ihr unsaubere Liebeserklärungen und -anträge. Schließlich tat er der aus allen Kräften Widerstrebenden Gewalt an und ermordete sie. Die blutige Leiche versenkte er in den Neckar.

Von ungefähr hatte ein anderer Jäger die Untat aus einiger Entfernung mitangesehen, ohne der Angegriffenen zu Hilfe zu kommen. Durch die entsetzlichen Drohungen des Mörders ließ er sich zudem so einschüchtern, daß er die Anzeige des Verbrechens unterließ.

Die Hemdärmel des Mörders waren vom Blute der armen Ermordeten befleckt worden. Eine Wäscherin besorgte die Reinigung. Aber auch sie verriet nichts. Als trotzdem das Verbrechen vor den Richter kam, leugnete sie sogar eidlich, das blutige Hemd des Mörders gewaschen zu haben.

Schon vorher hatte der Jäger, von einflußreichen Verwandten unterstützt, die Flucht ergriffen. Er erreichte die See und bestieg ein Schiff, das ihn nach Amerika bringen sollte. Als dies aber die Anker lichtete, war es wie festgebannt. Drei Tage lang

Digitized by Google

arbeiteten die Matrosen mit Aufbietung aller Kräfte, es aus dem Hafen zu bringen. Alles vergebens. Da zweifelte der Kapitän nicht daran, daß ein Verbrecher eingestiegen sei, den die Rache des Himmels nicht weiter kommen lasse. Das Los wurde über alle Schiffsbewohner geworfen und traf den Jäger. Er bekannte entsetzt seine Tat und wurde von den erzürnten Matrosen ins Meer geworfen. Augenblicklich setzte sich das Schiff in Bewegung und kam nach kurzer glücklicher Fahrt am Orte seiner Bestimmung an.

Der Geist des Mörders, der des inzwischen gleichfalls verstorbenen Zeugen der Tat, der der meineidigen Wäscherin — alle drei müssen jetzt am Schauplatze des Verbrechens umgehen, gefolgt von einem riesigen Hunde, der seine Stimme erhebt wie damals, als er die junge Frau zum Stillstehen zwang. Der Mörder selbst huscht herbei, die Frau nimmt ihm sein blutbeflecktes Hemd ab, und etwa 100 Schritt davon auf einem Felsen steht der Geist des andern Jägers, der das Verbrechen angesehen und doch verhehlt hatte.

3.

Der Mann mit der Grabenhacke.

Vor etwa 20 Jahren kam der Jude Benjamin am Morgen des ersten Weihnachtsfeiertages von Berfelden heimkehrend nach Hirschhorn auf der Chaussee daher und war eben an den ersten sehr zerstreut liegenden Hofreiten von Ober-Hainbrunn angelangt. Da gewahrte er einen Bauersmann aus Rothenberg rechts von der Straße aus dem Walde hervortreten, der über die Wiesen des Finkenbachtals schritt und eine sogenannte Grabenhacke auf der Schulter trug. Die offenbar werktägliche Kleidung des Mannes fiel dem Benjamin höchlich auf, da ihm wohl bekannt war, wie hoch die Christen das Weihnachtsfest halten. Der Mann kam näher, betrat die Straße, eilte dicht an Benjamin vorüber und verschwand, als er die Böschung zur Linken erreicht hatte. Benjamin ging ihm einige Schritte nach, allein jener war und blieb verschwunden, obgleich die Aussicht völlig frei, und kein Versteck in der Nähe war. — Natürlich wurde von dieser Erscheinung viel gesprochen, und so bildete sich die Meinung, daß der Mann ein längst verstorbener Bauer von Rothenberg sei, der bei Lebzeiten von den Wiesen seiner Nachbarn das Wasser abzudämmen und diese auch sonst an ihrem Eigentum zu schädigen gepflegt habe. Deshalb müsse er nach seinem Tode umgehen, die Grabenhacke auf der Schulter, mit der er seine

Digitized by Google

Übeltaten ausgeführt habe. Außerdem wurde erzählt, daß dieser Mann von jeher gefürchtet und gescheut worden sei und wohl noch anderes auf dem Gewissen habe, das man nicht gut sagen könne. Auch andere Leute haben den Geist gesehen und erkannt, so daß an der Wahrheit der Sache kein Zweifel ist.

4.

Der schwarze Mann auf der Forststraße.

In manchen Nächten sieht man auf der von Hirschhorn nach Rothenberg führenden Forststraße einen schwarzen Mann daherschweben, der Feuer ausschnaubt, bald wie ein leuchtender Nebel aussieht, bald gewaltige Funken aus Nase und Mund haucht. Stets geht er in der Richtung nach Hirschhorn zu, ist aber noch nie aus dem Walde herausgetreten. Offenbar ist es ein Verdammter, der zur Buße für ein Verbrechen wandern muß, vielleicht ein unentdeckt gebliebener Brandstifter. Doch ist darüber keine Gewißheit zu erlangen. Man hat nicht gehört, daß dieser Feuergeist denen, die ihm etwa in den Weg kamen, ein Leid zufügte. Aber viele meiden bei Nacht die Forststraße, weil man schon an dem Schrecken der Erscheinung genug habe.

5.

Der feurige Geist bei Neckarelz.

Ein Schiffer war, wie er erzählte, mit seinem Geschirr (Fahrzeug) bei Binau angekommen und hatte dort Anker geworfen. Um Mitternacht schwebte aus einer dort befindlichen, zwischen Weingärten gelegenen kleinen Ruine ein feuriger Mann herab auf den Leinpfad und kam mächtigen Schrittes gerade auf das Schiff zu. Voll Entsetzen verkrochen sich alle Schiffsleute in der Kajüte, nur der Schiffer hatte den Mut, bisweilen hervorzuspähen. So sah er denn den Geist, über und über in Feuer gehüllt, alle Gebeine gleichsam von Feuer gebildet, ein leuchtendes, funkensprühendes Gerippe, jedoch ohne Beine, bis dicht an das Schiff heranschweben. Da aber machte der Geist kehrt, und ein Regen von Feuerfunken ergoß sich selbst bis auf das Schiff, ja bis über dasselbe hinaus in den Neckar. Auf dem Leinpfade schwebte die Erscheinung weiter nach Neckarelz zu, verließ dann plötzlich den Pfad, um bergan zwischen den Weingärten und bei dem zerfallenen Schlößchen von Neckarelz, von den Schiffern „der Gänshof" genannt, zu verschwinden.

Digitized by Google

Am folgenden Tage erfuhren die Schiffsleute, daß dieser Geist schon seit langen Jahren umgehe, manchen Vorübergehenden und viele Schiffer zu Tode geängstigt, aber noch niemand beschädigt habe. Warum dieser hartgequälte Geist so lange Zeit umgehen muß, war nicht zu ermitteln.

6.

Die weiße Frau am Michelberg.

Ein Mädchen hatte auf den Feldern am Michelberg unterhalb des Buchenwaldes bis zum Abend gearbeitet, und wollte jetzt nach Hause gehen. Sein Weg führte auf dem sogenannten Schießbuckel herab, und es stieg ohne irgend eine Befürchtung nieder, als urplötzlich ein weißes Weib dicht vor ihm dem Boden entstieg. Hierdurch bis zum Tode erschreckt, rannte die Arme quer durch den Wald dem Tale zu, und zu ihrem Entsetzen die weiße Frau ihr nach, bis beide auf die am Fuße des Berges gelegene Buwiese kamen. Dort führt ein Steg über den Finkenbach; bis dahin folgte der Geist ihr nach, verschwand aber dann in dem Gebüsche, das das linke Ufer des Baches säumt. Das Mädchen kam, allen Toten gleich vor Schrecken, sonst aber ungefährdet bei den Ihrigen an.

7.

Die weiße Frau im Brombacher Tale.

Eine sehr geachtete Frau aus Brombach hatte ihrer in Grein verheirateten Tochter im ersten Wochenbette beigestanden. Sie hatte mit ihrem Manne verabredet, er solle ihr am Samstagabende — es war dies der Samstag vor dem ersten Adventssonntage — entgegengehen, damit sie nicht ohne Schutz den schlimmen Weg durch das Brombacher Tal zurücklegen müsse. Als es in Hirschhorn „Nacht" läutete, kamen die Eheleute dicht vor der Stadt zusammen, und mit Vergnügen vernahm nun der Mann die frohe Kunde von der Geburt des ersten Enkels. Glücklich im Geiste, schritten die Eheleute im hellen Mondscheine vorwärts und waren bis an eine bestimmte Stelle des Brombacher Wegs gekommen. Da saß rechts am Wege unter der alten Eiche eine schloßenweiße Frauengestalt. Sie erhub sich, als jenes Ehepaar daherschritt, schwebte nach links über den Weg an dem bekannten Hollunderbusch vorbei und verschwand in der Schlucht, die zwischen Dammberg und Oberhaupt mündet. Die beiden Wanderer waren natürlich sehr erschrocken und können sich

Digitized by Google

noch heute nicht erklären, was sie damals sahen. Weder ihnen selbst, noch einem Gliede ihrer Familie widerfuhr etwas Übles, wie manche meinten, die den Anblick jener Gespensterfrau für Unheil verkündend hielten.

8.

Der Geist auf der Hainbrunner Straße.

Vor längeren Jahren wurde einmal in der Nacht die alte Amme in Hirschhorn zu einer Geburt auf den Geishof gerufen. In auffallend kurzer Zeit war sie da, aber abgehetzt, totenbleich und außer Atem. Als man sie darüber befragte und teilnehmend äußerte, es habe solcher Eile gar nicht bedurft, erzählte sie folgendes:

Sie sei auf der Hainbrunner Straße, ihre Laterne in der Hand tragend und an nichts Arges denkend, dahin gelaufen[2]), als plötzlich neben ihr eine schwarze Mannsfigur aufgetaucht sei, die ihr wiederholt die Laterne habe entreißen wollen. Sie habe gemeint, ein „unverschämter Mannskerl" wolle sie attackieren und habe ihn auch durch einen derben „Stumper" (= Stoß) zurückweisen wollen. Aber der Stoß traf leere Luft, die Gestalt war unberührbar. Da sei ihr klar geworden, daß sie es mit keinem lebenden Menschen zu tun habe; sie habe alle ihre Kräfte zusammen genommen und sei „was gibst du, was hast du"[1]) nach dem Geishofe gesprungen[2]).

Die Amme blieb ohne weiteren Schaden, bat sich aber aus, daß künftig in gleichen Fällen ein kräftiger Mann sie in Hirschhorn abholen und wieder dahin geleiten müsse.

9.

Die Salzhecke bei Brombach.

Die Gemarkung Brombach grenzt nach Norden an die von Unter-Schönmattenwag und zwar durch die Bergeshalde „Rockenmahd" und die benachbarte Flur, die „die Salzhecke" heißt. Hier ist es nicht ganz richtig, wie folgende zwei Erzählungen beweisen:

In dunkler Herbstnacht lenkte ein Mann aus Brombach, begleitet von seinem Sohne, einen mit zwei Kühen bespannten Wagen

[1]) Die Worte bezeichnen rücksichtslose Eile; das Bild ist daher genommen, daß gewissermaßen ein Wetteifer, ein Ringen nach dem höchsten Preise, den der Unterliegende zu zahlen hat, angenommen wird.

[2]) laufen, im Odenwald oft = gehen, also ohne den Nebenbegriff der Eile. Soll letzterer ausgesprochen werden, sagt man „springen".

Digitized by Google

von Schönmattenwag nach Hause. Er mochte etwa an der bezeichneten Stelle angelangt sein, als plötzlich ein Licht in der Entfernung von etwa 30 Schritt seitwärts auftauchte und geraume Zeit parallel dem fortfahrenden Wagen sich vorwärts bewegte. Der Brombacher Mann glaubte, es sei wohl ein nächtlicher Wanderer, der, eine Laterne tragend, das gleiche Reiseziel vor Augen habe, wie er selbst, und rief dem Unbekannten einen Gruß und die Einladung, mit ihm zu gehen, zu. Aber kaum war das Wort dem Munde entflohen, als jenes Licht und gleichzeitig das in der Laterne des Brombacher Mannes erloschen. Selbst die Kühe schienen erschrocken, sie verließen den Weg, gerieten in der Finsternis in ein steinigtes Feld und konnten bald nicht mehr vom Platze gebracht werden. Es blieb nichts übrig, als an Ort und Stelle ein wärmendes Feuer anzuzünden, wozu glücklicher Weise Material vorhanden war, und den Tag zu erwarten. Als der Morgen kam, stand der Wagen dicht neben dem Wege, der leicht wiedergewonnen und bis zur Heimat verfolgt werden konnte. Jenes seitlich des Weges bemerkte Licht ging von keinem Menschen aus; es wurde von einem irrenden Geiste getragen und mußte erlöschen, sobald dieser „beschrauen“ [1]) wurde.

Auf demselben Wege fuhr einst an einem Sommermorgen früh ein Fuhrmann aus Schönmattenwag. Plötzlich vernahm er ein Geräusch, als komme ein andrer Wagen, eilig fahrend, ihm entgegen; sichtbar wurde jedoch nichts, obschon das Geräusch stets heftiger wurde und endlich so nahe kam, daß man darauf „geschworen“ hätte, ein unsichtbarer Wagen fahre vorüber, dicht zur Seite des nach Brombach eilenden. Fast unwillkürlich rief der Schönmattenwager Fuhrmann seinen unsichtbaren Kollegen an, worauf eine fürchterliche Baßstimme die Antwort gab: „Morgenstunde hat Gold im Munde; wäre es Abend, du solltest sehen, wie bös es dir gehen würde!“

Sonst fiel nichts vor; der Fuhrmann eilte so rasch wie möglich von dem unheimlichen Platze fort, und das Geräusch des scheinbar nach entgegengesetzter Richtung fahrenden Wagens verhallte in der Ferne.

10.

Der kopflose Mann auf dem Brunnenpfade.

Der Besitzer des Hämmelsbacher Hofs hatte eine bedeutende Lieferung an Getreide an das Rentamt in Hirschhorn gemacht und

[1]) cf. Sage Nr. 16: Das beschrauene Kind.

Digitized by Google

ein schönes Stück Geld dafür erhalten. Gegen Abend ging er mit zwei Freunden, Taglöhnern, nach Hause. Als sie etwa $^3/_4$ des Weges zurückgelegt hatten, kamen sie an eine Stelle, wo ein zeitweise fließendes Gebirgsbächlein die Wiesen durchrieselt. Da bemerkten die beiden Begleiter einen schwarzen Mann, der über die Wiesen her auf sie zueilte. Sie dachten nicht anders, als es gelte einen Angriff auf die Geldkatze ihres Freundes, und der eine Taglöhner, genannt der Ziegel-Michel, erhob seine Hacke, um ihn zu verteidigen. Da aber erscholl eine grausige Stimme: „Schlag her, wenn du das Herz hast!" und zugleich kam die Gestalt in ihre Nähe. Da sah der andre Taglöhner, daß jener Unbekannte keinen Kopf auf dem Rumpfe habe, sondern ihn unter dem Arme trüge. Rasch hemmte er den Ziegel-Michel, der eben zuschlagen wollte, und verhütete dadurch vielleicht großes Unheil. Der Geist — denn ein solcher war es — schwebte vorüber, ohne die drei Männer weiter zu belästigen; man glaubt, es sei der Lindenschmidt gewesen.

Dem Besitzer des Hofes schien diese Erklärung nicht völlig einzuleuchten; er vermied künftig auf diesem Wege nach Hause zu gehen, wenn er irgend eine erhebliche Geldsumme bei sich trug.

11.

Der gespenstige Hund in Rothenberg.

Wenn man in gewissen Nächten von dem sogenannten Unterdorfe in Rothenberg nach dem Oberdorfe, dem sogenannten „Eckbüschel" geht, erblickt man mitunter einen tiefschwarzen Hund, der geräuschlos vorüberhuscht, aber nicht von jedermann gesehen werden kann. So geschah es kürzlich, daß eine mit ihrem Manne dahingehende Frau von diesem unheimlichen Hunde aufs heftigste erschreckt wurde, während der Mann nicht das Geringste bemerkte, obwohl jener Hund so dicht an seiner Seite vorbeirannte, daß die Frau meinte, er müsse ihren Mann „gestreift", d. h. im Rennen berührt haben.

Die Bedeutung dieser Erscheinung ist jedoch nie kund getan worden.

12.

Der lange Wald.

Bei Hirschhorn liegt der „lange Wald", der sich einerseits bis zum „steinernen Tische", anderseits bis zum „Kordelshütter Feld"

Digitized by Google

erstreckt. Er ist nicht sehr breit, aber sehr lang. Daher wohl der Name.

Man sollte glauben, es sei nicht wohl zu befürchten, daß man sich in diesem Walde verirren könnte. Trotzdem sind schon viele der Gegend sehr wohl kundige Leute in ihm so in die Irre gekommen, daß sie erst gegen Abend nach langem Umherirren sich urplötzlich zurechtfanden, nicht anders, als habe eine sinnverwirrende übernatürliche Macht im Augenblicke aufgehört zu wirken. So ist es auch nach dem festen Glauben vieler Leute; man sieht zwar nichts Unheimliches, hört auch keine Stimmen, aber alle Ortskenntnis wird zu schanden; man befindet sich unter überlegenen Einflüssen, die das Zurechtfinden unmöglich machen. Doch ist letzteres nicht jederzeit der Fall, und der Reisende, der die Mühe des Bergsteigens nicht scheut, mag ganz unbesorgt sein, man hat noch nie gehört, daß jemand im langen Wald Schaden gelitten habe.

13.

Der Schmied und der Kosak.

Im Jahre 1813, als die Russen „haus“ [1]) waren, ließ ein Kosak sein Pferd bei dem Schmiede beschlagen, fand jedoch nicht nötig, nach dem Lohne der Arbeit zu fragen, geschweige denn den Schmied zu bezahlen, sondern ritt ohne weiteres fort. Die Umstehenden wunderten sich sehr darüber, daß der Meister sich dem Abzuge des Reiters nicht im mindesten widersetzte, und sagten es ihm. Er lächelte pfiffig und erwiderte: „Der mag fortreiten, er wird bald wieder da sein.“ In der Tat war noch keine Stunde verflossen, als der Kosak ganz langsam neben seinem am Zügel geführten Pferde gehend vor die Schmiede trat. Die Zaubersprüche des Schmiedes hatten bewirkt, daß dem Pferde plötzlich alle vier Hufeisen abfielen, und somit der Reiter außer stande war, weiter zu kommen. Er bat nun den Schmied aufs dringendste um nochmalige Beschlagung unter Zusicherung sofortiger Bezahlung für beide Dienstleistungen. Bald war dies geschehen. Der Schmied nahm jedoch keinen Heller mehr, als ihm von Rechtswegen gebührte, und nun konnte der Kosak sich ohne alle Fährlichkeit entfernen. Die jetzt bezahlten Hufeisen sollen länger, als gewöhnlich, gehalten haben.

[1]) haus = hier außen, mhd. hie ûze.

Digitized by Google

14.

Der Schmied und die Hexe.

Der alte Schmied wurde eines Tages zu einem Hirschhorner Bürger gerufen, der über fortwährende Schädigung seines Geziefers[1]) klagte und aufs eifrigste wünschte, die Hexe, die dieses Unheil anrichtete, kennen zu lernen. Dies war dem Schmiede ein leichtes. Als er aber die nötigen Vorbereitungen traf, die Hexe herbeizunötigen — sich zu zeigen —, da entfiel dem andern Manne der Mut, und er ersuchte den Schmied innezuhalten. Gern hätte dieser in seinem Eifer jene Hexe „gezeichnet" und unschädlich gemacht, aber ohne Einwilligung des Geschädigten ist dies nicht möglich, und so blieb eine sehr gefährliche Person für diesmal ungestraft.

15.

Das Notfeuer.

Vor etwa 80 Jahren erschien plötzlich in Langenthal ein toller Hund, der in rasender Wut um sich beißend viele Hofhunde und andere Haustiere, selbst einige Hühner und Gänse verwundete. Weiter fortrennend gelangte er auf den Hutplatz der Schweine und richtete unter diesen Tieren viel Unheil an, bis es endlich dem Hirten gelang, das Untier zu verscheuchen. Da jedoch mehrere Schweine gebissen waren, fand der Hirt für nötig, den Ortsvorstand sofort benachrichtigen zu lassen, damit dieser die nötigen Schutzmaßregeln ergreifen möchte.

Dies wurde sogleich bewerkstelligt. Glücklicher Weise lebte in der Gemeinde noch ein Mann, der ein Notfeuer anzumachen im Stande war. Zu dem Ende rieb er mit großer Kraft und Schnelligkeit ein Stück trocknen Eichenholzes mit einem weicheren trocknen Holze, bis letzteres sich entzündete. So entflammte er mitten im Wege ein mächtiges Feuer, über das die heimfahrenden Schweine, wie der Hirt selbst springen mußten. Dadurch wurde die Gefahr der Ansteckung beseitigt. Sämtliche Schweine blieben in der Tat gesund, während alle gebissenen Hunde der Wut erlagen. Auch die übrigen Haustiere blieben gesund. Doch weiß man nicht, ob die Prozedur mit dem Notfeuer auch bei ihnen angewendet worden ist.

16.

Das beschrauene Kind.

Ein Bauer in Rothenberg bemerkte an seinem halbjährigen

[1]) Geziefer = Haustiere.

Digitized by Google

Söhnlein unerwartet Zeichen von Krankheit. Das Kind fing an, unruhig zu werden, hart zu schnaufen, es nahm die „Dittel" (oder „Ditzel") nicht mehr an (= es wollte nicht mehr an der Mutterbrust trinken) usw. Besonders auffallend aber war, daß es regelmäßig nachts um 11 Uhr anfing zu schreien (= weinen) und dies bis zum hellen Tage fortdauerte, wo ein ruhigerer Zustand eintrat.

Nach vergeblicher Anwendung verschiedener Hausmittel (Bestreichen der Brust mit Schmalz, Eingeben von Brustsaft, Syrup liquiritiae, oder des Saftes einer in heißer Asche gebratenen Zwiebel oder von Kamillentee) wurde ärztliche Hilfe verlangt und dabei mitgeteilt, daß das Kind höchst wahrscheinlich von bösen Menschen „beschrauen" (= beschrieen, berufen, verwünscht) sei.

Es genügt nämlich nach der Meinung der Leute, daß ein böser Mensch nachts zwischen 11 und 12 Uhr am Hause vorübergehe und dabei seine Bannsprüche ausspreche; ja, es gibt „böse Weiber" d. i. Hexen, die sich unsichtbar machen und durch das Schlüsselloch der verschlossenen Tür in das Krankenzimmer eindringen können, wo sie dann ihren Spuk ausüben.

Auf den Vorhalt, daß dies doch offenbar unmöglich sei, erfolgte die Antwort: „Ja, Sie glauben eben nicht daran!", und auf die weitere Entgegnung, daß das absichtliche Beschädigen eines Kindes doch eine Verworfenheit voraussetze, die nicht leicht anzunehmen sei, erwiderte der Vater, daß gerade eben, wo die seither einträchtig lebende Gemeinde in zwei religiöse Parteien, die „Roten", d. h. die dem neuen Kirchengesetze Gehorsamen, und die „Schwarzen", d. h. die Renitenten, gespalten sei, man sich wechselsweise jeden Tort antue und selbst Rache an einem unschuldigen Kinde ganz wohl zu erwarten sei, nur um die Eltern zu ärgern.

Also auch hier der furchtbar demoralisierende Einfluß des religiösen Fanatismus!

Das kranke Kind wurde in ärztliche Behandlung gegeben, trotzdem die Eltern von ihrer Ansicht nicht abzubringen waren.

17.

Die Katzen als Wäscherinnen.

Eine aus Schwaben nach Hirschhorn verheiratete Frau brachte folgende Erzählung mit, die hier bisweilen wiederholt wird und wenigstens hier und da Glauben findet.

Die Frau kannte in ihrer Heimat eine schnurrige Alte, die sich

Digitized by Google

mit dem sonst mitunter lästigen und beschwerlichen Geschäfte des Waschens der Hemden (hier vulgo „Hemmer") usw. nicht selber zu befassen brauchte. Sie besaß nämlich drei kräftige Katzen, die durch die Bannsprüche der Frau, die natürlich eine Hexe war, genötigt wurden, die Arbeit statt ihrer zu verrichten. Man sah die Waschbütte auf einer Bank, dabei die Katzen auf ihren Hinterbeinen stehend mit den Vorderpfoten die Wäsche bearbeiteten. Das ging so prompt von statten, daß die Frau nur zuweilen hinzublicken nötig hatte und dabei den Tieren zurief: „numme sufer!" (= nur sauber!).

Ob die Katzen auch das Auswringen der Wäsche besorgten oder gar das Trocknen, davon weiß die Erzählerin nichts. Die Wascherei der Katzen aber hat sie mehr wie einmal gesehen. Gewiß eine merkwürdige Geschichte!

18.

Der Johannistag.

Der 24. Juni, der Tag des hl. Johannes, gilt in vielen Orten für einen Feiertag, der zwar nicht gänzliche Enthaltung von der Arbeit fordert, aber an dem man doch schwerere Verrichtung, besonders wenn Mithilfe von Haustieren erforderlich ist, für unpassend findet.

In Altneudorf war um diese Zeit das Heu getrocknet und wurde bereits nach Hause gefahren, als gerade der „Johannistag" einfiel. Die meisten Leute unterließen an diesem Tage das Einheimsen. Nur ein etwas habsüchtiger Bauer erklärte: „G'hannsdag hin, G'hannsdag her, mein Heu muß heim", und hatte bereits mehrere Wagen voll eingefahren. Als er eben mit der letzten Fuhre die Wiese verlassen wollte, öffnete sich unter ihm der Boden, und Mann und Roß und Wagen sanken in die Tiefe, die sich über ihnen schloß und keine Spur zurückließ.

Ein Mann aus Brombach fuhr am Johannistage nach Schönmattenwag, hatte aber unterwegs das Unglück, daß eine der angespannten Kühe derart erkrankte, daß sie sofort geschlachtet werden mußte. Dieser Schaden bewog den Eigentümer zum Gelöbnis, am Johannistage hinfort keine Arbeit zu tun, bei der Haustiere nötig sind.

19.

Die Kirche in Heddesbach.

Vor Jahrhunderten hatten sich die Bewohner von Schönmattenwag mit denen von Heddesbach zur Erbauung einer Kirche ver-

Digitized by Google

einigt. Man wollte sie ziemlich in der Mitte zwischen beiden Dörfern, da, wo jetzt die Häuser des sogenannten Flockenbusches stehn, errichten, damit sowohl die Einwohner von Heddesbach, wie die von Schönmattenwag annähernd in gleicher Entfernung von ihr wären.

So wurde denn das Baumaterial zusammengebracht und am bestimmten Orte angefahren. Allein über Nacht verschwanden selbst die stärksten Balken vom Bauplatze und lagen am Morgen da, wo jetzt die Heddesbacher Kirche steht. Der Baumeister war nicht wenig erzürnt und glaubte fest, daß unzufriedene Menschen die Urheber seien. Um sie zu ertappen, legte er sich selbst in einer warmen Sommernacht auf die am Bauplatze in Ordnung gelegten Balken, so daß es unmöglich war, diese wegzufahren, ohne ihn zu beunruhigen. Dennoch genügte diese Vorsicht nicht. Am Morgen lagen die Bauhölzer richtig wieder in Heddesbach und auf ihnen die Leiche des Baumeisters.

Das war nun ein entscheidender Beweis, daß höhere Mächte sich der Erbauung der Kirche an dem gewählten Orte widersetzten. Man stand also davon ab, und jedes der beiden Orte erbaute ein eignes Gotteshaus, die Heddesbacher an derselben Stelle, wohin das Bauholz von unsichtbaren Händen gebracht worden war, und woselbst auch die heutige Kirche steht.

Polnische Dämonen III.[1]

Von Prof. O. Knoop, Rogasen.

Der Berggeist Wójt.

I.

Wenn man die Landstraße von dem Dorfe Góra nach dem Städtchen Zirke geht, so hat man zur rechten Hand einen ziemlich großen Bergrücken, der durch einen See unterbrochen wird. Dort soll es nicht mit rechten Dingen zugehen. Einmal hat ein Mann, der zur Nachtzeit nach Hause zurückkehrte, an der Stelle einen riesigen Menschen gesehen, der auf ihn zukam und ihn fragte, wie lange er noch leben wolle. Der Mann erwiderte auf polnisch: „Herr, so lange, wie es geht.“ Der Geist antwortete nicht, sondern ließ den

[1] Vgl. Bd. IV, S. 42 ff. und Bd. V, S. 83 ff.

Digitized by Google

Mann mit sich kommen und führte ihn in den nahe gelegenen Wald. Dort zeigte er ihm einen Baum und sagte: „So lange der Baum grünen wird, so lange wirst du leben.“ Darauf verschwand der Geist, und der Mann ging nach Hause. Am nächsten Tage ging er zu derselben Stelle und suchte das Bäumchen. Er grub es aus und nahm es mit sich, um es in seinem Garten einzupflanzen und zu pflegen. Und er hat denn auch noch lange Jahre nach diesem Begebnis gelebt.

II.

Der Berggeist Wójt soll öfters als Riese erscheinen. Die Leute erzählen, daß er in einen langen Mantel eingehüllt sei. So ist er einmal erschienen, als er ein Mädchen rettete, das dem Ertrinken nahe war. Auch soll er einen langen grauen Bart tragen, der ihm bis auf die Brust reicht. In der Hand hat er einen langen ästigen Stock. Sein Hut ist breitkrempig und mit vielen Federn versehen. An den Füßen trägt er lange gelbe Reitstiefel, die wie bei den Fischern bis über die Kniee reichen.

III.

In dem Dorfe Góra lebte vor mehreren Jahrzehnten ein habsüchtiger Fischer. Den Erlös aus seinem Fischfang vergrub er aus Angst vor Dieben in der Erde. Als er nun einmal wieder Geld hinlegen wollte, suchte er vergebens nach dem eingegrabenen Schatz, denn der Berggeist hatte ihm einen Streich gespielt und das Geld an eine andere Stelle gelegt, wo er es nicht finden konnte. Im Traume aber erschien er dann dem Mann und ermahnte ihn, von seiner Habsucht zu lassen. Und der Mann besserte sich auch; er gab Almosen und ging wieder fleißig zur Kirche.

IV.

Einmal fuhr ein Trunkenbold von Zirke nach Hause. Er mußte bei dem Berge vorbeifahren, aber seine Pferde wollten den Wagen nicht weiterziehen. Da erboste sich der Mann sehr darüber und schlug auf die Pferde los. Trotzdem rührten sie sich nicht von der Stelle. Wie der Mann nun weiterschimpfte, erschien ihm plötzlich der Berggeist, der ermahnte ihn, sich besser zu führen und die Tiere nicht so roh zu behandeln; ja, er versprach ihm sogar fünfzig Dukaten, wenn er sich bessern würde. Dann verschwand er. Nach einem Jahre erschien er dem Manne wieder und brachte ihm die

Digitized by Google

versprochenen fünfzig Dukaten, denn er hatte sich wirklich gebessert. Aber schon nach kurzer Zeit verfiel er wieder in seine alte Leidenschaft. Als er nun einmal wieder spät in der Nacht nach Hause fuhr, zerbrach ihm der Berggeist die Hände und zerschmetterte ihm die Brust mit einem Stein. Am andern Morgen fanden ihn Leute, die zur Arbeit gingen, tot liegen. Drei Tage später wurde er begraben, aber er konnte im Grabe keine Ruhe finden. Er beunruhigte die Leute, die am Abend an der Stelle vorbeigingen, indem er faustgroße Steine nach ihnen warf und manchen schwer verletzte.

V.

Auf dem Berge, in welchem der Berggeist haust, sollen die Hexen aus der Umgegend an jedem Mittwoch — der Mittwoch soll der Tag der Hexen gewesen sein — ihre Besentänze aufgeführt haben. Einmal an einem Mittwochabend ungefähr um 12 Uhr kam ein Mann, der von Jaroszewo nach Hause ging, an dem Berge vorbei; er wollte die Gelegenheit benutzen, sich den Hexentanz anzusehen. Plötzlich kamen gegen fünfzig Hexen auf Stühlen, Tischen, Schafen u. a. durch die Luft geflogen; manche ritten sogar auf ihren Männern. Der Mann blieb nicht unbemerkt; die Hexen zogen ihn hervor, und er sollte bestraft werden. Er wurde vor die oberste Hexe geführt und dazu verurteilt, daß er am nächsten Mittwoch in der Nacht seine Frau hierherführen sollte, damit sie auch behext und zur Hexe gemacht würde. Das aber konnte der Berggeist nicht zugeben, da er alle guten Menschen beschützte. Zuerst trat ein Wolkenbruch ein, so daß die Hexen alle durchnäßt wurden, während der Mann ganz trocken blieb; dann kam ein Erdbeben, dann ein starker Wind, der die Hexen niederdrückte, so daß sie sich nicht erheben und nach Hause fliegen konnten. Der Mann aber konnte jetzt seinen Weg unbehelligt fortsetzen. Nach einer andern Erzählung soll der Berggeist den Mann persönlich gegen die Gewalt der Hexen geschützt und ihn nach Hause geführt haben. —

Diese fünf Sagen wurden erzählt von dem alten polnischen Kuhhirten Martin Wieczorek in Góra bei Zirke und aufgezeichnet von dem aus Góra gebürtigen Sekundaner Stanislaus Stanko. Der Mann bezeichnete den Wójt als einen alten polnischen Berggeist. Die Schreibung Wójt rührt von Stanko her; gesprochen wird deutlich Wuid, und so heißt nach U. Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen S. 25, im Kreise Neustettin der wilde Jäger. Ein polnischer Berggeist dieses Namens erscheint mir nicht möglich.

Digitized by Google

Polnisch wojt bezeichnet den Vogt. Wohl aber ist es recht gut denkbar, daß der Wodansname durch deutsche Einwanderer in jene Gegenden an der Warthe gebracht worden ist und sich mit den alten Sagen, die manche altertümliche Züge aufweisen, bei den Eingewanderten und ihren im Laufe der Zeit polonisierten Nachkommen erhalten hat. Hingewiesen sei hier auch auf R. Cogho, Volkssagen aus dem Riesen- und Isergebirge S. 18, wo erzählt wird, daß einer der bösen Geister, mit welchen der Raubschütze Wunderlich in wilden Träumen zu ringen pflegte, von ihm mit dem Namen Woyden angerufen wurde. Darin wird ein Beweis für die Identität des schlesischen Nachtjägers mit dem wilden Jäger der deutschen Mythologie gesehen.

Die Cyriakswage in Neuhausen bei Worms.

Von Hugo Hepding.

Die aus den deutschen Sagen der Brüder Grimm (4. Aufl. von R. Steig S. 74 Nr. 81) bekannte rheinhessische Wechselbalggeschichte stammt aus einer 1583 verfaßten und dem Landgrafen Georg von Hessen gewidmeten Schrift von Paulus Frisius „Von deß Teuffels Nebelkappen, Das ist: Ein kurtzer Begriff, den gantzen Handel von der Zäuberey belangend", gedruckt im „Theatrum de veneficis, Das ist: Von Teuffelsgespenst Zauberern vnd Gifftbereitern, Schwartzkünstlern, Hexen vnd Vnholden . . ." (Franckfurt am Mayn 1586) S. 225. Sie lautet dort so:

„Zu Heßloch bey Odernheim, im Gaw gelegen, hat sichs auff ein zeit zugetragen, daß ein Keller oder ein Hofmann gesessen, der sich mit seiner Köchin heimlich vn zwischen jhnen beyden also verlobt, weil sie sich nicht offentlich nennen dorfften, in massen er ein Diener der Geistlichen war, so solt doch jre Beywohnung eine Ehe seyn, vnd wolten sich auch nit anderst gegen einander verhalten, dann Eheleut: Vnd als sie ein Kindlein mit einander bekommen, hat sie Gott der Herr also heimgesucht, daß er sie mit einem Wechselkind gestrafft hat, das hat nicht wöllen wachsen, es hat nit wöllen zunemmen, es hat Tag vnnd Nacht geheulet, vnd hat viel gefressen. Endtlich ist die Fraw raths worden, sie wöll jhr Kind gen Newhausen auff die Cyriaxs Wag tragen vnd wägen lassen, vnd auß dem Cyriaxs Brunnen jm zu trincken geben, so möcht es besser mit jm werden, dann zur selbigen zeit diß ein hoher Glaub war, so man ein Kind zu Newhausen wägen ließ auff der großen Cyriaxs Wagen, das nicht deyen wolt, solt es sich gewißlich in 9. tagen entweder zum Leben oder

Digitized by Google

zum Todt ändern. Als sie nun bey Westhofen in den Klawer kommen mit dem Kind, vnder welchem sie getragen, daß sie gekeicht vnd geschwitzt hat, also schwer ist es jhr worden, Ist jr ein fahrender Schuler bekommen, der hat zu jr gesagt: Ey Främlein was tragt jr da für einen Buflat, es were nicht wunder, daß er euch den Halß eintruckte, hat sie geantwortet, es were jr liebes Kind vnd wolt nicht deyen oder zunemmen, vnd darumm wölte sie es zu Newhausen wegen lassen: Er aber sprach, es ist nicht euwer Kind, sondern es ist der Leibhafftig Teuffel, werfft den Schelmen in die Bach: Als sie aber nicht wolt, sondern jmmer darauff bestund, es wer jr Kind vnnd küsset es, sprach er ferner, ewer Kind stehet daheim in der Stubenkammer hinder der Arcken, in einer neuwen Wiegen, diß ist der Teuffel, werfft den Buflat in die Bach, das hat sie mit weynen vnnd heulen gethan, vnnd als bald ist ein solch geheul vnnd gemürmel vnder derselben Brucken, so daselbst vber die Bach gehet, gewesen, als ob es ein Hauffen Wölff vnd Beeren wer, vnd als sie heimkommen, hat sie jhr recht Kindlein frisch vnd gesund in einer neuwen Wiegen funden. Gott der HERR hat one zweifel das Kindlein erhalten die zeit vber, als sie den leydigen Teuffel das Wechselkind geseuget hat." [1])

Das 847 gegründete Stift zum hl. Cyriak in Neuhausen war im Mittelalter wegen der Wunderkraft der dort aufbewahrten Gebeine des Heiligen ein sehr angesehener und beliebter Wallfahrtsort[2]). Auf den in der Sage erwähnten Brauch, kranken Kindern aus dem Cyriaks-Brunnen zu trinken zu geben, bezieht man ein über der Türe der „Krone", eines Rokokobaues, zu Neuhausen angebrachtes Relief, „eine Wasser schöpfende Frau und drei an einem Ziehbrunnen beschäftigte Kinder darstellend"[3]). Nach der Beschreibung F[al]ks im „Mainzer Journal" Jahrg. 26 (1874) Nr. 25 gießt die Frau einem der Knaben, der unten auf den Stufen des Ziehbrunnens sitzt, Wasser in eine Schale. Vor diesem Haus befindet sich ein Brunnen, den das Volk Jakobsbrunnen nennt. Falk vermutet, daß der Name aus Cyriaksbrunnen verdorben sei. Ob dies richtig ist, läßt sich natürlich schwer entscheiden. Eigentlich erwartet man ja solche Heilquellen und

[1]) Außer in Bräuners Curiositäten und Prätorius Weltbeschreibung, die in Grimms D. S. zitiert werden, findet sich die Sage auch in der Schrift: Responsum juris oder Rechtliches vnd Außführliches Bedencken, von Zauberin, deren Thun, Wesen vnd Vermögen . . . (Franckfurt a. M. 1637), S. 68 f. und, nach einem Aufsatz im Mainzer Journal 26 (1874) Nr. 25 (30. Jan.), auch in Der bösen Geister und Gespenster wunderseltzahme Händel- und gauchelwerks-Beschreibung (1693), Theil 2.

[2]) Vgl. K. A. Schaab, Gesch. der Stadt Mainz IV, 258 f.; [Val. Al. Franz Falk], Grab und Stift des heiligen Cyriak zu Neu-Hausen bei Worms (Bensheim 1872); Falk, Heiliges Mainz S. 155 ff.

[3]) Falk, Heiliges Mainz S. 158, (danach K. J. Brilmayer, Rheinhessen in Vergangenheit und Gegenwart S. 327); E. Wörner, Kunstdenkmäler im Großherzogtum Hessen, Kreis Worms S. 104.

Digitized by Google

»brunnen in oder bei der Kirche des Heiligen selbst[1]), auch der Wechsel des Namens ist mir nicht sehr wahrscheinlich, gerade an den Ortsnamen hält das Volk zähe fest, auch wenn ihre Bedeutung längst nicht mehr verstanden werden. Die Sage selbst ist heute, wie mir Herr Prof. Dr. Weckerling in Worms mitteilt, in Neuhausen nicht mehr bekannt; als er vor mehreren Jahren veranlaßte, daß eine Gasse dort Cyriakusstraße genannt wurde, „wurde von verschiedenen Seiten Widerspruch dagegen erhoben, weil dies ein in Neuhausen unbekannter und schwer zu sprechender Name sei".

Diese Sage ist nicht ohne Parallelen in anderen Teilen Deutschlands[2]). 1. Schon in den Büchern des 17. Jahrh. wird gern eine von Luther und Fischart erzählte Geschichte aus der Gegend von Halberstadt[3]) damit zusammengestellt. Als dort der Bauer mit seinem Kielkropf auf der Wallfahrt gen Heckelstadt, wo er ihn bei der Jungfrau Maria wiegen lassen will, „über ein Wasser geht und auf der Brücke ist, ruft's unten im Wasser: „Kielkropf! Kielkropf!" Da antwortet das Kind in dem (Trag-)Korbe, das niemals zuvor ein Wort geredet hatte: „Ho! ho!" Dessen war der Bauer ungewohnt und sehr erschrocken. Darauf fragte der Teufel im Wasser ferner: „Wo willt du hin?" Der Kielkropf oben antwortete: „Ick well gen Heckelstadt to unser leven Fruggen: mik laten wigen, dat ick möge gedigen". Wie der Bauer hörte, daß der Wechselbalg ordentlich reden konnte, ward er zornig und warf ihn samt dem Korb ins Wasser."

2. In einer Sage aus Ratzeburg[4]) schickt eine Bauersfrau ihren Mann mit dem Kielkropf in der Kiepe an einem Sonntag nach Böken zur Mutter Maria: „Du sulst de Kiep vor äer hen stellen unn dat Kint en Tytlang wegen; villicht dat't helpt." Als nun der Bauer auf die Brücke vor Böken kam, hörte er hinter sich eine Stimme aus dem Wasser rufen: „Kielkropp, wo wullt du hen?" Und das Kind in der Kiepe antwortete: „Ik will my laten wegen, dat ik sall gedegen (gedeihen)." Da warf es der Bauer mit samt der Kiepe in's Wasser.

[1]) Vgl. z. B. K. Weinhold, Die Verehrung der Quellen in Deutschland (Abhandl. der Berl. Akademie 1898) S. 36 ff.; R. Andree, Votive und Weihegaben des katholischen Volks in Süddeutschland S. 24.

[2]) Vgl. J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie II, 303 ff.; Grimm, Deutsche Mythologie III[4], 136.

[3]) Resonsum (s. oben S. 33 Anm. 1) S. 68 f.; Grimm, D. M.[4] S. 75 Nr. 82 u. S. 484; E. Mülhause, Die Urreligion des deutschen Volkes S. 33 f.

[4]) K. Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg S. 314 ff.

Digitized by Google

3. In den „Mittheilungen des historischen Vereins zu Osnabrück" II (1850), 397 ff. teilt J. Sudendorf[1]) eine Sage aus dem Osnabrückischen mit, in der die Eltern mit dem an Stelle ihres noch ungetauften Kindes untergeschobenen Kielkröbchen über den Dümmersee fahren, um es zu seiner Genesung nach Rulle zu bringen. Da taucht ein anderes Kielkröbchen auf und ruft: „Kielkröbken, wo wust 'u hen?", worauf jenes im Kahne antwortet: „Ick will na Rulle un dar mi laten weihen, up dat ick mag gedeihen as' en änner Kind."[2])

4. Im Unterharz (H. Pröhle, Unterharzische Sagen S. 62 = Harzsagen[2] S. 26) lautet die Sage so:

„Eine Frau von der dritten Mühle über Nöschenrode wollte sich einsegnen lassen. Als sie über die große Brücke ging mit dem Kinde im Laken, wie es damals Sitte war, rief eine Stimme aus dem Wasser: „Kuhlkropf, wo willst du hin?" Das Kind antwortete: „Ich will nach der Lieben Frauen und mich lassen weihen, daß ich mag gedeihen." Sie warf darauf das Kind in's Wasser und nun war nichts zu sehen, es war verschwunden. Als sie nach Hause kam, lag ihr wirkliches Kind in der Wiege."

5. K. Schiller, Zum Thier- und Kräuterbuch des mecklenburgischen Volkes H. 3 (1864), 39 erzählt nach den Preuß. Prov.-Bl. 1847 III, 477 folgende Sage:

„Bei Danzig lebte ein Bauer, dessen Kind ausgewechselt war; er hatte einen sog. Wechselbalg. Als nun die Zeit kam, da das Kind getauft werden sollte, nahm er es und wollte es nach der Stadt bringen. Eben war er auf der Brücke über die Mottlaw, als mehrere Stimmen aus dem Wasser schrien: „Kielkropp, Kielkropp, wo geist henn?" Das Kind, obwohl es erst wenige Tage alt war, antwortete: „Eck gah nach St. Marien Onn wöll my late wiehen, Wöll gahen by'm Herr Pfarre, Onn sehne, op ett wart beeter warre!" Der Bauer aber sagte: „Wöst du vom Düwel, so gah ook tom Düwel!" und warf es in den Strom."[3])

---

[1]) Auch bei Ad. Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen I, 24 f.

[2]) S. 398 Anm. 4 wird dazu eine andere „jedoch unsichere Version" mitgeteilt, wonach eine Pielpogge, ein halb menschlich, halb tierisch gestaltetes Meerweib, das erst durch „Taufe oder Weihung gedeihen" kann, aus dem Teich bei Laer hervorgestiegen sei, um nach Rulle zu pilgern, und den Begegnenden auf ihre Frage, wohin sie gehe, geantwortet habe: „Ick will na Rulle un mi laten weihen, up dat ick mag gedeihen." (Bei Ad. Kuhn a. a. O. I, 83 f.)

[3]) Auch in Mecklenburg war früher eine solche Wechselbalgsage bekannt. Schiller a. a. O. führt eine Stelle aus einem älteren Werk an: „Der Zeit hatte man auch viel mit denen Kielekröpschen Kindern, die durch Weihwasser curiret würden, zu thun. Es ist noch ein alter Vers übrig:

Kielekrop! wo wiltu hen?
Ick wil hen na —

Digitized by Google

6. In der Sammlung von A. Kuhn und W. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche S. 30 ff.[1]) findet sich folgende Geschichte aus Thomsdorf und Swinemünde: Ein von den Unterirdischen untergeschobener Wechselbalg wird von den Eltern als solcher erkannt; die Nachbarn raten der Mutter, mit ihm nach Jiggeljaggel zu fahren, um ihn da baden zu lassen, daß er gedeihe. Sie setzt sich denn auch mit ihm in ein Boot und fährt in die See nach Jiggeljaggel. Unterwegs begegnet ihnen ein anderes Boot, darin sitzen Unterirdische, die das richtige Kind der Frau bei sich haben. Als diese nun den Alten (den Wechselbalg) erblickten, rufen sie: „Na Kûlkopp, wo wistu denn henn?“ Da fing der Alte auf einmal an zu sprechen und sagte: „Se willen met mî nâ Jiggeljaggel, un mî bâden laten, dattik dîj.“ Da wurden die Unterirdischen böse und schlugen auf das Menschenkind los, und die Frau schlug den Wechselbalg immer zu. Schließlich warfen jene das Kind der Frau, diese das Unterirdische ins Wasser, und sie mußten beide rasch zupacken, um ihre eigenen Kinder wieder zu bekommen.[2])

7. Auch die dänische Erzählung, auf die Müllenhoff a. a. O. S. 603 verweist, gehört hierher (J. M. Thiele, Danmarks Folkesagn II, 243): Einst hatten einige Jüten ein Bergmännlein gefangen, da wußten sie nicht Besseres, als es zum Christen zu machen, und fuhren es auf einem Wagen zur Kirche, wo es getauft werden sollte. Unterwegs hörten die Bauern eine Stimme rufen: „Wohin, Gillikop?“ Da antwortete das Bergmännlein: „Weit, Slangerop! Ich soll hin zu einem kleinen Wasser, wo ich ein besserer Mensch zu werden gedenke.“

8. Erwähnen will ich wenigstens, daß auch bei Montanus, Die Vorzeit der Länder Cleve-Mark, Jülich-Berg und Westphalen,

---

um wil my laten wyen,
dat ick mag gedyen.“

(Auch bei K. Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Meklenburg II, 44 Nr. 65.)

[1]) Auch bei U. Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen[2] S. 71 f.

[2]) Nur anmerkungsweise führe ich die mit dieser verwandte, aber von der Urform noch weiter entfernte Sage aus der Grafschaft Ruppin an (K. E. Haase, Volkstümliches aus der Grafschaft Ruppin und Umgegend I, 36): Der Vater fährt mit seinem Sohn, der nicht sprechen lernen wollte, zur Stadt, um ihm die Zunge lösen zu lassen. „Als nun der Wagen über eine Brücke kam, rief eine Stimme: „Kilian, wo wist du hen?“ — und der Kleine antwortete: „Ick will mi gikelgâkeln lâten.“ So kam der Mann auch hinter den Betrug und trieb nun den Unnererdschen ... mit der Peitsche vom Wagen.“

Digitized by Google

in wissenschaftlicher Umarbeitung neu herausgegeben von Wilhelm von Waldbrühl, Bd. I (1870) zwei ähnliche Wechselbalgsagen stehen (S. 115 ff. und 148 f.). Trotzdem im Vorwort S. VIII versichert wird, daß „hier keine Erfindungen dargeboten, sondern alle Stücklein nur so aufgezeichnet wurden, wie sie sich im Munde des Volkes erhalten haben, mit Ausmerzung aller früher unterhaltungsweise gemachten ausschmückenden Zuthaten", so muß ich sie doch beide für Fälschungen erklären. Das zeigen für die erste Sage die ganz unpassenden Reimereien; die zweite „Der Grasteufel" ist inhaltlich genau identisch mit unserer Geschichte von Neuhausen bei Worms, sie ist nur nach Siegburg verlegt, und für das rheinhessische Heiligtum ist St. Cyriax in Overrath eingesetzt.[1])

J. W. Wolf[2]) führt zu den Sagen Nr. 1 und 2 aus, „bei dem Wiegen liege nicht allein der Nachdruck darauf, daß es vor dem Marienbild geschieht, sondern daß das Kind in einer Wiege, worin das Christuskind liegt, gewiegt werde. Solcher Wiegen gab es um Weihnachten an vielen Orten, und wir haben noch eine Menge von Liedern, welche die Kinder sangen, wenn sie die kleine Wiege schaukelten; dem Volksglauben zufolge scheuchte diese Wiege allen Krankheitsstoff, den man als von bösen Mächten dem Körper beigebracht hielt." Ein solcher Glaube kann sehr wohl bei der Ausbildung der Sagenform Nr. 2 mitgewirkt haben. Ich halte aber dieses Wiegen des Wechselbalgs ebenso wie das Taufen (Weihen) und Curieren mit Weihwasser in Nr. 4, 5 mit Anm. und 7 und das Baden in Nr. 6 für nicht ursprünglich[3]). Die älteste Form dieser Sage scheint mir vielmehr am reinsten in der unter Nr. 1 mitgeteilten und auch in unserer rheinhessischen Erzählung bewahrt zu sein, in denen der Kielkropf in einer Kirche gewogen werden soll[4]). Dies

[1]) Ich glaubte hierauf ausführlicher eingehen zu sollen, weil Sartori, Am Urquell 6 (1895), 112 nicht gesehen hat, daß es sich bei der Sage S. 148 ff. um eine plumpe Fälschung handelt.

[2]) a. a. O. S. 303 f. Er übersetzt übrigens in der Geschichte aus Ratzeburg fälschlich Kiepe mit Wiege, statt mit Tragkorb.

[3]) Ad. Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen I, 25 hält (in Var. Nr. 3 und 1) das Weihen oder Taufen für das Richtigere.

[4]) Auch Nr. 3 gehörte sicher einst hierher: Sudendorf selbst gibt a. a. O. S. 398, 4 an, daß (nach dem Pastorat-Lagerbuche zu Bramsche) zu Rulle und auf der Johanniter-Commende Lage am Johannistage Kinder gegen Brot gewogen wurden. „Das Brot, welches als Gegengewicht diente, wurde unter die Armen ausgetheilt" (Sudendorf ebenda zur Erklärung von Grimm D. S. Nr. 52 = oben Nr. 1).

Digitized by Google

Motiv geht nämlich offenbar auf den Brauch zurück, kranke Kinder in Korn, Brot, Wachs oder Metall „abzuwiegen und die so bestimmte Menge als Votivgabe in Kirchen darzubringen". In der „Pollicey Ordnung, Wie dieselbe inn Vnser Philipsen, Reinharts, vnd Jörgen, gebrüder, Grauen zu Leiningen, Herren zu Westerburg, vnnd Schaumburg, Graue vnnd Herrschaften, angericht vnd gehalten werden solle" (Wormbs 1566)[1]) wird im Abschnitt IX „Von St. Peters Brunnen bey Bockenhaim" bei zehn Gulden Strafe verboten, Kinder an solche Orte zu tragen, „da man sie wiget, vnnd souiel oder schwer Korns, als die Kind wiegen, dem Götzen gibt, wölches frembde Götter suchen, ehrn vnd anbetten heist". J. Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer II[4], 247 führt eine Stelle aus Gregor von Tours (De mir. S. Mart. 1, 11) an, wonach „Chararicus, König der Sueven, dessen Sohn erkrankt war, von der Wunderkraft der Gebeine des heil. Martinus hörend, pensato auro argentoque ad filii sui pondus transmisit ad venerabilem locum sepulcri"[2]), und in der Anmerkung dazu werden Belege für das Aufwiegen der Kranken in Wachs aus älterer Zeit gegeben[3]). Aber auch heute noch ist in katholischen Gegenden dieser Brauch lebendig. Im Luxemburgischen z. B. werden an Abzehrung, atrophia infantilis, leidende Kinder genau gewogen, und das Gewicht in erbetteltem Korn dem hl. Peter von Mailand in der Kirche geopfert[4]). In der Eifel werden Kinder, die nicht zunehmen wollen, „Fintenkindcher" genannt: „Man trägt sie nach „Finten", d. i. zu einer Kapelle, die am Fuße des Berges liegt, worauf der Ort Bergweiler erbaut ist, und daselbst wird ein Opfer an Korn gebracht, welches so viel wiegt, als das Kind, und eben so viel gibt man an die Armen"[5]). In

[1]) Ich habe mich leider vergeblich bemüht, ein Exemplar dieser Polizeiordnung zu erhalten. Ich muß daher citieren nach dem Auszug bei Am. L. Richter, Die evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrh. II (1846), 289.

[2]) Reinfried von Braunschweig (v. 13188 ff.) gelobt in ähnlicher Weise, Gott den erflehten Knaben in Gold darzubringen (Fr. C. Arnold, Das Kind in der deutschen Litteratur des 11. bis 15. Jahrh., 1905, S. 9); Karl IV. ließ seinen neugeborenen Sohn in einer Wiege mit Gold aufwägen und schickte dies zur hl. Jungfrau nach Aachen (R. Andree, Votive und Weihegaben S. 94).

[3]) Vgl. auch Andree a. a. O. S. 94 f.

[4]) E. de la Fontaine, Die deutsche Götterwelt in Luxemburg (1906) S. 253.

[5]) J. H. Schmitz, Sitten und Sagen ... des Eifler Volkes I, 65. W. Mannhardt, Mythолog. Forschungen S. 372 (auf diese Stelle machte mich Herr Dr. A. Becker in Ludwigshafen freundlichst aufmerksam) benutzte diese Angabe als Beleg für seine Ausführungen über „Kind und Korn". Da aber

Digitized by Google

Bayern werden Kinder häufig in Wachs abgewogen und dieses geopfert[1]).

Kehren wir nun noch einmal zu unsren Wechselbalgsagen zurück. Ursprünglich wurde meines Erachtens darin erzählt, daß die Eltern nicht ahnen, daß sie sich mit einem solchen untergeschobenen Kind abquälen, sondern es für krank halten und beschließen, es auf der Wage in oder bei der Kirche eines Heiligen wiegen zu lassen und für seine Genesung ein Opfer an Korn, Brot, Wachs oder Gold im Gewichte des Kindes zu geloben. Auf dem Wege zu dem Heiligen verrät es sich[2]) dann als Wechselbalg dadurch, daß es auf eine Frage seiner elfischen Angehörigen im Bach nach dem Zweck der Reise antwortet. Die Eltern erkennen die wahre Natur ihres Sorgenkinds, werfen es in's Wasser und erhalten nun wieder ihr richtiges Kind zurück. — Wenn der Begriff Kielkropf[3]) nicht mehr klar war, und man darunter nur noch eine teuflische Mißgeburt verstand[4]), fiel natürlich der letzte Zug weg, und die Sage schließt nun damit, daß die Eltern froh sind, sich dieses unnatürlichen Kindes ohne Gewissensbedenken entledigen zu können[5]). Die Sagengruppe ist besonders im protestantischen Norddeutschland lebendig geblieben, dort war es natürlich sehr leicht möglich, daß das Motiv des Aufwiegens des kranken Kindes bei den Heiligen nicht mehr verstanden wurde und dafür das Wiegen in der Wiege, Taufen oder Baden eintrat. Diese Umgestaltungen wurden noch erleichtert einmal durch die Zweideutigkeit des Wortes „wiegen" und dann durch den unreinen Reim wiegen: gedîhen in der Antwort des Wechselbalgs, woraus natürlich unschwer wîhen: gedîhen werden konnte.

nicht nur Korn, sondern auch Wachs und Gold im Gewicht des Kindes geopfert werden, hätte der Eifler Brauch nicht herangezogen werden dürfen.

[1]) R. Andree a. a. O. S. 79. Daß diese Opferbräuche auf dieselben ursprünglichen Anschauungen zurückgehen wie gewisse altertümliche Bußanschläge im altdeutschen Recht, darauf hat schon J. Grimm hingewiesen (Deutsche Rechtsalterthümer II[4], 236 ff.; vgl. Andree a. a. O. S. 164).

[2]) Auch in einer anderen großen Gruppe von Wechselbalgsagen verraten sich die untergeschobenen Kielkröpfe selbst, s. Grimm, Anm. zu Kinder- und Hausmärchen Nr. 39, III; Deutsche Mythol. I[4], 388; E. H. Meyer, Mythologie der Germanen S. 181.

[3]) Über die Etymologie dieses Wortes s. Mogk, Grundr. d. german. Philol. III[2], 292.

[4]) Vgl. Luthers Anschauung über die Wechselbälge in den Tischreden, Erl. Ausg. LX, 40.

[5]) Vgl. die Sagenform Nr. 5, sowie Nr. 1 und 2.

Digitized by Google

Kleinere Mitteilungen.

Griechische Neujahrsgebräuche in Pergamon.

Am Vorabend des in der griechisch-orthodoxen Kirche dem hl. Basilius dem Großen geweihten Neujahrstags ziehen im Griechenviertel des heutigen Pergamon die Kinder in Gruppen von etwa fünf oder sechs Gaben heischend von Haus zu Haus und singen dazu das Basilioslied, das ebenso wie das Weihnachtsheischelied auch κάλαντα[1]) genannt wird[2]). Da der Text manche interessante Abweichungen von den mir aus andren Teilen des griechischen Sprachgebiets bekannten Fassungen dieses Liedes[3]) enthält, teile ich ihn hier mit:

Παρακαλῶ σας, δότε μου
ἄδειαν ν' ἀρχίσω
ὁμοῦ μὲ τοὺς συντρόφους μου,
νὰ σᾶς καλοκαρδίσω[4]).
Ἀρχιμηνιὰ καὶ ἀρχιχρονιά,
κοντή, σγουρὴ μου λεμονιά[5]),
καὶ ἀρχὴ καλός μας χρόνος.
ἐκκλησιὰ μὲ ἅγιο θρόνο,
ἀρχὴ ποῦ ἐβγῆχε ὁ Χριστός,
ἅγιος καὶ πνευματικός,
τὸν κόσμον νὰ φωτίζῃ
καὶ νὰ μᾶς καλοκαρδίζῃ.
Ἅγιος Βασίλειος ἔρχεται,
ἄρχοντες τὸν κατέχετε,
ἀπὸ τὴν Καισαρεία,
σ' εἶσ' ἀρχόντισσα κυρία.
Βαστᾷ λιβάνι καὶ κερί,
ζαχαροκάτιο ζυμωτή,
χαρτὶ καὶ καλαμάρι.
σὰν κ' ἐσένα δὲν εἶδ' ἄλλη[6]).
Τὸ καλαμάρι ἔγραφε —
ἡ μοῦρά μου τί μ' ἔγραφε —
καὶ τὸ χάρτ' ἀνατρώνει[7]),
μαῦρό μου χρυσὸ παγώνι!
„Βασίλη μ', πόθεν ἔρχεσαι
καὶ δὲν μᾶς καταδέχεσαι;
Βασίλη μ', ποῦ πηγαίνεις
καὶ δὲν μᾶς συντυχαίνεις;"
„Ἀπὸ τὴν μάνα μ' ἔρχομαι,
μικρὸ εἶμαι καὶ τρέπομαι,

[1]) Von Kalendae, s. z. B. K. Dieterich, Neue Jahrb. f. d. klass. Alt. 19 (1907), 484. Vgl. das Kolendesingen in Schlesien: P. Drechsler, Sitte, Brauch u. Volksglaube in Schlesien I, 49, sowie die slavischen Festbräuche bei P. Cassel, Weihnachten S. 266 und A. Tille, Die Geschichte der deutschen Weihnacht S. 287.

[2]) In Sokia (bei dem antiken Priene) tragen die Kinder dabei, ebenso wie in Athen in der Epiphanienzeit, ein bunt geschmücktes Schiff herum.

[3]) A. Passow, Popularia carmina Graeciae recentioris p. 218 ff.; Γ. Δ. Παχτικός, 260 δημώδη Ἑλληνικὰ ᾄσματα I, 274; beſ. E. I. Σταματιάδης, Σαμιακά V, 338 f.; Ἐγκώμια ᾀδόμενα εἰς τὴν Γέννησιν τοῦ Χριστοῦ, εἰς τὸν ἅγιον Βασίλειον.... Ἐν Ἀθήναις (Βιβλιοπωλεῖον N. Μιχαλοπούλου) S. 7 f. (der hier als ἐγκώμιον νησιωτικόν bezeichnete Text stimmt am meiſten mit dem pergamenischen überein); H. Pernot, Nouv. archives des missions scientif. XI (1903), 211 ff. Vgl. auch Pradel, Mitt. d. schles. Ges. f. Volksk. XVII (1907), 46.

[4]) Zu Z. 1—4 vgl. A. N. Σιγάλας, Συλλογὴ ἐθνικῶν ᾀσμάτων S. 497/8.

[5]) Solche Schmeicheleien für die Frau oder Tochter des Hauses (s. Z. 16) sind auch im folgenden immer wieder eingeschoben, allerdings nicht regelmäßig wie in dem ἐγκώμιον νησιωτικόν der oben zitierten Sammlung Ἐγκώμια κλτ.

[6]) In Sokia heißt die Zeile wie in der Sammlung Ἐγκώμια: δὲς κ' ἐμὲ τὸν παλληκάρι.

[7]) So auch z. B. Passow a. a. O. S. 221 CCXCVII, 3; in Sokia heißt es wie in den Ἐγκώμια: χαρτὶ ὡμίλει.

καὶ 'ς τὸ σχολεῖο πάω·
δὲν μοῦ λέτε, τί[1]) νὰ κάμω;"
„Κάθσε νὰ φᾷς, κάθσε νὰ πιῇς,
κάθσε τὸν πόνον σου νὰ 'πῇς.
κάθσε νὰ τραγουδήσῃς
καὶ νὰ μᾶς καλοκαρδίσῃς."
„Ἐγὼ γράμματα μάθαινα[2])
'ς τὸ δάσκαλο ποῦ πάγαινα[3]),
τραγούδια δὲν ἠξεύρω
οὔτε νὰ τὰ συντυχαίνω[4])."
Καὶ 'ς τὸ ῥαβδί τ' ἀκούμπησε,
εὔμορφα ποῦ τραγούδησε,
κ' εἶπε τὴν ἄλφα βῆτα,
ὡσὰν ἅγιος ποῦ ἦτα.
Ξερὸ ῥαβδί, χλωρὸ ῥαβδί,
ἀσπρὸ σταφύλι, ῥαζακί[5]),
χλωρὰ βλασταράκια πέτα.
ῥοδοκοκκινὴ βιολέτα.
Κ' ἀπάν' 'ς τὰ βλασταράκια της,
ξανθὰ 'ταν τὰ μαλλάκια της[6]),
βρύσεις καὶ πηγαδάκια,
μαῦρα μου, γλυκὰ ματάκια.
Ἐσένα πρέπει, ἀφέντη μου,
ῥῆγά μου καὶ λεβέντη μου,
καρυόλα νὰ κοιμᾶσαι
γιὰ νὰ μὴ κρυολογᾶσαι[7]).
Ζήτω τοῦ βασιλέως μας,
Γεωργίου τοῦ λεβέντη μας,
ζήτω τοῦ διαδόχου,
τοῦ μεγάλου μας ἀνθρώπου,
θὰ μεγαλώσῃ μὲ χαρά,
θὰ πάῃ 'ς τὴν Ἁγια Σοφιά[8]),
καὶ ἐκεῖ θὰ μεταλάβῃ[9])
καὶ τοὺς Τούρκους θὰ προσβάλῃ[10]).
Βάλετε τὸ χεράκι σας
'ς τὴν ἀρτμρή σας τσέπη,
καὶ ἂν ἔχῃς γρόσια, δός τα μας.
φλωριὰ μὴν τὰ λυπᾶσαι,
ἂν ἔχῃς καὶ μονόγροσια,
τὰ πέρνομε καὶ ἐκεῖνα.
Καὶ εἰς ἔτη πολλά[11]).

Die Kinder erhalten dann kleine Münzen und γλυκίσματα (Süßigkeiten).

Am Neujahrsmorgen[12]), zwei Stunden vor Tagesanbruch, steht in jedem Hause die Hausfrau auf, nimmt einen Krug und geht damit zur Quelle, ohne mit irgend jemand ein Wort zu sprechen, um „unbesprochenes Wasser" (ἀμίλητο νερό)[13]) zu holen. Außerdem bringt sie einen Ölzweig und einen großen Stein

[1]) In Sokia: μὰ πές μου, τί.

[2]) In Sokia: ἔμαθα.

[3]) In Sokia: καὶ νὰ σοῦ 'πῶ τί ἔπαθα.

[4]) In fast allen Fassungen folgt hier die Aufforderung: Ἀφ' οὗ καὶ ξέρεις γράμματα, πές μας τὴν ἄλφα βῆτα.

[5]) eine Traubenart = ῥοζακί (rosaceus), s. Hatzidakis, Einl. in die neugriech. Grammatik S. 331.

[6]) In Sokia, wie in den Ἐγκώμια: ἐρωτικὰ ν' τὰ μάτια της.

[7]) Statt der beiden letzten Zeilen heißt es in Sokia: καρέκλα καρυδένια, νὰ ἀκουμπᾷ ἡ μέση σου, ποῦ εἶναι σὰν δακτυλίδι. Damit schließt dort das Lied.

[8]) die Sophienkirche in Konstantinopel.

[9]) das Abendmahl empfangen.

[10]) Diese Verse, Z. 57—64, auf den König Georg und den Kronprinzen Konstantin, sind natürlich modern; sie zeigen den Patriotismus der Griechen auch außerhalb des Königreichs und ihre großen Zukunftshoffnungen. Z. 65 ff. werden nach einer anderen Melodie gesungen.

[11]) Das ist die übliche Glückwunschformel.

[12]) Die folgenden Angaben verdanke ich brieflichen Mitteilungen eines pergamenischen Bekannten, des Schreinermeisters Ἀρτέμιος Κισκλόγλους.

[13]) Vgl. Παπαζαφειρόπουλος, Περιευναγωγὴ γλωσσικῆς ὕλης καὶ ἠθῶν τοῦ ἑλληνικοῦ λαοῦ S. 378. Ebenso muß ja auch in Deutschland das heilige Wasser

Digitized by Google

ins Haus und sagt dabei: „So schwer ich bin und der Stein, so schwer soll das Gold in meinem Hause sein“ (Όσο βαραίνω ἐγὼ καὶ ἡ πέτρα, νὰ βαραίνῃ ὁ χρυσὸς εἰς τὸ σπίτι μου). „Die Olive bedeutet Frieden, das unbesprochene Wasser bedeutet Glück“, es wird gut aufgehoben. — Ebenso gehen, wie N. G. Politis berichtet (Παραδόσεις I, 561), in Amphissa die Leute in der Neujahrsnacht zur Quelle, um „unbesprochenes Wasser“ zu holen, das dann am Neujahrstag getrunken wird. Sie nehmen aber einen Teller voll Süßigkeiten mit, besprengen diese mit Wasser und legen sie dann auf die Steine bei der Quelle, um sich die Gunst der Schicksalsfrauen (Μοῖραις), die sich dort vor Tagesgrauen waschen und kämmen, zu sichern. Wenn jemand unterwegs spricht, tun ihm die Miren etwas Böses an. Von ähnlichen Gebräuchen auf der Insel Samos erzählt Stamatiadis[1]): Vor Sonnenaufgang geht dort der Hausherr (oder, wenn dieser nicht mehr lebt, die Hausfrau) am Neujahrstag mit einem ungebrauchten[2]) Tongefäß und einem Ölzweig, die er sich beide am Tag vorher besorgt hat, sowie mit fünf oder sechs kleinen Kuchen zu einer Quelle, legt die Kuchen dort in ein Loch und füllt das Gefäß mit Wasser, ohne inzwischen mit jemand zu sprechen. Mit dem gefüllten Krug und dem Olivenzweig geht er dann schweigend zum Gottesdienst in die Kirche, wo er das Gefäß dem Altar gegenüber hinstellt. Nach der Messe geht jeder, wiederum stillschweigend, mit seinem Krug nach Hause und gießt dort im Eingang, nachdem er seine Frau mit dem Neujahrsgruß begrüßt hat, das Wasser nach verschiedenen Richtungen hin aus, verstreut die Blätter des Ölzweigs und sagt dazu: „So wie das Wasser läuft, soll das Gute in unser Haus laufen“ (ὡς τρέχει τὸ νερό, νὰ τρέχῃ καὶ τὸ καλὸ 'ς τὸ σπῆτί μας). In anderen Dörfern von Samos schickt der Hausherr, wenn die Familienglieder nach der Messe unter allerlei feierlichen Bräuchen das Haus betreten und sich καλ' ἡμέρα χῇ ἄϊς Βασίλης, καλὴ μηνιὰ καὶ καλὴ χρονιά gewünscht haben, die älteste Tochter zum Wasserholen weg. Sie nimmt außer dem Krug auch etwas Naschwerk mit zur Quelle. Das legt sie dort mit den Worten nieder: „Guten Tag, mein Brünnchen, mit deinem süßen Wasser. Wie deine Wasser laufen, so laufe das Gute in unser Häuschen.“ Wenn sie dann den Krug gefüllt hat, holt sie noch einen moosbewachsenen Stein, so schwer als sie heben kann, aus der Quelle und spricht dazu: „So schwer dieser Stein ist, so schwer soll auch die Börse meines Vaters sein“ (Όπως εἶναι βαρειὰ αὐτὴ ἡ πέτρα, νὰ ἦναι βαρὺς κῇ ὁ κισὲς[3]) τοῦ πατέρα μου). Zu Hause füllt dann der Vater aus dem Krug ein Glas bis zum Rand und gießt es tropfenweise aus mit den Worten: „Wie das Wasser läuft, soll auch alles Gute in mein Haus laufen.“ Auch Frauen, die Seidenraupenzucht treiben, tragen einen großen Stein in ihr Haus und beten dabei: „So schwer dieser Stein ist, so viel Seide sollen sie machen“ (ὅσον βάρος ἔχει ἡ πέτρα ἐκείνη, τόσον βάρος μεταξὶ νὰ κάμωσι). —

(heilawâc) am Ostermorgen oder zu anderen heiligen Zeiten vor Sonnenaufgang und stillschweigend geschöpft werden, s. z. B. Grimm, Deutsche Mythol. I[4], 485 ff.; H. Pfannenschmid, Das Weihwasser S. 87; 102; W. Hertz, Deutsche Sage im Elsaß S. 20.

[1]) a. a. O. V, 341 ff.

[2]) Für das heilige Wasser darf man natürlich kein Gefäß nehmen, das schon durch profanen Gebrauch verunreinigt ist.

[3]) türk. kesse.

Digitized by Google

Auch auf Chios trägt man am Neujahrstag einen schweren Stein ins Haus von Verwandten und Freunden und wünscht dem Hausherrn so viel Gold, als der Stein schwer ist [1]).

Der „Angang" spielt wie bei uns auch bei den Griechen eine große Rolle am Neujahrstag [2]). In Pergamon sagt man von dem ersten Besucher an diesem Tag: κάνει τὸ ποδαρικόν [3]) (er macht die Vorbedeutung): ist es ein guter Mensch, so wird das Jahr gut; ist es dagegen ein böser, so gibt es ein unglückliches Jahr. Kommt gar zuerst ein Hund ins Haus, so bedeutet dies einen Todesfall [4]).

Am Neujahrstag soll man sich mit niemand zanken, sonst wird man sich jeden Tag zanken (so sagt man ja auch bei uns: Wie man an diesem Tage ist, so ist man das ganze Jahr); man muß vielmehr fröhlich sein und Süßigkeiten essen, damit das ganze Jahr Süßes und Freude bringt [5]).

H. Hepding.

Mundus vult decipi.

Unter den modernen Zauberbüchern, die unter den Namen des „Buches Jezira", „6. und 7. Buches Mosis", der „Geistlichen Schildwacht" und ähnlichen im Volke noch verbreitet sind, befindet sich auch „Das wahrhaftige heilige Christoph-Gebet", das mehrere derartige Elaborate in sich vereinigt. Von Seite 100 ab enthält es „Trinum perfectum Magiae albaeotnigrae... aus dem VI. und VII. Buch

[1]) K. N. Κανελλάκης, Χιακὰ ἀνάλεκτα S. 363. — Auch in Ungarn „im Kalotaszeger Bezirk gehen die Maide in der Dämmerung [des Neujahrsmorgens] zum Dorfbrunnen, um "goldenes" Wasser zu holen. Wer sich mit diesem Wasser wäscht, wird schön" (A. Herrmann, Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. IV (1894), 319).

[2]) Vgl. Grimm, Deutsche Mythol. II⁴, 937 ff.; Wuttke-Meyer, Der deutsche Volksaberglaube S. 208 f.

[3]) Über das Wort und diesen Glauben s. Παπαζαφειρόπουλος a. a. O. S. 381 f.; N. Γ. Πολίτης, Μελέτη ἐπὶ τοῦ βίου τῶν νεωτέρων Ἑλλήνων S. 232 ff.; Σταματιάδης a. a. O. V, 345/6; vgl. auch A. Βάλληνδας, Κυθνιακά S. 116.

[4]) Auch wenn zu anderer Zeit ein Hund heult, so bedeutet dies Unglück oder den Tod eines Hausgenossen: Κανελλάκης a. a. O. S. 371; Σταματιάδης a. a. O. V, 423. Vgl. Wuttke-Meyer a. a. O. S. 198. Über den Hund im altgriechischen Volksglauben s. z. B. Plutarch, de superstitione 8; E. Rohde, Psyche II², 83,₃; Weicker, Jahrb. d. arch. Inst. 22 (1907), 110.

[5]) Zu dem in Deutschland fast allgemein verbreiteten Volksbrauch, in der Weihnachts- und Neujahrszeit aus zwölf mit Salz gefüllten Zwiebelschalen die Witterung der zwölf Monate des neuen Jahres vorauszusagen (außer der bei U. Jahn, Die deutschen Opfergebräuche S. 276,₁ angeführten Literatur vgl. auch E. Meier, Schwäb. Sagen S. 469; J. Haltrich, Die Macht und Herrschaft des Abergl. S. 16; Kaindl, Globus 76 (1899), 276), finde ich auf Samos eine schöne Parallele (Σταματιάδης a. a. O. V, 332): In der Neujahrsnacht schneiden dort die Mädchen aus einer Zwiebel zwei oder drei Kreise, je einen für einen Herzenswunsch, streuen Salz darauf und lassen sie die Nacht über stehen. Wenn am Neujahrsmorgen einer der Kreise vertrocknet ist, so geht der bei diesem gedachte Wunsch nicht in Erfüllung.

Digitized by Google

Moyses und Tabdlla Rabellina". Unter den „Charakteren zum Zwang u. Gehorsam", die darin mitgeteilt werden, findet sich auf Seite 109 als „Aziabels Sigel" nichts anders als das Wappen der Republik Kolumbia, sogar die Umschrift „Republica de Colombia" fehlt nicht. Im „Seelen-Ruf", der in „Doktoris Johannis Fausti sog. Manual-Höllenzwang" steht (S. 193 ff.), kehrt dasselbe Wappen wieder als „dimissio" und darunter ist zu lesen „Myrrhen. Weihrauch". Was damit und mit dem zauberischen kolumbischen Wappen geschehen soll, erfährt der Leser nicht.

Noch komischer ist ein zweiter Fall. Im „liber IV. Magia Naturalis Astrologica et Geometrica (ss) Angelo Tobianass" (ebenfalls im „Christoph-Gebet" enthalten) wird auf Seite 124 das „scutum Mosis" abgebildet, eine runde Marke, die in der Mitte das Monogramm A. L. innerhalb eines aus 2 Dreiecken gebildeten Sternes zeigt, darum ein Band mit der Inschrift „Protokollirte Schutz-Marke". Der zaubergläubige Leser wird natürlich an eine Marke zum Schutz vor bösen Geistern denken, und das Fremdwort „protokollirt" macht die Sache noch mystischer. Aber was sollen die Buchstaben A. L. innerhalb des Sternes? Das Rätsel löst sich, wenn man sich eine Flasche „August Leonhardis Tinte" kauft. Dann findet man, über den Kork geklebt, eine Papiermarke, die eine Zwillingsschwester von unserm „scutum Mosis" ist. Wahrscheinlich hat die Druckerei, die die Zauberbücher herstellt, einmal ein altes Cliché von Leonhardi gekauft und tischt es nun denen, die nicht alle werden, als „Schild des Moses" auf. Risum teneatis amici!

Gießen. A. Abt.

Volkskundliches aus alten Akten. I.

In einem Aktenfascikel der Kasseler Landesbibliothek: Ms. Hass. Fol. 84 fanden sich zwei volkskundlich interessante Protokolle, die wir ohne weiteren Kommentar zum Abdruck bringen.

I. Wahre Erzehlung eines Geschichts, so zu Rheinfels anno 1699 den 4. d. Aug. sich zugetragen hatt.

Kassel, Landesbibliothek. Ms. Hass. Fol. 84 (5).

Es wahr ein Jüngling Christianus Henricus mit Namen (dessen Zunahme wegen dessen vornehmen Familie mit Fleis verschwiegen wird), dieser, nachdem er mit einem guten Verstandt begebet wahr, hatt er in kurtzer Zeitt vielerley sprachen gelernet, währe auch endlich ein Zierath und Liecht seiner Familie worden, wann er nur in seinem guthe undt löblich angefangenen Lebenswandell bis an Ende verharret hette. Aber gros ist die menschliche Schwacheit und gros der Jugend Unbeständigkeit im Weg der Tugend. Bald thäte der Jüngling von dem rechten Weg abweichen; und sein bishero frommes geführtes Leben in ein böses verwechsellen, begiebt sich derohalben in den Krieg und da er zwantzig Jahr alt, hatt er dem Kayser unter denen Besatzungsvölckern Rheinfels gedienet, da er dann des Lebens endlich verdrüßig so weit in die Bosheit gerathen, daß er bey sich beschlossen, sein Leib und Seele dem Teufell aus Verzweiffelung eigen zu ergeben. Sobald nun der Jüngling sich dem Teufell öffentlich mit Wortten ergeben, feyrete der Teufell nicht lang, sondern erschiene gleich dem Jüngling in Gestalt eines des Jüng-

Digitized by Google

lings bekanten guten Freunds, mit sich einen Hund führend, der zweifelsohne auch ein vermumter Teufell gewesen. Gleich führete dieser schalckhaffte Geist diesen Jüngling mit sich in eine finstere Höhle unter der Erden, alwo er erstlich den Jüngling mit guten Worten, daraufhin mit Versprechungen, endlich gar mit Treuworten dahin zu bereden sich unternommen, damit er dasselbige, so er zuvor mit seiner Zungen geredet, schriftlich bekräfftigte und mit seiner eigenen Hand seinem gegenwärtigem Rothhelffer sich mit Leib und Seele eigen ergeben thäte. Aber, o wie gros wahr die Barmhertzigkeit Gottes gegen diesen Jüngling, es konte der Jüngling widder durch gute Worte dahin bewegt werden, seine vorhabende böse That werckstellig zu machen; unterdessen, als gemelter Jüngling unter den anderen Soldaten nach Gewohnheit nicht erscheinet, meineten etliche, er währe flüchtig worden, andere aber thäten fleißig suchen und nachfragen, wo er sein oder sich aufhalten möchte, und siehe da, als der verlohrne Soldat von etlichen gesuchet wurde, wurde aus der Höhle, in welche der Jüngling von dem Teufell geführet wahr, ein geschrey und erschröckliches Rufen gehöret. Einer aus den Soldaten, so nechst bey der Höhlen wahr, sobald er die Stimme des verlangeten und verlohrenen Jünglings erkennete, wolte in die Höhle eintrethen, wurde aber von dem Hund, so vor der Höhlen Wacht hielte, verhindert, rufet derohalben seinen anderen Mitgesellen, welche alle eylends herzulauffen und ohne Hindernus in die Höhle eingehen, finden zwar den verlohrnen Soldaten aber ganz ohnmächtig und krafftlos, und unter die Brust siebenmahl verwundet. Alssobald wurde der vom Teufell verwundete Soldat aus der Höhlen herausgezogen und in ein Zimmer getragen, wurde auch gleich ein Priester aus der Gesellschaft Jesu aus dem nechsten Flecken des St. Goars gerufen, welcher, da er kommen, thäte er den Jüngling freundlich anreden, und zur Hoffnung eines besseren Lebens aufmundern. Sobald der Priester weggangen, kahme der höllische Betrieger wieder in Gestalt eines aus den nechsten Blutsfreunden des verwundeten Soldaten, lies sich angehen, als gienge ihme dieser elende Zustandt seines Vettern sehr zu Hertzen, warf ihm auch vor, wie daß er, der Jüngling nemblich, mit höchster Schand seiner ansehnlichen Familie, einen so schlechten Stand ahngenommen und ein gemeiner Soldat worden seye. Der Jüngling fragte den Teufell, woher er wüßte, daß er dem Kayser dienete, der Teufell antworttete, daß er solches aus einer gewissen, ihme dem Jüngling nicht ohnbekanten Persohn verstanden hette, und daß er darumb zu ihme kommen währe, damit er ihme behülflich sein möge, zu solchem Ende er dann mitgebracht eine große Summa Geldts, welche er zu zahlen bereith währe, wann er seinem guten rath folgen wollte, von solchem so schlechten Dienst [sich] los zu kauffen; alssobald bewilliget der Jüngling und wird gleich das Geld gezehlt. Nechstdabey sehen 15 Soltaten, welche zwar den Klang des Golts und Silbers höhren, keinen aber mehr als den Jüngling sehen, deswegen dann alle ein großer Schrecken ankommen, sonderlich [einen] uncatholischem, das selbiger aus großem Schrecken in eine Kranckheit gefallen. Sobald nun das Gelt gezehlet wahr, begehrte der Teufell des Jünglings Handschrifft, welche als der Jüngling zu geben sich weigerte, ist der Teufell mit dem Gelde verschwunden; unterdessen empfunde der Soldat solchen so großen Schrecken, daß ein jeglicher gemeint, er würde gleich sterben, wird dahero in aller Eyl wiederumb gemelter Priester gerufen, wie auch der Dr. aus gemeltem Flecken. Als diese beyde nicht sobald bey dem Krancken zu

Digitized by Google

erscheinen vermochten, findet der Teufell neue Gelegenheit den Soldaten zu betriegen, nimbt ahn die Gestalt des Drts, gehet zu dem krancken Soldaten, will die Puls fühlen, welches er aber nicht kan, wegen des Rosencrantzes und Reliquien der Heiligen, so er umb die gewickelt gehabt, befiehlt derowegen dem Krancken, solche heilige Sachen solang an die Seithe zu legen, biß er die Puls recht gefühlet hatte. Der Jüngling glaubte dem vermumbten Arzte, legt die geistliche Sachen an die Seith, da dann der verkleidete Dr. die Puls gefühlet, das rechte Auge, wie auch die Zunge dreymahl berühret, und Siehe, in einem Augenblick wird das Auge verletzet, die Zunge in dem Mundte ganz umbgekehret und hart wie ein Stein. Unterdessen kompt der Priester, gehet nach vollendetem Gebeth voll des Vertrauens zu Gott zu dem Krancken, legt in dessen Mund seine Finger, bezeichnet die erstarrende Zunge mit dem Zeichen des H. Kreutzes, berühret selbige mit denen Reliquien des H. Ignatii und Xaverii, und in einem Augenblick wird die erstarrete Zunge in vorigen Stand gebracht, bliebe aber noch aus die Sprache, dahero dann der Soltat eine Fedder begehret, welche nachdem er sie bekommen, schriebe er, daß er von denen Anfechtungen des Teufels nicht könte befreyet werden, es seye dann, daß er von deme Schloß abgebracht würde. Der Priester gehet zum zweiten Mahl zu Ihme, zeichnet das verletzte Auge mit dem Zeichen des H. Kreutzes, berühret selbiges mit denen h. Reliquien und machet es gleich wieder gesund. Daruff befiehlt der Pater dem Soldaten, er solte sich bekleiden und im nahmen Jesu unerschrocken ihme folgen. Der Soldat gehorchet dem Patri, ziehet an die Kleider und folget dem Pater haltendt in der Hand die heiligen Reliquien in Begleitung zweyer Soltaten, biß in die Residenz der Jesuitter. Sobald er in die Residenz kommen, ist er geführet worden in ein Zimmer, so nechst bey der Kirchen wahr, und hat sich im selbigen, dann es eben 10 Uhr des Nachts wahr, nachdem er sich Gott und denen Heiligen befohlen hatte, schlafen gelegt. Alß er sich nun zu Bett gelegt hatte, legt der Pater in des Soltaten Mund ein Stücklein von Innocentio dem XI. [1676—89] gesegnetes Wachs und befiehlt, er solte im Nahmen Jesu einschlaffen, bestellet einen anderen Priester, wie auch Soldaten, so bey dem Jüngling wachen solten; nachdem eine Stunde verflossen, erwachte der arme Soldat, schrie laut aus mit seufftzen: mein Gott, wie bin ich beschaffen? und ist also die Sprach, wie auch folgenden Tages die völlige Gesundheit wieder kommen. Nach wieder erlangter Gesundheit hat er sich drey tage zu einer Generalbeichte bereitet, nach gethaner beicht und empfangener Communion ist er zu der Festung Katz geführet worden, alwo er von denen Patribus Jesuitis täglich besuchet worden, und nach deme er seinen Abschied erhalten, ist er naher Rom gereiset.

Daß dieses alsso wahrhafftig sich zugetragen habe, wie hierinnen erzehlet worden, bezeugen die hierunter geschriebene, welche alles mit Augen gesehen und mit Ohren gehöret, mit Untersetzung ihrer eigenen Pittschaften.

L. S. N. N. Hauptmann.
L. S. N. N. Lieutenant.
L. S. N. N. Lieutenant.
L. S. N. Fendrich.
L. S. N. Fendrich.

L. S. Superior und Pfarrherr.

L. S. N. N. Ein Priester der Gesellschaft Jesu.
L. S. N. N. Der Doctor.

Gießen. Th. Vogt.

Digitized by Google

Bücherschau.

Der Volksmund. Herausgegeben von Dr. Friedrich S. Krauß. Deutsche Verlagsaktiengesellschaft. Leipzig 1906—1907. Preis des Bändchens 1 Mark.

Dem Unterzeichneten liegen folgende Bändchen dieser Sammlung vor:

Bd. 1. Österreichische Volkslieder mit ihren Singweisen, gesammelt von F. Tschischka und J. M. Schottky nach der zweiten verbesserten und vermehrten Auflage herausgegeben von Friedrich S. Krauß.

Bd. 2. Der Wegkürzer des Martin Montanus (1557) (Blümml und Latzenhofer).

Bd. 3. Außeer und Ischler Schnadahüpfel... Gesammelt und herausgegeben von E. K. Blümml und Fr. S. Krauß.

Bd. 4. Österreichische Volksmärchen von Frz. Ziska. Neu herausg. und eingeleitet von E. K. Blümml.

Bd. 5. Jacob Frey's Gartengesellschaft (1556) (Blümml und Latzenhofer).

Bd. 6. Altägyptische Sagen und Märchen. Deutsch von Professor Dr. Alfred Wiedemann.

B. 7 u. 8. Die Apologe des Bernardino Ochino. Herausg. von Karl Amrain.

Bd. 9 u. 10. Zigeunerhumor. 250 Schnurren, Schwänke und Märchen. Deutsch von Dr. Fr. S. Krauß.

Bd. 11. Das alte Faustbuch auf Grund der Ausgaben von 1587, 1599 und 1674 und anderen Quellen jener Zeit in neuer, sachlicher Anordnung der Sagen bearbeitet und herausgegeben von August Holder.

Die Sammlung ist dazu bestimmt, die Volksforschung zu fördern, neue Erhebungen anzustellen, sowie ältere und selten gewordene folkloristische Schriften neu aufzulegen. Sie will in Beziehungen treten zu den breitesten Kreisen des Volkes und Liebe zu den Äußerungen des Volkstums erwecken.

Diese populäre Absicht hat den Bändchen II, V und XI ihren wissenschaftlichen Wert geraubt, und ich fürchte, daß sie auch keine populäre Bedeutung gewinnen werden. Es erscheint mir ganz zwecklos, eine verkürzte neuhochdeutsche Bearbeitung der alten deutschen Schwänke zu geben. Was sollen gar die kurzen Inhaltsangaben einer Anzahl nicht aufgenommener Schwänke oder gar bloße Überschriften bedeuten? Für eine neue sachliche Anordnung eines neuhochdeutsch bearbeiteten Faustbuches lag wohl auch kein Bedürfnis vor.

Die anderen Bände der Sammlung dagegen sind mit Freuden zu begrüßen. Vor allen Dingen Wiedemanns Altägyptische Sagen und Märchen mit der knappen Einleitung und den willkommenen Vorbemerkungen und

Digitized by Google

Erklärungen, die den einzelnen Erzählungen beigegeben sind. Ebenso Amrains Apologe Bernardino Occhinos, die entschieden kulturgeschichtlichen Wert besitzen, sowie die Zigeunerschnurren und -Märchen, die Krauß zusammengetragen hat.

Von den Neudrucken enthält Band IV als Anhang Kinderlieder und Kinderreime aus Niederösterreich, gesammelt von Johann Wurth (1828—1870), dessen fleißige Sammlungen bisher nur zum geringsten Teile veröffentlicht worden sind. Den in Band III enthaltenen Schnadahüpfeln hat Blümml eine sehr hübsche Einleitung — Der Schneider im Vierzeiler — vorausgeschickt. Die vergleichenden Anmerkungen in diesem Bande sind eine sehr willkommene Gabe.

Gießen. Walther Küchler.

Riegler, Richard, Das Tier im Spiegel der Sprache; in: Neusprachliche Abhandlungen aus den Gebieten der Phraseologie, Realien, Stilistik und Synonymik. Herausgegeben von Cl. Klöpper. XV.—XVI. Heft. XX. 294 S. Dresden und Leipzig, C. A. Koch, 1907. 7,20 Mk.

Die Arbeit von Riegler verdient von philologischem wie volkskundlichem Standpunkt ein gleiches Interesse. Riegler knüpft an das leider unvollendet gebliebene Werk von Fr. Brinkmann, Die Metaphern, Studien über den Geist der modernen Sprachen (Bonn 1878) an und sucht dasselbe insofern zu ergänzen und fortzuführen, als er die von Brinkmann nicht behandelten Tiernamen — Brinkmann beschränkte seine Arbeit auf die Haustiere — zum Gegenstand seiner Untersuchungen macht (natürlich nur insoweit, als sie semasiologisch und phraseologisch von Bedeutung sind). Dabei zieht er den Kreis seiner Darlegungen möglichst weit und berücksichtigt sowohl die germanischen wie die romanischen Sprachen. Grundlage und Ausgangspunkt bildet das Deutsche. Vollständigkeit hat der Verfasser nicht angestrebt, so daß sich hier und da noch manches, besonders aus dem Sprachschatz der Mundarten, nachtragen ließe. Was die Arbeit — verglichen etwa mit Sainéan, „La création métaphorique en français et en roman. Images tirées du monde des animaux domestiques. Le chat, avec un appendice sur la fouine, le singe et les strigiens" (I. Beiheft der Zeitschrift für rom. Phil. 1905) — hier und da an philologischer Genauigkeit im einzelnen vermissen läßt, gewinnt sie an kulturhistorischem und volkskundlichem Interesse. Welche Seite man in Rieglers Buch auch aufschlagen mag, überall sieht man, wie die Tierbezeichnungen in das sprachliche Leben eingreifen und wie sie zahllose Benennungen und Bezeichnungen der verschiedensten Art und Bedeutung ergeben haben. Einige Beispiele seien herausgegriffen. Zunächst die vielfachen Anwendungsweisen des Wortes „Affe". Der Affe, als Karrikatur des Menschen aufgefaßt, fungiert als Typus eines häßlichen Menschen (infolgedessen, wie schon lat. simia, auch Scheltwort); auch der dem Affen eigentümliche Nachahmungstrieb hat in den meisten Kultursprachen eine reiche Blüte von Metaphern gezeitigt. So, wenn man von den Deutschen des 17. Jahrhunderts sagt, daß sie die Affen der Franzosen gewesen sind, d. h. französisches Wesen nachgeahmt haben. In demselben Sinne wird auch engl. ape und to ape gebraucht, vgl. ital. scimmia, far la scimmia = scimmiottare (vgl. auch scimmiottata und scimmiotattura) und damit übereinstimmend franz. singeur, singer, singerie. Bald ist es die mit dem durch

diese Ausdrücke bezeichneten Nachahmungstrieb in engstem Zusammenhang stehende, auf Nachäfferei beruhende Putzsucht (vgl. deutsch Zieraffe), bald die dem Affen beigelegten Eigenschaften der Bosheit und der Dummheit, die die Sprache herausgreift. Auf der Auffassung des Affen als eines boshaften Tieres beruht der deutsche Ausdruck äffen = zum Besten haben, womit die franz. Redensart payer q. en monnaie de singe (mit leeren Worten abfertigen) und das engl. to pay in monkey's money übereinstimmt. Den Affen als Verkörperung der Dummheit fassen das ital. bertucciata (eine von einem Affen vollführte Tat = Dummheit) und das engl. god's ape, Gottesaffe im Sinne von Dummkopf; ähnlich engl. I make him my ape, ich halte ihn zum Narren. Auch in einem anderen Punkte, um noch eine weitere Einzelheit aus dem von Riegler zusammengetragenen reichhaltigen Material herauszuheben, zeigt sich in verschiedenen Kultursprachen eine eigentümliche Übereinstimmung, nämlich in der Bezeichnung des Rausches mit „Affe", eine metaphorische Ausdrucksweise, für welche Riegler S. 9 eine ansprechende, von der Deutung Sainéans abweichende Erklärung gibt. Dem deutschen Ausdruck: „Er hat einen Affen", entspricht die ital. Redensart „ha pigliato la bertuccia, la monna". Im Spanischen heißt es analog „ha cogido una monna". Im engl. Matrosenslang begegnet die damit nahe verwandte Redensart „to suck the monkey", den Affen saugen, sich heimlich betrinken, wobei das Getränk metonymisch nach der von ihm hervorgebrachten Wirkung benannt wird.

Eine andere Gruppe von Bezeichnungen ist aus dem Begriff „Wolf" hergeleitet. Von einem gierig essenden Menschen sagt man im Deutschen: er frißt wie ein Wolf = engl. he is ravenous (greedy, hungry) like a wolf. Damit sind zusammenzustellen Ausdrücke wie: er hat einen Wolfshunger, franz. il a une faim de loup und engl. he has a wolf in his stomach (vgl. ital. avere una lupa in corpo und deutsches „Wolfsmagen" in der Bedeutung von „Wolfshunger"). Das Englische geht sogar noch weiter, indem es wolfer in der Bedeutung „Fresser", wolfish in der Bedeutung „gefräßig" und das Verbum „to wolf" = gierig essen gebraucht, wobei zu bemerken ist, daß die letztere Bezeichnung auch die aus dem räuberischen Charakter des Wolfes hergeleitete Bedeutung „ausplündern" annehmen kann.

Die zahlreichen Wendungen, welche sich an einen Tiernamen knüpfen, zerfallen in der großen Mehrzahl der Fälle in zwei Gruppen, je nachdem sie sich aus der äußeren Beschaffenheit des betreffenden Tieres oder aus den ihm eigenen oder beigelegten Charaktereigenschaften herleiten. Als Beispiel für die erstere Gruppe seien die Metaphern genannt, die auf die physischen Eigenschaften des Fuchses Bezug haben, und die vor allem an die rötliche Farbe seines Pelzes anknüpfen, in der Weise, daß man im Deutschen ein rothaariges Pferd einen Fuchs nennt, eine Bezeichnung, die dann auch auf einen Menschen mit rötlichem Haupthaar übertragen wird (vgl. engl. foxy). Dem gegenüber stehen die zahlreicheren Wendungen, die sich auf den hervortretendsten Charakterzug des Fuchses, seine Schlauheit und Verschlagenheit beziehen. Schon die Römer nannten einen schlauen Menschen vulpio oder vulpecula und gebrauchten das Verbum vulpinari im Sinne von „schlau handeln". In dieser durch die Fabeldichtung genugsam bekannten Auffassung vom Wesen des Fuchses stimmen die modernen Kultursprachen überein: Das Deutsche gebraucht „fuchsen" außer in der Bedeutung „ärgern" auch in der Bedeutung „betrügen";

Digitized by Google

ähnlich span. raposear und engl. to fox, sowie ital. volpeggiare (in der Redensart: con volpi convien volpeggiare; vgl. franz. avec le renard on renarde). Daß dem Fuchs nur durch Schlauheit beizukommen sei, besagt das deutsche Sprichwort: „Füchse mit Füchsen fangen kostet Mühe und Arbeit", einen Gedanken, den der Franzose durch faire la guerre en renard ausdrückt. Hierher gehören ferner die Adjektiva ital. volpino, span. raposuno (zorruno), franz. renardier, ital. foxy.

Alle die einschlägigen Wendungen aufzuzählen, würde auch hier zu weit führen. Es genüge deshalb, noch einmal auf das von Riegler verarbeitete reiche Material und auf die Fülle interessanter Aufschlüsse hinzuweisen, die auch der Freund der Volkskunde aus seiner Arbeit gewinnen kann.

Marburg. Kurt Glaser.

De Beaurepaire-Froment, Bibliographie des chants populaires français. Paris 1906. 40 S.

Eine Bibliographie des französischen Volkslieds wird von den Freunden der französischen Volkskunde und von den Freunden der französischen Literatur mit Freuden begrüßt werden. Leider erspart die Zusammenstellung von De Beaurepaire-Froment dieser Freude ihre Enttäuschung nicht, denn gerade das, was man billigerweise von einer Bibliographie erwarten sollte, eine möglichst große Vollständigkeit und eine bibliographische Genauigkeit in der Bezeichnung der einzelnen Werke läßt die vorliegende Bibliographie vermissen. Wenn der Verfasser von vornherein auf Vollständigkeit verzichtet, so ist dieser Standpunkt in Anbetracht der Schwierigkeit, ja vielleicht der Unmöglichkeit der Sache allenfalls noch zu rechtfertigen; aber zu bedauern bleibt jedenfalls, daß er sich in einer „Bibliographie" betitelten Studie auch absichtlich einer kurzen Charakteristik der aufgeführten Werke enthalten hat. Der einzige Zusatz „musique", mit dem einzelne Nummern geschmückt werden, ist nur zu oft belanglos und nichtssagend. Mit der trockenen Aufzählung von Titeln ist nichts getan; eine Bibliographie wird so doch nur ein Skelett bleiben. Dazu tritt noch, daß der Verfasser sich die Grenzen für seine Sammlung zu eng gezogen hat. Er schließt, wie er in seiner Vorbemerkung sagt, grundsätzlich solche Volkslieder oder Volksliedersammlungen aus, welche sich in Lokalzeitschriften finden, ebenso rückt er aus innerem Grunde eine ganze Gruppe anderer Volkslieder, und zwar solche älteren Datums, bei Seite: „Il existe bon nombre de recueils anciens de ‚belles chansons', comme on disait an XVIe siècle, et de ‚brunettes, petits airs tendres', à pair on disait an XVIIIe siècle; mais les chansons qui les composent, bien que les auteurs en soient souvent déconnus, sont populaires dans un autre sens que celui qui doit nous occuper. Ce sont des productions au moins demi-savantes et leur qualification de populaires décache qu'elles ont eu la vogue un instant et surtout dans la ville: elles n'ont pas le caractère exact de ‚composition populaire' et de ‚transmission traditionnelle'. C'est pourquoi, j'ai bouté de côté ces recueils de brunettes. A pair pour les chants ‚historiques' français à travers les siècles, dont il existe plusieurs recueils, notamment ceux de Le Roux de Lincy; item pour le volume de ‚Chansons du XVe siècle', publié par Gaston Paris." Mit Rücksicht auf den letzteren Teil seines Programms ist man erstaunt, gleich an erster Stelle Sammlungen aufgeführt zu sehen wie „Les Noelz nouvellement faictz et cõmposez en l'honneur de la nati-

Digitized by Google

vité de Jésucrist et de sa très digne mère ... s. l. n. d. (1515 environ). pet. in 8°. Es sind aus dem 16. Jahrhundert ihrer sieben allein auf der ersten Seite genannt. Überhaupt scheint der Verfasser eine große Vorliebe für Noëls zu haben; die Sammlungen von Noëls sind so ziemlich die einzigen aus älterer Zeit, die vor seinem Auge Gnade gefunden haben. Warum werden gerade die Noëls bevorzugt vor den Volksliedern weltlichen Charakters? An Sammlungen weltlicher Volkslieder, und zwar echt volkstümlicher Lieder, ist gewiß kein Mangel. Man braucht nur den Anhang zu dem vom Verfasser in der eben zitierten Stelle genannten Le Roux de Lincy zu durchfliegen, um sich von dem Reichtum an Sammlungen weltlicher — und zwar nicht bloß historischer — Volkslieder in Frankreich zu überzeugen, oder man braucht nur irgend eins der von ihm S. 8 ff. genannten allgemeinen Werke über das französische Volkslied zu lesen, um sich ein Urteil zu bilden, ob jene mit Vorsatz beiseite gerückten Sammlungen nicht mit vollem Rechte verdient hätten, in einer „Bibliographie des chants populaires français" zu glänzen.

Nicht minder schadet der Brauchbarkeit der Bibliographie der an erster Stelle als Nachteil getadelte Umstand, daß sie auf die Registrierung des in den Zeitschriften erschienenen Materials verzichtet und nur die „oeuvres publiées à part en volume ou en brochure" berücksichtigt. Gerade in den zahlreichen Zeitschriften ist aber ein Material an Volksliedern aller Art und aller Zeit in solcher Reichhaltigkeit und Fülle zusammengetragen, daß es einen harten Entschluß bedeutet, in einer Bibliographie hierauf zu verzichten. Auf Grund des in den Zeitschriften zerstreuten Materials Nachträge zur Sammlung von De Beaurepaire-Froment zu liefern, würde fast einer Neubearbeitung seiner Bibliographie gleichkommen, und diese Aufgabe mag einem künftigen Bearbeiter einer neuen französischen Volksliederbibliographie, der wir trotz De Beaurepaire-Froment mit Spannung entgegensehen, vorbehalten bleiben. Ich beschränke mich hier nur noch darauf, einige Ergänzungen zu liefern, wie sie sich aus einer flüchtigen Vergleichung der Notizen bei De Beaurepaire-Froment mit dem in Lokalzeitschriften niedergelegten Material ergeben.

S. 13. Es fehlt: Terry, L. et Chaumont, L. Recueil d'airs de cramignons et de chansons populaires à Liège. 1889. in 8°.

S. 14. „Durieux, A. Chants et Chansons Populaires du Cambrésis. 2 vol. in 8°. 1re série, Cambrai 1864; 2e série, 1868 (Musique par A. Bruyelle)", steht auch in: Mémoires de la société d'émulation de Cambrai. XXVIII. 1re partie (Cambrai 1864), S. 181 ff. und XXX. 1re partie (Cambrai s. d.) S. 175 ff. vgl. dazu Durieux, A. [Causerie sur] les chants populaires du Cambrésis, in: Mémoires de la société d'émulation de Cambrai XLI (Cambrai 1886), S. XIX ff.,

S. 15. „Eugène de Beaurepaire. Etude sur la Poésie Populaire en Normandie, et spécialement l'Avranchin. Paris 1856, in 8°". Vgl. Mémoires de la société d'archéologie, de littérature, sciences et arts d'Avranches. II (Avranches 1859), S. 95 ff.

„Edouard Le Héricher, Littérature Populaire de la Normandie. 1884, in 8°". Befindet sich auch in: Mémoires de la société d'archéologie, littérature, sciences et arts des arrondissements d'Avranches et de Mortain VII (Avranches 1885), S. 1 ff., 43 ff., 91 ff.

S. 17. „Poésies Populaires de la Lorraine, publiées par la Société d'Archéologie Lorraine. Nancy 1854; in 8° (Musique)." = Bulletins de la société

Digitized by Google

d'archéologie lorraine. IV (Nancy 1853), S. 383 ff., vgl. auch Maud'heux et Bourgon, Poésies populaires [lorraines] in: Journal de la société d'archéologie et du comité du musée lorrain. 4e année (1855), S. 71 ff.

S. 19. Zu „Charles Thuriet: Traditions Populaires du Doubs. Paris, Emile Lechevalier, 1891, in 8° carré, XXXV — 535 p." und: „Traditions Populaires de la Haute-Saône et du Jura. Paris, Emile Lechevalier, 1892, in 8° carré, X — 652 p." vgl. Charles Thuriet, Les traditions populaires de la Franche-Comté in: Mémoires de la société d'émulation du département du Doubs. 4e série. VIII. 1873 (Besançon 1874), S. 309 ff.

S. 22. Zu den Arbeiten von Luzel ist noch hinzuzufügen: Luzel, Contes populaires de Basse-Bretagne. 3 vol., in 16°, 1887, und: Sur les anciens chants populaires de la Bretagne, in: Société d'émulation des Côtes-du-Nord. Congrès scientifique de France. 38e session. I. (Saint-Brieuc 1873.), S. 169 ff., 190 ff. Zur Ergänzung vgl. Le Joubioux, Chants bretons, in: Bull. de la société archéol. du Morbihan, année 1858 (Vannes 1860), S. 16 ff.; Rathery, Chansons populaires du Morbihan [d'après une communication de M. Rosenzweig], in: Revue des sociétés savantes des départements. 5e série. IVe année. 1872. 2e semestre (Paris 1873), S. 414 ff.; Penguern (De), Un vieux chant populaire des anciens peuples bretons. La veillée des grenouilles, in: Mémoires de la société archéologique et historique des Côtes-du-Nord. V (Saint-Brieuc 1870), S. 49 ff., und: Chants populaires des anciens peuples bretons. Les noces du roitelet. Le loup. ib. S. 199 ff.; Divers, poésies bretonnes modernes, in: Société d'émulation des Côtes-du-Nord, Annexes aux comptes rendus du Congrès celtique international tenu à Saint-Brieuc en octobre 1867 (Saint-Brieuc 1868), S. 1—135.

S. 28. Wegen anderer Volkslieder aus Périgord vgl. Mellet (L. de), Chansons populaires [en patois périgourdin], in: Revue des sociétés sav. des départ. 5e série. VIIe année 1874, 1er semestre (Paris 1874), S. 516 ff.; Biran (Élie de), Le Périgord, chanson du XVIIIe siècle, in: Bull. de la soc. hist. et archéol. du Périgord VIII (Périgueux 1881), S. 89 ff.; Duverneuil (Alcide), Un noël périgourdin, in: Bull. de la soc. hist. et archéol. du Périgord III (Périgueux 1876), S. 215 ff.; Dujarric-Descombes, Les chants patois du Périgord, in: Bull. de la soc. hist. et archéol. du Périgord II (Périgueux 1875), S. 305 ff.

S. 33. Zu „Aimé Atger: Poésies Populaires en langue d'oc. Montpellier 1875, in 8°" vgl. Revue des langues romanes, VI, S. 244 ff.

„Montel et Lambert: Chants Populaires du Languedoc. Paris, J. Maisonneuve, 1880, in 8°, XII — 588 p. C'est la première partie d'un ouvrage, dont le complément n'a été publié que longtemps après, par Lambert seul. Lambert: Chants et Chansons Populaires du Languedoc. Paris, H. Welter, 1906, 2 vol. in 8°. Tome I, VIII — 389 p.; tome II, 347 p. (Musique)." Diese beiden Sammlungen sind zuerst gedruckt in der Revue des langues romanes V, S. 482 ff.; VI, S. 476 ff.; VII, S. 236 ff.; IX, S. 139 ff., 317 ff.; X, S. 169 ff., 281 ff.; XI, S. 73 ff.; XII, S. 14 ff.; XIV, S. 73 ff. und XXVII, S. 184 ff.; XXVIII, S. 47 ff., 124 ff.; XXIX, S. 143 ff.; XXXI, S. 554 ff.; XXXII, S. 24 ff., 234 ff.

Zu „Smith: Vieilles Chansons recueillies en Velay et en Forez. 1878, in 8°, 35 p.", vgl. Smith, Deux complaintes du Velay [Les prisonniers. La courte paille, dialecte moderne], in: Revue des langues romanes. XVI (3e série, II, 1879) S. 247 ff.

Digitized by Google

S. 36. „Florimond Truchet: Les Noëls de Bessans (Maurienne)" ist erschienen in: Travaux de la société d'histoire et d'archéologie de la Maurienne (Savoie). IIe volume (Chambéry 1867 [— 1869]), S. 377—441.

Marburg. Kurt Glaser.

Anton Hangi, Die Moslim's in Bosnien-Herzegowina. Ihre Lebensweise, Sitten und Gebräuche. Autorisierte Übersetzung von Hermann Tausk. Sarajevo, Daniel A. Kajo. 1907. 4 Mk.

Bosnien und die Herzegowina haben ungefähr anderthalb Millionen Einwohner, von denen etwa ein Drittel Muhammedaner sind. Echte Osmanen sind darunter freilich nur sehr wenige; die große Mehrzahl sind Slaven, die sich allerdings gern als Türken bezeichnen. Bisher hat es an einer Monographie über Leben und Treiben dieser slavischen Muslime gefehlt: das Buch von Hangi sucht diese Lücke auszufüllen und ist deshalb mit Freuden zu begrüßen. Der Verfasser hat 10 Jahre lang als Lehrer an verschiedenen Orten des Landes gewirkt, hat viel beobachtet und noch mehr sich erzählen lassen. Das gesammelte Material gruppiert er in zwei Abschnitte; im ersten schildert er ausführlich die Bedeutung der Religion im Leben der bosnischen Muslime, die Feste, Stiftungen, die religiösen Pflichten, ja eine Pilgerfahrt nach Mekka, allerdings nach einer literarischen Quelle; dann geht er zum profanen Leben über, beschreibt die Wohnungen und den Hausrat, dann das Leben im Cafehaus und im Bazar. Im zweiten Abschnitt begleiten wir den Gläubigen von der Wiege bis zum Grabe; alle wesentlichen Züge sind durch Volkslieder illustriert.

Das Buch hat alle Licht- und Schattenseiten eines unwissenschaftlichen Buches; eine gelehrte Kenntnis des Islam fehlt dem Autor durchaus; man weiß also nie genau, wo die an sich gewiß charakteristische Unwissenheit seiner Lehrer aufhört und seine eignen Mißverständnisse anfangen. Im ganzen mag seine Darstellung ziemlich dem Vorstellungskreis der niederen Geistlichkeit des Landes entsprechen. Referent weiß aus eigener Erfahrung, was für Unsinnigkeiten man in diesen Kreisen namentlich über historische Dinge zu hören bekommen kann; aber über das Verhältnis der Ka'ba zum schwarzen Stein dürften doch wohl selbst bosnische Muslime besser orientiert sein als der Verfasser. Auch volkskundlich ist Hangi — glücklicherweise — ungeschult; wir bekommen also ein unverfälschtes Bild des Volkslebens, Tatsachen und keine Theorien; deshalb ist das Buch in den betreffenden Abschnitten wirklich wertvoll. Nun sind wir ja sonst über das Volksleben der Slaven gut orientiert; das Neue und Interessante in Hangis Buch ist die eigentümliche Mischung echt slavischen Volkstums mit islamischem Geist, die uns auf Schritt und Tritt begegnet. Am meisten Slavisches treffen wir im Verkehr der Geschlechter namentlich vor der Ehe; das Familienleben steht dagegen ganz unter dem islamischen Gesetz. Mit dem gleichen Thema beschäftigt sich ein Muhammedaner in der Revue du Monde Musulman II (1907) S. 289 ff. Dieser Aufsatz ist zur Ergänzung von Hangis Ausführungen zu empfehlen. Es gibt ein — leider nie wieder erreichtes — Vorbild für solche Arbeiten, die den Kampf islamischer Forderungen gegen uralte Volkssitte schildern: Snouck Hurgronje's „Achehnese".

Heidelberg. C. H. Becker.

Digitized by Google

Erzählungen des alten Stephansthürmers Hermann Kaspar Schneider. Herausgegeben von L. Lindenschmit. Mainz, Ph. v. Zabern, 1906.

Vom Turm der Stephanskirche zu Mainz hat man eine selten schöne Aussicht. Gegen Norden und Osten blickt man über die alte Stadt mit ihrem malerischen Häusergewirr, mit ihren ragenden Türmen und dem herrlichen Dom, über die gesegneten Fluren des Rheingaues und des Riedes hinweg auf die blauen Berge des Taunus und des Odenwaldes; gegen Süden und Westen dehnt sich jenseits der Festungswerke mit ihren grauen Mauern, grünen Wällen und tiefeingeschnittenen Gräben eine kahle Hochfläche gegen die Hechtsheimer Höhen, nur belebt durch kleine Bauminseln. Und in diesen Bauminseln versteckt liegen die alten Forts, und auf dieser Hochfläche haben sich Römer und Germanen, Vandalen und Alanen, Kaiserliche und Kurfürstliche, Schweden und Spanier, Franzosen und Deutsche im Kampfe gemessen. Ströme von Blut sind vor diesen Wällen geflossen, die heut so friedlich liegen. Zu den Füßen des alten Turmes aber breiten sich stille Gärten aus, der Pfarrgarten, der reizvoll von dem herrlichen, spätgotischen Kreuzgang umschlossene Kirchhof und der Garten des Klosters vom guten Hirten. Und wo heute der stille Platz mit den kümmerlichen Grasbeeten liegt, standen vor kaum dreißig Jahren noch in dichten Reihen die Gräber der Pfarrkinder von St. Stephan. Ja, der Stephansturm ist ein seltsamer Platz, rings umgeben von den stummen Zeugen einer fast zweitausendjährigen Kultur. Und auf diesem Turm hauste um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts und bis tief hinein ins neunzehnte als Türmer Hermann Kaspar Schneider. 1766 ist er geboren, 1846 gestorben. Seltsam wie sein Wohnort und dessen Umgebung war die Zeit, in der er lebte. In kaum einem Menschenalter waren die größten Veränderungen im alten Europa vorgegangen, tausendjährige Reiche gestürzt und neue auf ihren Trümmern entstanden, ein Eroberer, wie ihn die Welt seit Karls des Großen Tagen nicht mehr gesehen hatte, war siegend durch die Lande gezogen, um schließlich als Gefangener auf einer Insel fern im Ozean zu enden. Und nicht minder seltsam als das politische Leben war das geistige dieser Zeit. Denn während die Philosophie der Aufklärung wütend gegen Aberglauben und Glauben anrannte, durchzogen Geisterseher und Alchymisten abenteuernd die aufgeklärte Welt. Und kaum war dies Schauspiel vorüber, da lag auch schon die junge Romantik gegen Zopf und Philisterei im Felde; hinter ihr aber rückte schon eine neue Aufklärung heran.

In einer solchen Zeit also und in einer solchen Umgebung lebte unser Hermann Kaspar Schneider, und, da er träumerischer und beschaulicher Natur war, so ward er auch ein Geisterseher; aber kein gewöhnlicher. Er stammte aus einer begabten Familie — der Landschafter Johann Kaspar Schneider ist sein Bruder — allein der Mangel einer richtigen Ausbildung und mehr noch seine Eigenart hinderten ihn am Vorwärtskommen. So war denn die Türmerstelle, die ihm sein Bruder verschaffte, ein rechter Zufluchtsort für ihn. Und auf dem Stephansturm hat er sich in seine alten Folianten vergraben, von denen er nur selten hinabstieg zu den Menschen. Was er aber von diesen an wunderbaren Geschichten vernommen, und was er aus seinen Büchern herausgelesen, das vereinigte er zu dem Bändchen, das nun L. Lindenschmit hübsch ausgestattet, mit dem authentischen Bildnis Schneiders und einer Schriftprobe geziert, versehen mit einer interessanten Einleitung veröffentlicht

Digitized by Google

hat. Dies Bändchen aber ist überschrieben: Erzählungen des Wundervollen aus dem Menschenleben, als angenehme Unterhaltung an Winterabenden in warmer Stub'. Und auf diese, schon sehr bezeichnende, Überschrift folgt eine merkwürdige Abhandlung darüber, „Was von Ahndungen, Geistererscheinungen zu halten sei", die uns einen Begriff von der großen Belesenheit des Verfassers gibt und zugleich zeigt, wie er seiner Materie nicht kritiklos gegenübersteht, sondern sie wissenschaftlich zu begründen sucht. Kritisch ist er schon in der Auswahl seiner Erzählungen, er gibt „eine kleine Sammlung von Menschen, die etwas in der Welt versucht haben, keine Lügner, noch Schwärmer waren". Darum spielt auch der größte Teil der Erzählungen in Mainz, wo er die Leute und die Orte selbst kannte. Und das macht den Hauptwert der Sammlung aus; denn wir tun einen Blick in das Leben einer Residenz der guten alten Zeit, wo der Landesvater sich teilnehmend tagtäglich nach dem Spuk im Einnehmerhause erkundigt (Erzählung 6), und die Gardereiter, um bei der Kaiserkrönung eine gute Figur zu machen, in aller Eile das Reiten erlernen müssen (Erz. 4). Mainz ist aber eine katholische Residenz, und so nehmen denn Allerseelengeschichten einen breiten Raum ein (Erz. 2, 35, 40 u. 41). Einer davon ist sogar die, dem Katechismus fast wörtlich entnommene, Nutzanwendung angehängt: „Es ist sehr gut und heilsam for unsere verstorbenen Brüder, Schwestern zu beten." In einer Stadt, über die so viel Kriegsstürme hingebraust sind, fehlen auch die Schatzsagen nicht, die sich meist an plötzlicher Zerstörung verfallene Gebäude knüpfen (5, 27, 28, 29, 30). Auch vom Geistergottesdienst weiß Schneider zu berichten (1, 23, 31, 49). Bemerkenswert ist ferner, daß er zwei gegen den, ja bekanntlich nie sehr beliebten, Juristenstand gerichtete Erzählungen bringt (25 u. 48). Daneben finden sich die üblichen Geschichten von Warnungen, Himmelszeichen, Nachtwandeln, Rache Toter; auch manches, was er aus seinen Büchern geschöpft hat (38, 39, 40, 41, 42, 44, 45, 46, 47), darunter die Sage vom Mönch von Heisterbach. Und zwischen all diesem blitzt und wetterleuchtet seltsam die große Zeit (13, 14, 15, 23, 46, 47). Kurz, eine höchst fesselnde Sammlung, deren Bedeutung noch dadurch erhöht wird, daß Lindenschmit sie in der Originalfassung gibt, so daß wir neben dem merkwürdigen Inhalt noch vieles Wertvolle von Mainzer Art und Mainzer Sprache erfahren. Dasselbe gilt von der schon oben erwähnten Einleitung des Verfassers.

Mainz. Franz Theodor Klingelschmitt.

Albrecht Keller, Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors. Freiburg (Baden) 1907. J. Bielefelds Verlag. 8°. XVI. 388 S.

Bei diesem Buch muß der Nachdruck auf den zweiten Teil des Titels gelegt werden: wer sich daraus über das wirkliche Wesen der Schwaben in alter und neuer Zeit unterrichten wollte, würde zu sonderbaren Vorstellungen gelangen; aber als typisches Beispiel dafür, was alles im Laufe der Zeit über einen beliebigen Volksstamm zusammengefabelt und zusammengeschrieben werden kann, ist die Arbeit des Verfassers lehrreich und dankenswert. Sie gehört in das Gebiet des Folklore und der Literaturgeschichte, nicht etwa in das der Ethnographie.

Eine ernsthafte Charakteristik des schwäbischen Volksstammes wäre auch eine recht schwierige Sache, schwieriger, als wohl Fernerstehende annehmen

Digitized by Google

mögen. Schon die Abgrenzung erregt Bedenken; denn die heute beliebte Unterscheidung von Schwaben und Alamannen ist doch nur ein Produkt moderner Gelehrsamkeit: die germanischen Bewohner der Schweiz werden von Haus aus denselben Anspruch auf den Namen Sueben haben, wie diejenigen des heutigen Schwabens. Und doch hatte sich andrerseits, wie Verf. S. 46 ff. zeigt, schon im Mittelalter ein scharfer Gegensatz zwischen Schwaben und Schweizern herausgebildet. Aber auch die nach heutigem Sprachgebrauch „schwäbische" Bevölkerung zerfällt in mindestens zwei wohl auseinanderzuhaltende Gruppen von ganz verschiedenem Naturell. Die eine umfaßt die Bewohner des schwäbischen Unterlandes, als dessen Mittelpunkt Stuttgart zu betrachten ist. Auf diese Unterschwaben trifft bis zu einem großen Grade zu, was nach Keller's Quellen den Schwaben überhaupt charakterisieren soll: sie sind gerne grob und derb, lärmend und taktlos, aber auch wieder zutraulich und gutmütig. Ganz anders geartet ist dagegen der schwäbische Bauer droben auf der Hochfläche des Jura und südlich der Donau: der Oberschwabe ist mehr ruhig, bedächtig und höflich, besitzt viel natürlichen Anstand und weiß seine Würde gegen jedermann zu wahren, ist aber auch immer etwas zugeknöpft und nicht selten hinterhaltig. Übergänge und Mischungen zwischen den beiden Typen kommen natürlich vor; aber im ganzen haben sie doch sehr wenig gemeinsames, und es wird schwer halten, sie unter einen Generalnenner zu bringen [1]).

Die Völkerpsychologie bleibt immer eine etwas verdächtige Wissenschaft, weil sie gar zu leicht außer Acht läßt, daß das Volk eben doch wieder aus einer Menge von Einzelwesen besteht, daß die Annahme einer Volksseele, eines Volkscharakters im Grunde doch nur eine Fiktion ist. Aber man kann, mit der nötigen Vorsicht und Besonnenheit, doch zweifellos aus der Summe all dieser Einzelcharaktere eine Art Durchschnitt ziehen und so das ihnen Gemeinsame herausstellen. Es gibt, um ein ganz triviales Beispiel anzuführen, gewinnsüchtige, unehrliche Leute sowohl in Skandinavien als etwa in Italien; aber während die Übervorteilung des Reisenden hier im Süden ganz gäng und gäbe ist und kein Italiener seinem Landsmann etwas derartiges übel nimmt, bildet ein solches Gebahren dort im Norden eine große Ausnahme: man ist also durchaus berechtigt, von der größeren Redlichkeit des nordischen Volkscharakters zu reden.

Was nun aber von Keller's Gewährsmännern den Schwaben nachgesagt wird, erinnert, soweit es überhaupt eine tatsächliche Unterlage hat, großenteils an die bekannte Anekdote von dem Engländer, der, zum erstenmal eine Nacht auf französischem Boden zubringend, in seinem Tagebuch als französische National-

[1]) Wie alt dieser Gegensatz zwischen Ober- und Unterschwaben ist, und auf welchen Ursachen er beruht, bleibt freilich noch zu untersuchen. Ich halte z. B. nicht für ausgeschlossen, daß gerade dem unterschwäbischen, d. h. altwürttembergischen Bauern das Selbstgefühl, das den Oberschwaben charakterisiert, erst in verhältnismäßig später Zeit abhanden gekommen ist durch den jahrhundertelangen despotischen Druck der württembergischen Herzöge, die ihm unmittelbar auf dem Nacken saßen, während das früher großenteils österreichische Oberschwaben, schon wegen der weiten Entfernung von Wien, sich im allgemeinen eines milderen Regiments und erträglicherer Zustände erfreute.

Digitized by Google

eigentümlichkeiten alle die Eigenschaften vermerkte, die ihm an dem ihn bedienenden Kellner mißfielen. Da sind einem vielleicht zu Stuttgart ein paar liederliche Weibsbilder über den Weg gelaufen; er bedenkt nicht, daß ihm ganz dasselbe in jeder anderen Gegend ebenso hätte passieren können, sondern bricht alsbald in den Seufzer aus: oh, ubi Suevorum mores! (S. 230). Einem andern hat irgendwo im Schwabenland das Bier nicht geschmeckt: flugs macht er darüber einen Knittelvers, der dann, wenn's gut geht, durch die deutschen Gaue die Runde macht (S. 176). Und so weiter. Auf diese Weise kann es nicht fehlen, daß oft über einen und denselben Volksstamm einander direkt widersprechende Urteile im Umlauf sind.

Sehr vieles ist aber auch reine Fabel und völlig aus der Luft gegriffen. Man erfand einen Schwank oder Witz, und wollte ihn nun irgendwo lokalisieren. Daß dabei gerade die Schwaben so vielfach herhalten mußten, ist dann allerdings auffallend, wird aber meines Erachtens von Keller richtig erklärt. Zur Zeit der staufischen Kaiser spielten natürlich die Schwaben überall in Deutschland die erste Violine; selbst noch darüber hinaus, von den Gestaden der Ostsee bis hinunter nach Sizilien, ja zeitweise sogar im Orient, konnten sie sich als Herrenvolk fühlen. Daß diese bevorzugte Stellung der Schwaben den Neid der übrigen deutschen Stämme erregte, ist nur natürlich; nur zu begreiflich auch, daß den Schwaben ihr Glück zu Kopfe stieg, daß sie sich leicht an ein hochfahrendes, rechthaberisches, prahlerisches Wesen gewöhnten. Es ist also den Schwaben damals ungefähr ergangen, wie es den Preußen erging, als sie sich im 19. Jahrhundert zur deutschen Vormacht aufgeschwungen hatten: der Schwabe ward im übrigen Deutschland, von Budapest bis Straßburg, von Hamburg bis Luzern, so unbeliebt, wie es noch heutzutage der Preuße in Süddeutschland ist. Was Wunder, wenn man ihn, nach dem Sturz der staufischen Macht, in der Literatur mit Wonne die Rolle des Einfaltspinsels spielen ließ.

Wie weit man darin ging, zeigt uns das von Keller mit großem Fleiß zusammengetragene Material; insofern ist sein Werk recht lehrreich. Daß indes die Lektüre des Buches angenehm und erquicklich sei, könnte der Unterzeichnete — natürlich nicht etwa vom engherzig lokalpatriotischen Standpunkt aus — keineswegs behaupten. Der Stoff stammt größtenteils aus dem 16. und 17. Jahrhundert, also aus der Periode, wo das städtische Bürgertum sich der deutschen Literatur bemächtigt hatte. Daß es unter diesen Umständen nicht ohne eine reichliche Dosis von Schmutz und Unrat abgeht, kann sich jeder denken, der jene stadtbürgerliche Schriftstellerei auch nur einigermaßen kennt. Nun braucht man durchaus nicht prüde zu sein, und kann — wie der Referent — den Decamerone, die aristophanische Komödie oder die 1001 Nacht recht wohl zu würdigen und zu genießen verstehen, um die Schreibweise eines Hans Sachs oder Fischart dennoch ungenießbar, ja abstoßend zu finden. Denn die Italiener, Griechen und Orientalen bringen solche Dinge wenigstens in eleganter und witziger Form vor, woran es dem Nürnberger Schuster und dem Mainzer Juristen doch ziemlich gebricht. Eine platte Geschichte aber wird dadurch noch lange nicht witzig, daß darin von Furz oder Arsch, von brunzen oder scheissen die Rede ist. Natürlich findet auch Keller solche Sachen, wie z. B. Die plaben hüet von Hans Sachs „nach unsern Begriffen schauderhaft“; es muß ihm demnach als Verdienst angerechnet werden, daß er sich durch den Ekel nicht hat abhalten lassen, sich damit abzugeben.

Digitized by Google

Wenn nun aber der Verfasser derartiges, wie aus dem Titel seines Buches hervorzugehen scheint, zum Volks-Humor rechnet, so möchte Referent ausdrücklich darauf hinweisen, daß hierbei unter „Volk" nicht etwa, wie dies häufig geschieht, speziell das ländliche Volk verstanden werden darf. Unserem deutschen Landvolk — soweit es noch nicht durch die überall eindringende Industrie verseucht ist — ist glücklicherweise durchaus nicht die Vorliebe für unflätige Ausdrucksweise eigen, die ihm so gerne von solchen zugeschrieben wird, die es niemals recht kennen gelernt haben[1]). Der Bauer spricht von diesen Dingen, wo es not tut, ohne Zimperlichkeit, aber es fehlt ihm fast ganz die Freude am Zoten, die für den Städter, auch den „gebildeten" Städter, charakteristisch ist.

Oberflächlich wie alle diese Spöttereien ist auch, was S. 152 ff. an Äußerungen über die schwäbische Sprache zusammengestellt ist. Richtig ist ja, daß der Schwabe gewisse Eigentümlichkeiten seiner Mundart besonders schwer los wird (so namentlich die Nasalvokale, und die aus mhd. î, û entstandenen əi, əu), und daß sich diese daher bei ihm mehr als anderswo in die Aussprache des Schriftdeutschen[2]), ja auch des Lateinischen und Griechischen[3]) eindrängen. Aber wenn etwa der Schwabe von „plaschtischer Kunscht" spricht (S. 297), so weicht das von der Norm auch nicht stärker ab, als wenn z. B. der Hamburger sich an die „Szpitze sztellt". Bei der Anekdote von der Geiß (S. 154) ist die Sache gerade verkehrt dargestellt: man sagt schwäbisch nicht „brinnt" und „bringt", sondern „brennt" und „brengt". Daß „fünf" und „Linse" in Schwaben mehr als sonst in Süddeutschland in der Aussprache ähnlich wären, ist mir nicht bekannt; die Pointe in Hans Sachsens Meistergesang (S. 155 f.) bleibt mir daher dunkel. Grundfalsch, aber, wie es scheint, unausrottbar ist auch die Meinung, daß der Schwabe sein Diminutivsuffix-le häufiger brauche, als etwa die Schriftsprache ihr -chen, das Holländische sein -je usf. Das tun nur gewisse Gesellschaftskreise, die es aber in andern Dialekt- und Sprachgebieten ebenso geben wird. Die Anekdote vom Jaköbele in der Badeanstalt (S. 297) ist trotz aller Derbheit Salonschwaben-Stil: so könnte sich allenfalls ein Stuttgarter Käsehändler oder Kneipwirt ausdrücken, aber niemals ein schwäbischer Bauer.

In den beiden Schlußabschnitten gibt der Verfasser noch eine dankenswerte Untersuchung über die Geschichten von den sieben Schwaben und vom Schwaben, der das Leberlein gefressen.

Tübingen. Friedrich Veit.

---

[1]) Ref. glaubt sich darüber ein Urteil zutrauen zu dürfen, da er mehrere Jahre lang fast ununterbrochen mit schwäbischen (Schwarzwälder) Bauern zusammengelebt hat.

[2]) Schlimm ist, daß der Schwabe noch heutigen Tages äußerst selten ein lautlich einigermaßen korrektes Schriftdeutsch spricht; der Schweizer, der das Schriftdeutsche wie eine fremde Sprache erlernt und behandelt, ist ihm da weit voraus.

[3]) Aussprachen wie fęrbõm (verbum), ę̄šd (est), šgrībərē (scribere), phaedəiəi (παιδεύει), əušdəros (αὐστηρὸς) kann man noch jetzt auf württembergischen Gymnasien hören.

Digitized by Google

Friedli, E., Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums. I. Bd. Lützelflüh. Bern, A. Francke, 1905. Preis 10 Mk., resp. 12 fr.

Das vorliegende Werk will uns an hand der Emmentaler Sprache ein Bild des bäuerlichen Lebens und Treibens des Emmentals geben; später sollen weitere Bände andere Landesteile des Kantons ähnlich behandeln. Hier gleich das Bedenken, ob die Wahl der Gemeinde Lützelflüh zu loben sei. Mir scheint für das eigentliche Emmental wäre Langnau oder seine Umgebung charakteristischer gewesen, doch mag dem Verfasser der Aufenthaltsort Gotthelfs als besonders geeignet erschienen sein. Der Gedanke, das Volksleben aus der Sprache abzuleiten, ist hübsch, da die Ausführung desselben nicht nur der Volkskunde, sondern auch der Sprachwissenschaft wichtiges Material bieten dürfte, wenn der Verfasser die Kunst des Sammelns mit gründlicher wissenschaftlicher Arbeitsmethode verbindet. Die einzige Schwierigkeit dieses Vorgehens liegt in der Anordnung des Stoffes. Friedli hat alles zusammengehörende unter große Rubriken gebracht und in vielen Kapiteln (Hoch und tief; Wasser; Wiese; Acker; Haus und Heim; Bsatzig (Vieh); Schiff und Geschirr; Gewand; sauber; gesund und krank; unser täglich Brod; Essen; Familienleben; das Heilige im Leben) eine Menge Materials und interessanter Beobachtungen mitgeteilt an hand der einzelnen Worte und ihrer verschiedenen, auch bildlichen Bedeutung. Friedli ist ein vorzüglicher Sammler und hat es verstanden, den verschlossenen Bauern manch Geheimnis abzulauschen. Hervorzuheben sind da besonders die Kapitel, die sich mit der Arbeit des Bauern, Ackerbau und Viehzucht, mit seinem Hause und dessen Einrichtung, seiner Kleidung, mit den Krankheiten und deren Bekämpfung beschäftigen. Sie geben, außer dem großen Wortmaterial, gute Beispiele des Humors und der Schlagfertigkeit des Emmentalers, der Kraft und Anschaulichkeit seiner Rede. Sehr hübsch ist etwa beim Alltagskleid, das sonst noch etwas ausführlicher und klarer sein dürfte, der „Schuh" behandelt, der im Leben der Sprache eine wichtige Rolle spielt, da mehr als 20 bildliche Redensarten damit gebildet werden. Weniger gefallen haben mir die Kapitel, die sich mit dem geistigen Leben des Volkes beschäftigen, als da sind „Familienleben" und „das Heilige im Leben" ꝛc. Der Verfasser sagt selbst, daß der Emmentaler Bauer sehr verschlossen sei, besonders was sein Gefühlsleben anbetreffe, und daß uns deshalb die Sprache im Stiche lasse. Er hätte nun gut getan, diese Diskretion der Sprache zu achten und sich mit der Schilderung der äußeren Sitten zu begnügen. Die Gefühlsergüsse an hand von Reminiszenzen aus Gotthelf, die gar nichts speziell Emmentalisches enthalten, wirken äußerst störend. Wenn etwas gesagt sein mußte, so wären eigene Beobachtungen des Verfassers am zweckmäßigsten gewesen. Ich hätte überhaupt Beschreibungen der bäuerlichen Feste vorgezogen. Es wäre auch die Sitte zu erwähnen gewesen, nach welcher die verheiratete Frau oft lange nach der Hochzeit noch im elterlichen Hause bleibt und erst später, meist nach der Geburt des ersten Kindes, oft aber nach Jahren erst in das Haus des Ehemannes zieht. Bauernknechte sind oft zeitlebens so von ihren Frauen getrennt. Ausführlicher hätte auch von der grebt (Leichenmahl) gehandelt werden müssen, besonders von der abdanckete (Abdankung) am Ende, wo die Anwesenden der Reihe nach dem Hauptleidtragenden die Hand drücken zum Zeichen des Dankes und des Mitgefühls, bei einer Versammlung von 1—200 Menschen die reinste Kondo-

Digitized by Google

lationscour. — Die Sitte, das neugeborene Kind in ein Kleidungsstück des Vaters zu wickeln, ist dem Verfasser nur aus Gotthelf bekannt. Sie wird aber heute noch strenge innegehalten, mit der Begründung, **das es dem Vater o lieb wärd** (damit auch der Vater es liebe).

Das Kapitel „Sache und Wort" scheint mir ein etwas unklares Gerede zu sein; hier wäre ein geschichtlicher Überblick des Sektenwesens im Emmental am Platze gewesen. Wenn auch im allgemeinen der Emmentaler Bauer kirchlich fromm ist und einen ausgesprochenen Sinn für Gut und Böse hat, so hindert das nicht, daß oft die Religion auch veräußerlicht wird, z. B. wenn eine Bäuerin ihre Jungen zur Strafe für irgend eine Unart ein Kapitel aus der Bibel mehrmals laut vorlesen ließ.

Unbekannt scheint dem Verfasser zu sein, daß heute noch ein Rest einstiger Fastnachtsumzüge in dem **Fasnachtchlungler** zu finden ist. Knaben ziehen über ihre Kleider ein langes weißes Hemd, setzen eine mit bunten Bändern geschmückte hohe Papiermütze auf und hängen ein Pferdegeschell um. Vor den Häusern hüpfen sie im Takt rundum, bis ihnen etwas, meist Geld, gebracht wird. Gewundert hat mich, daß der Verfasser so wenig über den **Bärzelistag** (Berchtoldstag, 2. Jan.), den **Haupttanztag** und **di alti Wienecht** (Weihnacht nach dem alten Kalender), den Haupttag für die Geisterseher, geredet hat.

Daß es den Bauernkindern schwer wird, an das Eierlegen der Hasen zu glauben, zeigt das seltene Vorkommen des Osterhasenglaubens, der trotz des Verfassers Angabe eben doch bei uns städtischer Import ist. Dem echten Bauernkind legt in der Osternacht der **Gugger** (Kuckuk) die bunten Eier.

Eine Eigentümlichkeit des Verfassers ist mir aber besonders störend aufgefallen, es ist das eine oft etwas sentimentale Loberei des bäuerlichen Lebens und der Bauern überhaupt (vgl. S. 30, 205, 222, 238, 271 und viele andere). Es erinnert das beinahe an die Zeit, in der Haller die Alpenbewohner als ideale Menschen darstellte. Wenn vom Familiensinn, der Liebe zu den Kindern, der Behandlung der Verdingkinder, dem Essen geredet wird, so sieht der Verfasser (absichtlich?) nur das Gute. Er ist nicht objektiv genug, oder hat oberflächlich beobachtet. Nie wird erwähnt, wie sehr das Geld den Bauer regiert. Die Sprache bietet da viel Material. Wie wichtig sind **Gülte** (Wertpapiere), **t's usglöinige** (das ausgeliehene), **ts gält am tseis** (das Geld am Zins), **der tsalt hof** (der bezahlte Hof) ꝛc. Wie sorgt der Bauer bei seiner Heirat, daß das Geld nicht verzettelt wird, dadurch, daß er selten **ohne ētage** (Eheverträge) heiratet; derselbe Grund **das me ts gält binangere la wel**, hindert so manchen ältern Sohn oder Tochter am Heiraten. Reich ist die Sprache an Ausdrücken für Bezeichnung des Geizes: **e batsechlemmer** (ein Batzenklauber), **e gitnäpper** (Geizhals), gleichbedeutend **githung**; **e schmürzeler**; geizig sein, **das es stinkt**; **hingerhägg** (äußerst sparsam) ꝛc. Beispiele geiziger Bäuerinnen brauchen wir nicht bei Gotthelf zu suchen, unzählige Anekdoten, die sich auch in der Sprache spiegeln, wären da zu erwähnen. Leider ist auch die Behandlung der Verdingkinder gar nicht überall besser geworden als zu Gotthelfs Zeiten; auch dafür wäre es leicht, Beweise zu erbringen. Es wäre vielleicht überhaupt besser gewesen, jegliche Gefühlsäußerungen zu unterdrücken.

Mit diesen Auslassungen soll natürlich das Verdienst des Verfassers keineswegs geschmälert werden, der es doch verstanden hat, ein farbenreiches Bild unseres Emmentaler Lebens zu zeichnen.

Digitized by Google

Es sei mir nun noch über den wissenschaftlichen Teil des Buches ein Urteil erlaubt. Loben freilich kann ich hier nicht. Der Verfasser ist in der Wissenschaft ein Dilettant, und dessen Mängel machen sich überall geltend. Er würde deshalb besser tun, sich auf die Sammelarbeit zu beschränken und die Bearbeitung des Materials einem andern zu überlassen. Besonders fällt mir ein Mangel jeglicher wissenschaftlicher Darstellungsmethode auf. Zuerst wäre es wünschbar, daß die Wörter des Dialektes übersetzt worden wären, wenn nicht im Text, so doch in einem beigegebenen Wörterverzeichnis, damit das Werk auch für ausländische Leser seinen Wert hätte. Das reiche Wortmaterial ist deshalb zu wissenschaftlicher Verarbeitung nur schwer gebräuchlich. Einige Erklärungen zweifle ich an, andere wären zu berichtigen; Beispiele anzuführen verbietet mir der Raummangel.

Unbegreiflich ist mir die Inkonsequenz in der phonetischen Schreibung des u. Das geschlossene u ist in unserer Ma. verschiedener Provenienz, aber es ist phonetisch durchaus gleich und muß deshalb gleich bezeichnet werden. Die einfachen Vokalisierungsgesetze von l und u wären bei dem Lautverzeichnis anzuführen gewesen. Was soll ein tuwwer (= tuller) neben gleichlautendem täller (Teller), wozu steht w statt einfach u in bawch (Bauch), sawft (sanft), rawfli (Rauflüch)? Die Schreibung ist irreführend, da sie nirgends begründet wird. Entweder beschränkt man sich auf die möglichst klare Darstellung des Tatsächlichen oder man gibt gründliche, wissenschaftliche und sprachgeschichtliche Erklärungen, alle Halbheit aber suche man zu vermeiden. Der Verfasser scheint die einfachsten Lautgesetze der Ma. nicht zu kennen, das zeigt sich etwa, wenn er sagt, daß wegen der Assimilationsgesetze das p in pur unmöglich durch Entstehung aus gebur zu erklären sei. Gerade diese Gesetze aber sprechen dafür, denn g vor b bewirkt die Verstärkung der tenuis zu fortis, wozu die Part. perf. genügend Beispiele liefern. Was versteht der Verfasser unter einem verdunkelten Deminutivum, womit er meitli erklärt, das doch ganz regelrecht diminutiv zu meit aus maget ist?

Auch die etymologischen Erklärungen befriedigen nicht immer, es wird auch wenig Neues geboten. Hier und da ist ein Bedeutungsübergang hübsch erklärt.

Am meisten aber habe ich eine klare, methodische Darstellung vermißt. Auf einen Fehler sei besonders hingewiesen. Es ist ganz unmöglich zu unterscheiden, welche der angeführten Wörter und bildlichen Redensarten heute noch gebräuchlich sind und welche nur in früherer Zeit aus beweiskräftigen literarischen Dokumenten nachgewiesen werden können. Sehr viel wird aus J. Gotthelfs Werken kritiklos zitiert, ohne daß der Verfasser bedacht hätte, daß, solange wir keine wissenschaftliche Untersuchung der Sprache Gotthelfs besitzen, seine Redensarten nicht ohne weiteres als mundartliches Gut angesehen werden können. Viele der zitierten bildlichen Wendungen sind mir aus der heutigen Sprache durchaus unbekannt; aus vielen Beispielen scheint mir aber klar hervorzugehen, daß Gotthelf auch die Sprache mit dichterischer Freiheit und Schöpferkraft umformte. Es wäre verdienstlich gewesen, hier streng zu scheiden zwischen der lebenden Sprache und den bloß literarischen Formen. Die Ma. ist an bildlichen Aussprüchen so reich, daß man füglich, damit zufrieden, auf fremdes Gut hätte verzichten können. Es ist oft recht schwer, sich durch den Wirrwar endloser Zitate aus Gotthelf durchzufinden, und das Bild

Digitized by Google

der heutigen Sprache wird dadurch nicht klarer. Beweisstellen finden sich fast auf jeder Seite, einige seien angeführt (Seite 26, 27, 282 ff., 307, 366 ff., 400 ff. ꝛc.).

Das ganze Buch ist in einem schwerfälligen, ungelenken, oft recht preziösen Stil verfaßt, der manchmal das Verständnis recht erschwert. Eigentümliche technische Ausdrücke werden verwendet, was ist z. B. eine neutrale Fügung (S. 172)? Es wäre zu wünschen, daß der Verfasser bei der Bearbeitung der weiteren Bände seines Werkes die angeführten Mängel nach Kräften vermiede, damit nichts den Wert seiner großen und mühseligen Arbeit vermindern könnte. Uneingeschränktes Lob verdienen die zahlreichen und vorzüglich ausgewählten Illustrationen.

Langnau i. Emmental. Dr. Hedwig Haldimann.

Renward Brandstetter, Die Wuotansage im alten Luzern. (Separatabdruck aus dem Geschichtsfreund, Bd. LXII). Stans 1907. 60 S.

Sagen von einem Winddämon, der Nachts bald allein, bald als Führer des Seelenheeres durch die Lüfte zieht, sind für Luzern aus vier Jahrhunderten belegt. Br. scheidet sie in die drei Gruppen der Türst-, Nachtgespenst- und Wuotisheersagen und faßt sie unter der Bezeichnung Wuotansagen zusammen. Er verfolgt ihre Entwickelung in den verschiedenen Zeiten und stellt sie übersichtlich zusammen. Für die Gegenwart wird festgestellt, daß diese Sagen zwar im ganzen Kanton noch erzählt und auch geglaubt werden, aber in starker Reduzierung, die immer raschere Fortschritte macht; und das Schicksal, das andere Sagen im Kanton gehabt haben, läßt leider nur zu wahrscheinlich erscheinen, daß Br. Recht behalten wird mit seiner Annahme, daß einstmals wie etwa die Tannhäusersage, so auch die Wuotansage nur noch in mehr oder weniger unverständlichen Redensarten im Volke fortleben wird.

Gießen. Karl Helm.

Paul Herrmann, Deutsche Mythologie in gemeinverständlicher Darstellung. 2., neubearbeitete Aufl. Leipzig, W. Engelmann, 1906.

Auf diese bereits vor zwei Jahren erschienene neue Auflage von H.'s Buch kann hier nur noch in Kürze hingewiesen werden. Sie bedeutet gegen die erste Auflage einen großen Fortschritt: H. hat willig auf die Kritik gehört und hat viel von dem über Bord geworfen, was in der ersten Auflage an wissenschaftlich unhaltbarem stand. Daß ihm dies, wie er selbst zugibt, nicht leicht geworden ist, glauben wir gern; um so höher soll es ihm angerechnet werden, daß er es trotzdem getan hat, denn es gibt uns die Zuversicht, daß auch spätere Auflagen des Buches weitere Fortschritte zeigen werden. Der Vorzug des Buches liegt immer noch darin, daß es Kenntnis der Quellen im allgemeinen nicht voraussetzt sondern sie meist wörtlich bringt und direkt zum Leser sprechen läßt. Das Publikum, an das sich das Buch wendet, wird dem Verfasser nach wie vor Dank dafür wissen.

Gießen. Karl Helm.

Revue des études ethnographiques et sociologiques, publiée sous la direction de Arnold van Gennep. Paris, P. Geuthner, 1908.

Unter diesem Titel beginnt mit diesem Jahre eine neue monatliche Zeit-

Digitized by Google

schrift zu erscheinen, in welcher das ganze weite Gebiet der Ethnologie und Soziologie gepflegt werden soll. Neben den Aufsätzen, welche den Hauptteil der Revue beanspruchen, wird sie kleinere Mitteilungen, Beschreibungen wichtiger Gegenstände und namentlich eine Bibliographie bringen, welche die einschlägige Literatur in weitestem Umfang verfolgen soll, insbesondere auch die weniger zugängliche Literatur der Slaven und anderer osteuropäischer Völker berücksichtigen will. Bisher liegen von der Revue zwei Hefte vor, aus deren reichem Inhalt ich die folgenden Aufsätze hervorhebe: J. G. Frazer, St. George and the Parilia (aus der im Druck befindlichen dritten Auflage von F.'s Werk The golden Bough), M. Delafosse, Le peuple Siena ou Senoufo, Ch. Boreux, Les poteries décorées de l'Egypte prédynastique, Andrew Lang, Exogamy, G. Ferrand, Note sur le calendrier malgache et le Fandruana.

Gießen. Karl Helm.

Eingegangene Bücher.

(Abgeschlossen am 1. März 1908.)

Die mit * bezeichneten Bücher sind bereits zur Besprechung vergeben.

Bronner, F. J., Von deutscher Sitt' und Art. München, M. Kellerer, 1907. 5 Mk.

*Dähnhardt, D., Schwänke aus aller Welt. Leipzig, Teubner, 1908. 3 Mk.

*La Fontaine, Edmond de, Die deutsche Götterwelt im Luxemburger Lande (= Publications de la section historique de l'institut G.-D. de Luxembourg, Vol. LIII). Luxembourg 1906.

*Hertz, W., Aus Dichtung und Sage. Hrsg. von K. Vollmöller. Stuttgart u. Berlin, Cotta, 1907. 3 Mk.

Hovorka, O. v., und Kronfeld, A., Vergleichende Volksmedizin. Mit einer Einleitung von Dr. M. Neuburger. Stuttgart, Strecker und Schröder, 1908. 1. Lief. 80 Pf. (vollständig in 28 Lieferungen).

*Künßberg, E. Frhr. v., Über die Strafe des Steintragens (= Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte Nr. 91). Breslau, M. u. H. Marcus, 1907. 2,40 Mk.

*Lüpkes, W., Ostfriesische Volkskunde. Emden, W. Schwalbe, 1907.

Mauß, W., Der Grenzgang zu Biedenkopf. Biedenkopf, M. Stephani, 1907.

Mielke, R., Das deutsche Dorf (Aus Natur und Geisteswelt 192). Leipzig, Teubner, 1908. 1,25 Mk.

*Pastor, W., Aus germanischer Vorzeit. Berlin, W. Werther, 1907.

*Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde. Hrsg. von K. Blümml, Bd. I. u. II. Wien, Ludwig, 1908.

Schaarschmidt, C., Die Religion, Einführung in ihre Entwicklungsgeschichte. Leipzig, Dürr, 1907.

Söhns, Franz, Unsere Pflanzen in Mythologie und Volksaberglauben, 4. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1907.

Digitized by Google

*C. Strehlow—M. v. Leonhardi, Die Aranda- und Loritja-Stämme in Zentral-Australien. Teil I: Mythen, Sagen und Märchen des Aranda-Stammes (= Veröffentlichungen aus dem städt. Völkermuseum, Frankfurt a. M.), 1907.

*Troels-Lund, Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten. Deutsch von L. Bloch. 3. Aufl. Leipzig, Teubner, 1908. geb. 5 Mk.

Volkslieder, siebenundzwanzig deutsche, im Satze für gemischten Chor (= Flugschriften und Liederhefte, hrsg. von dem deutschen Volksgesangverein in Wien, Nr. 13); hrsg. von J. Pommer, Wien 1907.

Eingänge für das Archiv der Vereinigung.

Beantwortungen unseres ersten Fragebogens sandten ein: Lehrer H. Schmidt-Kloppenheim. — Fräul. Emmy Plaut-Eschwege. — Lehrer Valentin Müller-Gießen. — Oberlehrer i. P. Kopp-Reinheim. — Lehrer A. Zimmermann-Gießen (Fastnachtslied aus Wallertheim). — Lehrer Kopp, Reinheim (mit Mitteilungen über Gebräuche bei Geburt, Taufe und Krankheit der Kinder). — Durch Herrn Professor Dr. Alles die folgenden Seminaristen des Lehrerseminars in Friedberg: H. Kraushaar-Rödgen, J. B. Domke-Ober-Olm, Fr. Nicolai-Großen-Buseck, Müller-Birklar, H. Dingeldey-Erlenbach und Neustadt i. O., Chr. Lerch-Meerholz, G. Kaufmann-Merlau, Huber-Großen-Buseck. — Durch Oberlehrer Wagner Sammlung der Lehrer von Ober-Roden. — Fräul. E. Appel, Lehrerin, Ober-Roden. — Lehrer Sturmfels-Rüsselsheim. — Lehrer Krausch-Billertshausen.

Ferner sandten für das Archiv Pfarrer Moser-Wohnbach: Vier Sammlungen von Volksbräuchen, Aberglauben und Sagen. — Reallehrer K. Dotter-Alsfeld: Zeitungsausschnitt über Sitten und Gebräuche bei der Wahl der Gemeindevorsteher in Romrod. — Direktor Geiger, Bensheim, ein Spottlied auf unehrliche Müller. — Professor G. Lenhart, Bensheim, Auszüge aus Aufsätzen von Schülern des Lehrerseminars Bensheim, vorwiegend Volksbräuche bei Hochzeit, Taufe und Beerdigung, an Weihnachten und Neujahr behandelnd; die Verfasser sind die Herren: Joh. Danz, Klein-Zimmern; K. Eberle, Altenburg (Kr. Alsfeld); Gg. Falter, Erbach; Heinr. Schäfer, Pfungstadt; Leonh. Stephan, Rohrbach; Gg. Michel, Uberau; Nik. Ahr, Wald-Michelbach i. O.; Jos. Treffert, Bensheim; Joh. Diehl, Langstadt; Joh. Kliemesch, Lindenfels; Adam Pabst, Niederruhausen; Leonh. Röder, Zell b. B.; J. Reeb, Hahn b. Pfungstadt; Wilh. Hofmann, Wolfskehlen; Friedr. Dafel, Erbach; K. Hasenzahl, Erbach; Heinr. Reitz, Michelstadt; Ph. Gaußmann, Darmstadt; Gg. Schaaf, Ockstadt (Oberhessen); Gg. Schallmayer, Ober-Roden; Gg. Röder, Groß-Zimmern; Ludw. Krämer, Nieder-Modau; K. Schäfer, Kirch-Brombach i. Odenw.; Jos. Schmitt, Wald-Michelbach; Eug. Balmerth, Dorndiel; Ad. Heß, Hüttenthal. — Stadtpfarrer Hotz, Schlitz: Abschrift einer Segensammlung aus 1750—1760.

Digitized by Google

Hessische Blätter für Volkskunde
Band VII 1908 Heft 2

Taufsitten und -bräuche in einem oberhessischen Orte vor 250 Jahren und heute.

Von Pfr. O. Schulte, Großen-Linden.

Es ist ohne Zweifel wohl schon manchem Freunde der Volkskunde die Frage gekommen, ob eigentlich die Bräuche und Sitten, die wir im Landvolk finden, und die man uns als alte, von Geschlecht zu Geschlecht ererbte bezeichnet, etwas immer Festes, niemals sich Änderndes darstellen. Die Antwort liegt nahe: Alles ist im Flusse, so wird es auch hier sein. Aber sichere Beweise dafür sind schwer zu erbringen. Was wir aus der Vergangenheit unseres Volkes wissen, sind meist nur Dinge, die sich auf den Staat, das Volk als Ganzes oder auch die Stadt beziehen. Von dem kleinen Dorf kennen wir Sitten und Bräuche in der Vergangenheit kaum. Was da geblüht hat, stand nicht am Wege des allgemeinen Interesses. Um so dankbarer muß man sein, wenn einmal Nachrichten zuströmen, die auch hierauf Licht werfen. Der Schreiber dieses ist in der glücklichen Lage, solche Mitteilungen gefunden zu haben.

Vor ungefähr 250 Jahren, von 1647 bis 1682 stand hier in Großen-Linden, das damals Linden hieß und im Jahre 1663 483 Einwohner hatte, ein Pfarrer Philipp Weigel, oder, wie er sich als gelehrter Mann zu nennen pflegte, Philippus Vigelius. Alle Achtung vor seiner Gelehrsamkeit, seiner Frömmigkeit, seinem Ernste und Eifer in seinem Amte! Aber ein Pedant war er in einer Art doch. Denn er führte ein Tagebuch, in das er Alles aufzeichnete, was ihm in seinem Amt vorkam, was er redete und tat, was die Leute erwiderten und ihm zubrachten. Jedes Vierteljahr war ein Heft in Quartformat fertig. Wo findet sich heute der Geistliche, der dasselbe tut, der also aufschreibt: „Soeben war die und die Frau bei mir und hat mir das und das über ihren Mann geklagt." Oder „als ich gestern von Gießen, wo ich dieses und jenes zu tun hatte, heimkehrte, erzählte mir ein Mann, mit dem ich ging, folgendes Neue, das sich zugetragen". Man würde einen Mann,

Digitized by Google

der so das Kleinste und Nebensächlichste aufzeichnete, lächerlich finden, pedantisch, kleinlich. Aber daß Pfarrer Weigel so getan, hat für uns sein Gutes. Denn eben durch diese Notizen bekommen wir einen ganz klaren Einblick in das Leben eines Dorfgeistlichen der damaligen Zeit. Auf die Ereignisse und die Einwohner fällt manches Licht, und vor die Augen treten uns Sitten und Bräuche die zuweilen wunderlich scheinen, aber deshalb um so interessanter sind. Und das alles umsomehr, als Pfarrer Weigel, der eigentlich nur das aufschreiben wollte, was ihm in seinem Amte vorkam, gar manchmal über dieses Ziel hinausging und Dorfneuigkeiten, Vorgänge in Gießen, Ereignisse in seiner Familie, die absolut nicht zum Amte gehören, niederschrieb.

Leider sind die Hefte nicht mehr vollzählig erhalten. Der größte Teil der mir vorliegenden wurde auf dem Speicher des Großen-Lindener Pfarrhauses unter Dachziegeln in Staub und Schmutz gefunden. Ein Teil lag bei den Rechnungen und Urkunden der alten Zeit. Immerhin habe ich noch fast 70 Vierteljahrshefte zusammenbringen können, die nun, gereinigt und gebunden, ein Kleinod der hiesigen Pfarrbibliothek sind und sicher noch manchmal studiert werden.

Eben aus diesem protocollum, wie Weigel seine Chronik nennt, habe ich den Aufschluß über Sitten und Bräuche in Großen-Linden vor 250 Jahren erhalten. Ich stelle das dort über Taufsitten und -bräuche Gewonnene mit dem zusammen, was in der Gegenwart sich an Gleichem findet, und benutze daneben noch die von Amtswegen geführten Geburtsregister der Pfarrei.

Ph. Weigel hat für seine Taufvormerkungen im allgemeinen eine bestimmte Form. Ich führe zwei Beispiele an:

1) 1658 den 24. 10br. spricht an Johannes Plitz, jetziger Kastenmeister, Anna uxor, wil künftigen Sonntag, (auf St. Stephanstag) taufen lassen eine junge Tochter, so gebohren worden den 15. Huius nachmittag umb 3 uhr. Gevattern: 1. Anna, Fritz Langen, Senioren und Gerichts Schöpfen Haußfraw. 2. Johannes Will bauer. 3. Elisabeth, Caspar Herden, Gerichts Schöpfen und Senioren tochter.

(Späterer Zusatz): Sind alle 3 bey mihr gewesen auf h. Christtag. Ist das Kind Ann-Elisabeth g(e)n(ann)t worden.

2) 1660 den 23. Mart. spricht an Adam Schmid (Katharina uxor) wil künftigen Sonntag in der Vesper taufen lassen einen jungen

Digitized by Google

Sohn, so gebohren worden den 18. Huius morgens frue zwischen 12 und 1 uhren. Gevattern: 1. Johann-Georg Lang, 2. Maria, Johannis Mengesen tochter, 3. Caspar, Balthasar Eckhards sohn. Habe sie (den 1. und 3. miteinander, das 2. darnach allein) im Catechismo verhöret 24. Hujus. Ist das Kind Johann-Caspar genannt worden.

Es war nach Obigem also Brauch und ist auch natürlich, daß der Vater des Kindes den Pfarrer um die Taufe ersuchte. Er mußte ihn, wie der immer wiederkehrende Ausdruck heißt, darum „ansprechen". Im Protocollum wird einmal erwähnt, daß jemand den Geistlichen schriftlich um die Taufe seines Kindes bitten ließ. Darob erzürnte der Pfarrer, forderte den Schreiber zu sich und „tat ihm Unterricht von der hl. Tauf vermöge der Kyrchenordnung". Es hat also in dieser eine Vorschrift gestanden, die dem Vater die Pflicht auferlegt, persönlich zu kommen; vgl. die Kirchen-Ordnung Philipps des Großmütigen (Ausgabe von Phil. Heber, Offenbach 1847) S. 195.

Der Brauch hat sich bis heute noch nicht geändert. Doch kommt der Vater in der Regel am Donnerstag Abend. Es ist nicht allein hier so, sondern auch in Beuern und an andern Orten der Umgegend Gießens. In der Zeit des Pf. Weigel ist das Anmelden am Donnerstag nicht Sitte gewesen. Es ist also in späterer Zeit aufgekommen. Aber wann und wie, weiß ich nicht.

In der Regel lagen zwischen Geburt und Taufe noch nicht 14 Tage. Eine feste Regel war aus den vielen Einträgen nicht zu finden. Bald sind es 4, 5, 6, 7 Tage, bald 8, 9, 10. Auch hat der Pfarrer selbst zu dieser Tatsache keine Stellung genommen.

Die Taufe geschah aber immer an einem Tage, an dem ein Gottesdienst gefeiert wurde. Die damalige Zeit aber kannte deren viel mehr, als wir sie heute haben. Da waren Wochengottesdienste, der Gottesdienst am monatlichen Bettag, die Gottesdienste an Feiertagen, die wir längst nicht mehr kennen, wie Mariä Verkündigung, Opferung Christi im Tempel usw. Aber ein paar Feiertage im Jahre waren keine Tauftage, der 1. Ostertag, der 1. Pfingsttag und der 1. Christtag, sowie der Neujahrstag, der damals Buß- und Bettag war.

Auch heute noch feiert unser Volk seine Taufen in der Regel an Sonntagen und Feiertagen, und noch immer scheut es sich, die ersten Tage der hohen Feste und den Buß- und Bettag zum Tauf-

Digitized by Google

tage zu wählen. Es ist das aber keine Großen-Lindener Eigentümlichkeit. Es ist, soviel ich sehe, im nördlichen Oberhessen allgemein, vielleicht aber noch viel weiter verbreitet. Ich muß leider wieder hier meine Unwissenheit bekennen, in welchen kirchlichen Verordnungen und Anschauungen es wurzelt. Hoffentlich kommt mir hier ein gelehrterer Theolog, als ich es bin, zu Hilfe.

Beim „Ansprechen" gab der Vater, wie aus obigen Beispielen ersichtlich, die Namen der Gevattern an. Es sind damals fast durchgehend 3, bei Nottaufen und bei einigen wenigen andern Taufen nur 1 oder 2. Pf. Weigel berichtet allerdings in den 50er Jahren des 17. Jahrhunderts von zwei Taufen, bei denen 4 Gevattern genannt werden. Doch scheint es sich bei beiden nicht um einheimische Leute gehandelt zu haben. Auch hat Weigel, als ein anderes Mal 4 Gevattern angemeldet wurden, den vierten zurückgewiesen und dabei gesagt, daß „laut hiesigem Gebrauche und der Kyrchenordnung" nur 3 zulässig seien. Welche Kirchenordnung hier gemeint sein kann, habe ich selbst aus Diehl's trefflichem Buche „Zur Geschichte des christlichen Gottesdienstes" nicht ersehen können. Die Kirchenordnung Philipps des Großmütigen beschreibt das hierher gehörige Tun des Vaters also: „(Es) verspricht dann des Kindes Vater und . . . . . zeigt an, er wolle dem Kinde einen Pettern oder Gevattern suchen . . . ., welchen er auch sobald nennt" (Ebenda S. 196). Man darf aber den Ausdruck nicht pressen, als ob hier nur ein Petter oder Gevatter verlangt werde. Wenigstens setzen die dort folgenden Vermahnungen bald deren mehrere voraus, bald nur einen. Die Verschiedenheit ist vielleicht so zu erklären, daß schon damals in Hessen es eine Verschiedenheit der Sitten gab, Orte, in denen einer, und Orte, in denen mehrere Paten zu stellen Brauch war. Die Kirchenordnung Philipps des Großmütigen trägt dem durch die wechselnden Ausdrücke Rechnung. Noch heute wird ja im Schlitzer Lande und um Büdingen nur ein Pate bestellt, vielleicht auch noch anderswo, um Gießen haben wir 3 und mehr. Vergleichsweise sei angeführt, daß wir aus den Generalartikeln Augusts von Sachsen wissen, wie in dessen Land bei einer Strafe von 100 fl verboten war, dem Kinde mehr als 3 Paten zu geben.

Wie hat sich doch das heute geändert! In Großen-Linden sind jetzt 6, 7, selbst 8 Gevattern üblich. Man sieht in den Kirchenbüchern deutlich, wie allmählich diese hohe Zahl erreicht worden ist. Im Anfange des 19. Jahrhunderts sind es 4, in der Mitte desselben steigert sich die Zahl zu 6, 7, 8. Der Grund liegt wohl

Digitized by Google

nicht nur in der Spekulation auf die größere Menge der Patengeschenke, von denen nachher zu reden ist, wie Steitz (Hauck) im Artikel „Taufe“ in Herzog's Real-Encyclopädie für Theologie und Kirche, 2. Aufl., 15. Band, S. 249, zu meinen scheint, sondern offenbar auch in der Meinung des Volkes, den Beistand des Kindes in Fällen der Not und für sein Fortkommen zu verstärken.

Unter den 3 Gevattern war zu Weigels Zeiten immer ein Mann und eine Frau, der 3. Gevatter gehörte dem Geschlechte des Kindes an. Die beiden oben angeführten Beispiele der Taufvermerkungen machen das ja ersichtlich. Bei der Taufe des Mädchens sind 2 Frauen und 1 Mann, bei der des Knaben 2 Männer und 1 Frau Gevattersleute. Woher kommt das?

Wir müssen hier etwas weiterausholen, und da schriftliche Quellen des Nachweises fehlen, aus dem Vorhandenen einen Schluß ziehen.

In Oberhessen gibt es Landesteile, wie die Grafschaft Büdingen und die Grafschaft Schlitz, in denen es Brauch ist, nur einen einzigen Paten zu wählen, daneben haben wir andere Gebiete, in denen wenigstens in alter Zeit vor 100 und mehr Jahren ein Mann und eine Frau zugleich Gevatter stehen. So die Orte im Busecker Tale, Beuern usw.

Es sind gewissermaßen 2 Prinzipien, die hier neben einander stehen, und deren Ursprung mir dunkel ist. Bei dem ersten, bei dem der Pate in der Regel von dem Geschlecht des Täuflings ist, liegt das Schwergewicht darauf, daß ein Einzelner mit verantwortlich gemacht wird für das Wohl des Kindes, dem er auch seinen Namen gibt. Bei dem letzteren sind Mann und Frau gewissermaßen die Stellvertreter der Eltern.

In Großen-Linden scheinen nun vor 250 Jahren sich beide Prinzipien vereinigt zu haben. Da haben wir Mann und Frau, daneben den Paten vom Geschlechte des Täuflings. Eine solche Vereinigung von Bräuchen begegnet uns ja auch sonst noch mehr.

Ganz interessant ist die Beobachtung der heutigen Zeit. Ich habe oben schon davon gesprochen, daß wir jetzt 6, 7 oder 8 Gevattern haben. In der Mehrzahl der Fälle sind aber bei den 6 und 8 soviel Männer als Frauen unter ihnen, bei 6 also 3 Männer und 3 Frauen. Das Prinzip, daß Mann und Frau zu Gevatter stehen, hat also den Sieg davongetragen. Das Volk hat das erste Paar einfach verdreifacht und vervierfacht. Man ersieht aus den hiesigen Kirchenbüchern, daß diese Steigerung allmählich vor sich gegangen ist. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts kannte man 4 Gevattern, 2 Männer

Digitized by Google

und 2 Frauen, man hat also damals verdoppelt. Es ist das ein hübscher Beweis dafür, wie das Volk solche Bräuche nicht sinnlos ausbaut. Wer auf die Wurzel zurückgeht, wird hier den Sinn fast immer finden.

Es ist vorhin schon gesagt worden, daß die Paten gewissermaßen die Stellvertreter der Eltern darstellen. Die Kirche sieht in ihnen die Bürgen, die anstatt des Getauften ihren Glauben in Sachen der Religion zum Pfand setzen und für die christliche Erziehung einstehen. Der gemeine Mann denkt daneben und vornehmlich an den Todesfall der Eltern, an Hilfe für Kleidung, Nahrung usw.

Das Kind erhielt vor 250 Jahren seinen Namen nach den Gevattern. So bestimmt schon die Kirchenordnung Philipps des Großmütigen (a. a. O. S. 197): daß „die Gevattern demjenigen, so sie zur Taufe bringen gemeinlich ihren und keinen andern Namen geben bei der hl. Taufe". Sie bekamen aber in Großen-Linden den Namen nach den beiden Gevattern, die vom Geschlechte des Täuflings waren. In den an die Spitze dieser Abhandlung gesetzten Beispielen heißt das erste Kind Ann-Elisabeth nach den beiden Gevattern Anna Langin und Elisabeth Herdin, das zweite Johann-Caspar nach den beiden Gevattern Johann-Georg Lang und Caspar Eckhard. Es sind also fast immer Doppelnamen, die die Kinder der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts tragen. Hatten die Gevatterleute selbst Doppelnamen, wie es häufig war, so wurde die Hälfte des einen Doppelnamens mit der Hälfte des andern zu einem einzigen verbunden. Im Munde des Volkes werden die Doppelnamen übrigens zu einem einzigen: Annelies, Hannphilipp, Jürgab'm, Marielies usw. In der gebildeten Welt werden heute die Doppelnamen wieder Mode. Etwas ganz Altes kehrt da also, wie bei der Mode so oft, wieder.

In einer interessanten Abhandlung in der Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, 21. Jahrgang, Nr. 12, spricht Dr. G. Blumschein von der Geschichte unserer mehrfachen Vornamen. Er sagt da: „Die gehäuften Vornamen haben ihren Ursprung in der Tatsache, daß durch die im 14. Jahrhundert allgemein werdenden fremden, also lateinischen, griechischen und hebräischen Kirchennamen die Fülle und Mannigfaltigkeit der heimischen Namen starke Einbuße erlitt. Alte volksbeliebte Namen, wie Richwin, Hilger, Godbert, Siegbert, kamen fast außer Gebrauch, und die Bevorzugung jener Fremdlinge, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sich steigernd, führte

Digitized by Google

zur Eintönigkeit. Damit verband sich die Schwierigkeit, Träger derselben Vor- und Familiennamen zu unterscheiden. Den ersten Schritt tat der Adel. . . . . Johann Friedrich (von den ernestinischen Wettinern), geboren 1500, ist der erste hervorragende Träger eines doppelten Namens. . . . . Verhältnismäßig spät hat sich, wenigstens in den meisten Gegenden, die Neuerung dem Bürgertume mitgeteilt. . . . . Aber im Laufe des 17. Jahrhunderts hat der Strom der Doppelnamen das Feld der Taufnamen schließlich so mächtig überflutet, daß einfache Namen geradezu eine Seltenheit wurden.[1])" Das Protocollum des Pfarrers Weigel ist dafür ein guter Zeuge.

Bei der Darlegung dieser Dinge stößt man von selbst auf die Frage, von wo an eigentlich in Deutschland der Brauch datiert, die Kinder nach dem Paten zu nennen. Ist die Reformation, wie wahrscheinlich, die Urheberin? Oder reicht er weiter zurück? Auch hier werden wir dem Wissenden für eine Antwort Dank wissen. Bekannt ist jedenfalls, daß in katholischer Zeit die Einzelnen vielfach nach den Heiligen des Ortes oder des Tages genannt wurden. Man denke nur an Luther, der, am Martinstage, 11. November, getauft, nun auch Martin genannt wurde.

Heute kommen in Großen-Linden für die Namengebung die Vornamen der Gevattern gar nicht mehr in Betracht. Man wählt Namen, die „Einem gefallen", wie man sagen hört, m. a. W. moderne Namen. Der frühere Brauch mußte natürlich schwinden, als die Zahl der Gevattern wuchs, wenn er auch lange nachgewirkt hat und auch heute insofern noch nachwirkt, als hier und dort doch ein Kind wenigstens nach einem Paten genannt wird.

In der Zeit des Pfarrers Weigel war aber das Gevatterstehn nicht so einfach, als es heute ist. Schon in der Kirchenordnung Philipps des Großmütigen (a. a. O. S. 196) wird betont, daß es billig sei, zu Pathen oder Gevattern zu erwählen und zu zu bitten rechte, wahre, fromme, gottesfürchtige und gläubige Menschen, die den Handel der heiligen Taufe vornehmlich verstehen, und was sie an des Kindes Statt versprechen, erwägen, zu denen man sich auch versiehet und vertrauet, sie werden dem nachkommen,

---

[1]) Vergl. nun auch K. Heinrichs, Die Entstehung der Doppelvornamen, Quellen u. Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker CII (Straßburg 1908), wo auch weitere Literatur aufgeführt ist.

Digitized by Google

was sie des Kindes halber versprochen haben.[1]) Offenbar aus diesen Gedanken heraus hat ein späteres Kirchenregiment, um ihnen soviel es ging praktisch Nachdruck zu verleihen, verfügt, daß die Gevatterleute im Katechismus zu prüfen seien, ehe sie zugelassen würden. Demgemäß hatte vor 250 Jahren jeder Gevatter vor der Taufe erst zum Pfarrer zu kommen und sich im Katechismus verhören zu lassen. Der gewissenhafte Pfarrer Weigel hat sich, wie aus den vorgesetzten Beispielen sich ergibt, die Prüfung und die Tage jedesmal notiert. In Nr. 1 schreibt er: „Sind alle 3 bey mihr gewesen auf h. Christtag", in Nr. 2: „Habe sie (den 1. und 3. miteinander, das 2. darnach allein) im Catechismo verhöret 24. Hujus." Wer zum ersten Mal Gevatter stand, wurde durch den ganzen Katechismus verhört, wer schon früher einmal Pate gewesen war, oder im Braut- oder Bräutigamsexamen seine Kenntnis der Hauptstücke dem Pfarrer gezeigt hatte, brauchte nur das vierte Hauptstück „Von dem Sakrament der heiligen Taufe" herzusagen. Ich fürchte, es würde traurig aussehen, wenn man heute diese Patenexamina wieder einführte. Jedenfalls würden aber viel, viel mehr nach Hause geschickt werden müssen, als zu Pf. Weigels Zeiten. Denn die damaligen Paten konnten, wie das Protocollum zeigt, ihre Sache. Selbst von dem Resultate des Verhörs berichtet der fleißige Chronist. Es kam ja wohl auch, aber selten, vor, daß

[1]) Diese Forderung beruht natürlich auf der ursprünglichen tiefen Bedeutung der Patenschaft und ist ähnlich auch früher oft ausgesprochen worden; vergl. z. B. Episcopum ad Hludowicum imperatorem relatio vom August 829 (Mon. Germ., Leg. sect. II, Bd. II No. 196) S. 39, 29 ff. ut hi qui fidem Christi expetunt et provectae aetatis sunt, prinsquam ad baptismum accedant, instruantur et fidei et baptismatis sacramento. Similiter et illi instruendi sunt, qui parvulos de sacro fonte suscipere voluerint, ut intellegant et vim eiusdem sacramenti et quid pro aliis spoponderint vel pro quibus fideiussores exstiterint.

Da nun ursprünglich der Pate, falls der Täufling ein Kind ist, für dasselbe das Taufgelöbnis ablegen muß, ist es natürlich, daß von ihm die Kenntnis der wichtigsten Lehren verlangt wird. Deshalb schließt das Rituale Romanum tit. II c. 1 von der Patenschaft alle aus qui ignorant rudimenta fidei, genauer sprechen sich die Capitula de examinandis ecclesiasticis vom Okt. 802 (Mon. Germ., Leg. sect. II, Bd. I No. 38) aus, wo in cap. 14 bestimmt wird: Ut nullus infantem vel alium ex paganis de fonte sacro suscipiat, antequam symbolum et orationem dominicam presbitero suo reddat. Also auch hier wird schon eine Art Examen verlangt. Über das Patenexamen vor der Taufe vergleiche man auch die protestantische Realenzyklopädie ³ Bd. 19, S. 450.

Digitized by Google

jemand nach Hause geschickt wurde, den Katechismus noch einmal zu lernen. Auch drückte Weigel wohl ein Auge zu, wenn jemand z. B. nur die Antworten, nicht auch die Erklärungen: was ist das? wußte. Aber nur ein einziges Mal hat er ein Mädchen zurückgewiesen, das garnichts konnte, und nun dem Pfarrer klagte, daß sein Vater es nicht in die Schule geschickt habe. Man hatte damals zwar noch keine Schulpflicht, wie heute, aber doch müssen die Kinder zu zählen gewesen sein, die nicht kamen. Und in den Schulen, an denen übrigens damals in Großen-Linden, Langgöns, Leihgestern, Lützellinden, Gleiberg, Battenberg u. a. von der Universität abgegangene und geprüfte Kandidaten der Theologie das Amt des Schullehrers bekleideten, war das Lernen des Katechismus eine Hauptsache.

Es kam aber auch damals schon vor, wie es heute oft vorkommt, daß zu einer Taufe Gevatterleute von auswärts gebeten waren. Diese mußten von ihrem Pfarrer nun ein Zeugnis beibringen, daß sie im Katechismus beschlagen waren. Soweit sie von andern Dörfern kamen, war auch hier alles in Ordnung, aber über die von Gießen kommenden hat sich Pf. Weigel doch manchmal ärgern müssen. Viele von ihnen kamen einfach ohne Zeugnis. So einmal des Junckers von Schwalbach zu Gießen Hausfrau und andere Bürger, deren Frauen und Mädchen. Wollte der Städter schon damals etwas vor dem Bauer voraus haben? Man sollte erwarten, daß Pf. Weigel, der so gewissenhaft in seiner Dienstführung war, es auch diesen gegenüber so gemacht hätte, wie andern Dorfleuten gegenüber, die ohne Zeugnis kamen, sie nämlich einfach nicht zuzulassen. Aber er tat das nicht. Er frug z. B. die Frau des Junckers nur, ob sie sich zu unsrer Religion bekannte, und ließ die übrigen ohne Weiteres zu.

Für das Ausstellen von Gevatterzeugnissen hatte der Pfarrer Anspruch auf Vergütung. Ein solches Zeugnis, in Großen-Linden ausgestellt, kostete in der Regel 5 alb.[1]). Aber damals war auf dem Lande das Geld viel seltener, als es heute ist. So bezahlte man oft mit Naturalien. Dieser gab 6 eyer, jener gedörrte „Braumen" und der Hausfrau einen Käs, ein dritter ein paar junge Tauben, noch ein andrer $^1/_2$ mas geschmeltzte Butter. Die Handwerker gaben selbstverfertigte Waren, ein Schlosser ein Messerchen, ein Handschuhmacher ein paar Handschuhe. Aber was am meisten

[1]) Die Geldverhältnisse der damaligen Zeit waren diese: 1 Reichsthaler = 45 Albus, 1 Gulden = 27 Albus, 1 Kopfstück = 10 Albus, 1 Albus = 8 Pfenningen.

Digitized by Google

auffällt, ist, daß zuweilen jemand auch ein Viertel „gebrandten Weins“ brachte. Es ist hier nicht der Ort — sonst würde ich einmal darauf eingehen, — das Tagebuch gibt hier reiches Material —, wie allgemein in dieser Zeit dem Trunk (Wein, „gebrandter Wein“ und Bier) gehuldigt wurde.

Die Gevatterexamina sind längst abgetan. Aber ihre Spur haben sie im Volksleben zurückgelassen. Wenn heute noch der oberhessische Bauer seinen Katechismus hoch in Ehren hält, wenn ihm allein der der rechte Pfarrer ist, der den Katechismus tüchtig in der Schule und im Konfirmandenunterricht treibt — es sind Nachwirkungen aus jener alten Zeit.

Die Taufe selbst ging vor 250 Jahren in der Kirche vor sich, und das Sommers wie Winters. Erst die Zeit des Rationalismus führte die Haustaufe in Rücksicht auf die zarte Gesundheit des höchstens ein paar Tage alten Kindes ein. Das Geschlecht, das zu Zeiten des Pfarrers Weigel lebte, kannte diese Rücksicht noch nicht. Die Kirchenordnung Philipps des Großmütigen hatte (S. 194 a. a. O.) die Kirche als Taufort bestimmt „nach dem Exempel der alten Kirchen“, und an diese alte Ordnung hielt es sich noch.

Die Taufe in der Kirche selbst ist in Großen-Linden ganz abgekommen, dagegen hat sie sich für den Sommer in Klein-Linden, das seit seiner Gründung im 16. Jahrhundert zu Großen-Linden als Filial gehört, erhalten und zwar trotz des Umstandes, daß der Gottesdienst in dieser Jahreszeit schon um 8 Uhr vormittags gehalten wird. Übrigens gibt es in Oberhessen noch mehr Orte, die wenigstens diesen Rest der alten Sitte bewahrt haben. Eine evangelische Gemeinde aber, in der noch heute Sommers wie Winters die Kinder in der Kirche getauft werden, ist wohl in unserem Großherzogtum nicht mehr da. Preußen hat deren noch, z. B. Lützellinden. Oder kann uns jemand für unsere Heimat hier anders berichten?

Man ging zu Pf. Weigels Zeiten im Taufzuge in die Kirche. Leider bringt uns das Protocollum keine Mitteilung über die Ordnung des Zuges. Nur das erfahren wir gelegentlich, daß die Eltern des Kindes außer den Gevatterleuten auch andere Bekannte und Verwandte einluden, sich am Taufzuge zu beteiligen.

Wir treffen aber wohl nicht weit vom Ziele, wenn wir die Ordnung, die in Klein-Linden heute noch für den Taufzug üblich ist, auch hier vermuten, die Hebamme mit dem Kinde und dem Vater voran, darnach die Paten, denen sich dann in alter Zeit die Gäste anschlossen.

Digitized by Google

Man ersieht aus dem Protocollum, daß damals die Gevatterleute in bestimmter Ordnung um das Taufbecken traten. Bei der Taufe eines Knaben stand der ältere Gevattermann obenan, darnach die Gevatterin, endlich der jüngere Gevatter. Bei der Taufe eines Mädchens kam die ältere Gevatterin oben hin, die jüngere unten hin und der Gevatter in die Mitte. Der Pfarrer sah streng darauf, daß diese Ordnung auch eingehalten wurde. Als sein Sohn Johannes einmal Gevatter stand und vom ältern Gevattermann bewogen den obersten Platz einnahm, zürnte der Vater gar sehr über diesen Unfug.

Etwas von diesem alten Brauche hat sich auch heute noch erhalten. Man sieht bei vielen Taufen, wie die Gevatterleute so stehen, daß Mann auf Frau usw. folgt, und die Regel ist noch, daß der älteste obenan steht und den Namen des Kindes kund tut.

Dabei ist es Sitte, daß die Hebamme das Kind nach dem Taufakte dem obersten Gevatter reicht, der es nun an seine Mitgevattern weiter gibt. Es liegt darin ein tiefer Sinn. Soeben haben die Paten gelobt, sich des Kindes als zweite Eltern anzunehmen, nun bekräftigen sie dadurch, daß sie das Kind auf den Arm setzen, wie sonst die Eltern tun, das Gelübde selbst. Leider fehlt im Protocollum des Pfarrers Weigel eine Äußerung darüber, ob und an welcher Stelle dies damals Brauch war.

Es kann hier nun nicht unsre Aufgabe sein, die Taufliturgie selbst zu besprechen. Das muß dem Kirchenhistoriker überlassen bleiben. Wer sich darüber unterrichten will, der studiere Diehl's Buch „Zur Geschichte des christlichen Gottesdienstes in Hessen". Uns interessieren die Bräuche und Sitten, die im Volke im Schwange gehen.

Das Protocollum läßt uns aber leider auch für die Rückkehr des Taufzuges von der Kirche und für den Eintritt in das Haus der Taufeltern im Stiche. Es setzt erst wieder ein mit seinen Notizen über das Kindbett, die weltliche Taufeier, wie man etwa heute sagen würde. Das Kindbett gehört dem Empfinden unseres Volkes nach als ein unentbehrliches Stück zur kirchlichen Feier. Ohne sie ist die Taufe selbst nicht vollgiltig. Dafür gibt aus alter Zeit uns folgende Mitteilung aus dem Protocollum einen starken Beleg. Es heißt da unter dem 20. 12. 1655: „Johann Andres Faber von Hirnßheim (welches Dorf damals als Filial zu Großen-Linden gehörte und das von dem Diaconus, dem zweiten Geistlichen von Großen-Linden, seelsorgerlich bedient wurde) in Abwesen ihres Pfarrers,

Digitized by Google

meines Collegen, mich angesprochen, daß ich ihm ein krankes kindlein (töchterlein), so ihm seine Haußfraw Margreta, vorgestern (18. 12.) abends zwischen 8 und 9 Uhren gebohren, im Hause getauft. Huben: 1) Elisabeth, Ludwig Hermanns fraw, 2) Margreta, Georg Andres Bepplers haußfraw, an ihres Manns stat, weil er nit da war, 3) Anna, Christen Theisen Hausfraw. Ward Ann-Elisabeth genannt." Dahinter steht als späterer Eintrag: „Alsobald denselben abend gestorben. Lud mich 5. Januar 1656 auf folgenden Tag in's kindbett: mußte aber zu Hohenweissel seyn, Eydams kind (d. h. des Pfarrers Weigels Enkelkind) zu tauffen."

Ich gestehe, daß ich meinen Augen nicht getraut habe, als ich dieses, unserm heutigen Empfinden nach, unnatürliche Stück las. Ein Kind wird getauft, stirbt noch am selben Abend, und 17 Tage darnach halten die Eltern das Kindbett. Der Pfarrer findet auch in der Veranstaltung gar nichts Unpassendes. Nur weil er sein eigen Enkelkind taufen muß, geht er nicht hin. Die Erklärung liegt vielleicht darin, daß das Kindbett nicht nur der Ausdruck der Freude über Geburt und Taufe des Kindes ist, sondern auch über die glückliche Bewahrung der Kindbetterin selbst, und daß damals diese letztere Seite, die, wie wir sehen werden, auch heute noch nachklingt, hier überwog. Ich habe allerdings nur einmal diese Art der Kindbettfeier gefunden. Noch ein anderes Beispiel aber dafür, daß das Kindbett die notwendige Ergänzung zu der Taufe bildet, bringt folgende Mitteilung. In Lindes (dem heutigen Klein-Linden, das, wie gesagt, zur Pfarrei Großen-Linden gehörte) konnte einmal aus irgend einem Grunde im Hause der Eltern des Kindes kein Kindbett gehalten werden. Da ging man ins Wirtshaus und der Pfarrer „halff" dort nach seinen eigenen Worten einige Maß Bier trinken und Käs und Brot essen. Dieses „helfen" ist sehr charakteristisch. Auch hier will ich neben die Vergangenheit die Gegenwart setzen. Ein Bauer aus einem der Großen-Linden zunächst liegenden Dörfer hat seine Frau nach Gießen in eine Privatklinik gebracht. Dort wird ihm ein Kind geboren und einige Tage später dort auch getauft. Natürlich mußte in Gießen in der Klinik alle weltliche Taufseier unterbleiben. Aber das holte man nach, als die Frau nach Hause kam. Man veranstaltete da die unterlassene Feier und lud den Pfarrer dazu mit der Begründung ein, die Taufe vollgiltig zu machen.

Das Kindbett wurde zu Pfarrer Weigels Zeiten an 2 Tagen nach einander gehalten. Der Pfarrer, der meistens dazu eingeladen

Digitized by Google

wurde, oft mit Frau, hielt auch manchmal so lange aus. Für die Einfachheit der damaligen Verhältnisse ist bemerkenswert, daß der Pfarrer bei einem Kindbette in Lindes, d. i. heute Klein-Linden, seinem Filiale, zuweilen, wie auch bei anderen Gelegenheiten, die ihn veranlaßten, über Nacht zu bleiben, die Nacht durch in der Scheuer seines Opfermannes auf dem Heu lag. In unserer Zeit ist die Feier abgekürzt worden. Man hält das Kindbett nur an dem Tage, auf den die Taufe fällt. Die Zeit ist Geld geworden und hat alle Feste gekürzt, wie auch die Hochzeit.

Zuweilen ist aus dem Protocollum auch die Art der Bewirtung vor 250 Jahren zu ersehen. Mehrere Male, offenbar bei Armen, wird Käse, Brot und Bier erwähnt. Ob auch eine „Kindtauffs-Suppe" (analog der Bräusuppen) bei reicheren Leuten gegeben wurde (worauf z. B. ein Landgräfl. Rescript vom 5. Sept. 1671 hinzielt), ist nicht zu ersehen, aber wahrscheinlich. Gegen den Aufwand, der dabei getrieben wurde, richten sich viele landgräfliche Verordnungen. Wenn aber Wein auf den Tisch kam, hat der Pfarrer Weigel, der auch was Gutes gern zu sich nahm, es ausdrücklich aufgezeichnet. So bekam er einmal roten von Allendorf (— aber von welchem der vielen Allendorf ist nicht gesagt —), und er bemerkt dabei, daß die Maß 4 alb. kostete. Ein ander Mal bekam er sogar firnen Wein, den die Taufeltern in Gießen, aber nicht beim Weinhändler, sondern beim Apotheker gekauft hatten.

Die Taufgäste hatten dem Brauche nach der Kindbetterin selbst eine Verehrung zu tun. So gab der Pf. Weigel, als er einmal selbst bei einem vom Caplan getauften Kinde Gevatter stand, der Mutter seines Gödelchen, wie er schreibt, 10 alb. Ein ander Mal war seine Frau Gevatterin und gab die gleiche Summe. Das ist heute noch ähnlich. Am Dienstag oder Mittwoch Abend nach der Taufe kommen die Gäste, die zur Taufe geladen waren, wieder zur Kindbetterin und bringen ihr Geld. Ich sage ausdrücklich „ihr", nicht ihrem Kinde. Auch dieses wurde in alter Zeit bedacht, aber später. So schenkte der Pf. Weigel einmal seinem Gödelchen ein „wüschtuch", wie wir sagen würden, ein Schnupftuch. Heute ist der Brauch so, daß die Paten die Kinder zu Neujahr bedenken. Sie erhalten am ersten Neujahrstage, den sie erleben, 3 Mk., am zweiten 2 Mk., und an diesen beiden Tagen müssen die Gevatterleute den Kindern diese Gaben, zu denen Gebäck, Äpfel und Nüsse kommen, selbst bringen. Dagegen müssen vom dritten Neujahrstage an die Kinder die 1 Mk., die es von da an bis zur Konfirmation gibt,

Digitized by Google

nebst Gebäck, Äpfeln und Nüssen selbst holen. Bei der Konfirmation gibt es das „Letzte" oder, wie man im Vogelsberg sagt, „den Abschnitt", eine größere Gabe. Diese Bräuche durchziehen ja ganz Oberhessen. Daß der Neujahrstag also der Tag der Beschenkung der Kinder ist, stellt sich, nebenbei gesagt, auch der Einführung des Christfestes als des Festes der Bescherung hindernd in den Weg. Bei unsern Landkindern ist der Neujahrstag der Tag der Geschenke. —

Es sei mir gestattet, nun noch im Rückblick auf das ganze hier gezeichnete Bild auf eine auffallende Erscheinung aufmerksam zu machen. Der eigentliche religiöse Sinn der Taufe, daß das Kind zu einem Gliede der Gemeinde Christi wird, und daß die Paten vornehmlich verpflichtet sind, das Kind als solches zu erziehen, tritt in den Bräuchen zurück. Dafür schiebt sich das Praktische in den Vordergrund. Aber es wäre Unrecht, aus diesem Tatbestand nun die Folgerung zu ziehen, als sei das erstere dem Bauern nebensächlich. Der Oberhesse liebt es seiner Natur nach nicht, das Religiöse ans Licht zu stellen. Es lebt mehr in der Tiefe seiner Seele und bleibt da. Mit dieser Tatsache haben wir immer bei Bräuchen und Sitten, die die Religion berühren, zu rechnen.

Naive Ansichten über Wesen, Herkunft und Wirkung der Kometen.

Von W. Gundel, Gießen.

Aus den mannigfaltigen Deutungen, die im Lauf der Zeiten über der Kometen Wesen, Herkunft und Wirkung aufgekommen sind, können wir bestimmte Gruppen loslösen, welche aus der Naturauffassung eines Volkes unmittelbar herausgewachsen und zeitweilig allgemeingültige, unumstößliche Wahrheit sind; sie stehen in besonders engem Zusammenhang mit der ganzen Vorstellung von der Natur der Himmelskörper und spiegeln uns in ihrem Kommen und Gehen bestimmte Kulturepochen wieder. Mit dem Wechsel der Himmelsauffassung verschiebt sich naturgemäß auch die ursprüngliche Kometenvorstellung, bis dann auch die neugeschaffene wieder veraltet und anderen Theorien weicht. Setzen wir Sternen-

Digitized by Google

glauben und die Deutung der Wundersterne in Parallele miteinander, so können wir eine doppelte Entwicklung des Himmelsbildes in ideeller und rein materieller Beziehung festlegen: Einerseits sieht der naive Beobachter wirkliche Lebewesen in den Sternen, er erkennt in ihnen Tier- und Menschengestalten und schreibt ihnen irdisches Leben und Leiden zu, mithin ist der Komet — das Volk kennt nur einen Kometen — auch ein solch beseeltes Wesen, nur seinem überragenden Glanze entsprechend mächtiger als die übrigen Sternwesen: ein furchtbareres Tier (z. B. ein Drache) oder ein unheilbringender menschenähnlicher Sterndämon. Dem gegenüber steht die kindliche Auffassung der Gestirne als Feuerfunken, Lichter, die jeden Tag neu entbrennen; danach ist der Komet eines der größten Lichter, die nur bei ganz besonderen Anlässen angezündet werden, eine Lampe, Fackel oder Kerze. Beide Auffassungen leben heute noch bei vielen primitiven Völkern, sie sind auch im Abendlande ursprünglich heimisch gewesen und haben im Laufe der Jahrhunderte eine reiche Erweiterung erfahren, sind bei Griechen, Römern späterhin parallel nebeneinander gegangen und haben weiter im Mittelalter und der Neuzeit ihre Anhänger gefunden, zum Teil immer wieder selbständig neu entstanden, zum Teil auf alten Überlieferungen beruhend.

Die ganze Entwicklung dieser Vorstellungen ist abhängig einmal von der Wichtigkeit des gestirnten Himmels für ein Volk, von seinem religiösen Leben, dem Seelen- und Gottesglauben und nicht in geringstem Maße von der Beobachtung, wie stark es in seinem Werdegange von anderen Völkern beeinflußt wurde. Ist es in seiner selbständigen Weiterentwicklung gehemmt durch das Hereinfluten fremder Dogmen, so werden von den oberen Klassen die volkstümlichen Ideen abgeschüttelt und die neuen als maßgebend bezeichnet. Infolgedessen sehen wir die verschiedenartigsten Lehren gleichzeitig nebeneinander laufen, verteidigt oder verworfen; neben den neuen Lehren, mögen sie der ideellen oder materiellen Naturlehre angehören, leben so die alten volkstümlichen weiter, bis sie ganz verkümmern oder bei besonders aufgeregten Zeiten ihre Auferstehung feiern, besonders wenn sie in das religiöse Gefühlsleben hineinpassen. Dieses Durcheinanderwogen beginnt im Abendlande von dem Augenblicke an, da die griechischen Naturphilosophen ihre Spekulationen über das Wesen der Sterne anstellten, und tritt uns am buntesten entgegen in den Kometenschriften des 16. und 17. Jahrhunderts. Hier wuchert in jedem Kometenjahre ein Wald von Kometenschriften

Digitized by Google

auf. Ärzte, Astrologen, Mathematiker, Philologen, Philosophen, Theologen, Staatsmänner und Leute aus den verschiedensten Berufen haben es für Ehrensache gehalten, der Welt ihre Warnungs-, Trost- und Aufklärungsschriften bei Erscheinung eines Kometen anzubieten und unter den abenteuerlichsten Beweisen sich ihre Anhänger zu sammeln. Daneben laufen eine Masse Flugschriften, Bußordnungen, Predigten und Gebete, die alle den Verzweiflungskampf zwischen Dogma und Denken widerspiegeln. In dieses Dunkel wetterleuchten bereits hinter mühsamen mathematischen Formeln und Berechnungen die modernen Theorien, bis dann im 18. Jahrhundert die endgültige Erkenntnis überall durchdringt; und diese hat dann wiederum einen neuen Aberglauben wachgerufen, der in Volksliedern und Äußerungen mancher Art sich bis heute erhalten hat.

Im folgenden möchte ich einzelne Schichten aus den verschiedenen Zeiten herausheben, die dem volkstümlichen Denken und Glauben am nächsten stehen. Ich unterlasse es, auf die chaldäischen und ägyptischen Ansichten näher einzugehen, ich will hier nur das Weiterleben griechischer und römischer Kometendeutungen im Mittelalter und in der Neuzeit verfolgen, soweit sie in unserem Volke selbst lebendig waren. Ich werde dabei nur auf einige Hauptfragen eingehen, die ein Volk zur Zeit einer Kometenerscheinung beschäftigen, und begnüge mich, die naiven Anschauungen zu beleuchten über Natur, Herkunft und Folgen der Kometen. Des Raumes halber habe ich nur die notwendigsten Belege zugefügt; ich möchte die Arbeit nur als Vorarbeit betrachtet haben, da ich an anderer Stelle ausführlicher das Fortleben des antiken Kometenaberglaubens und der antiken Kometentheorien zu behandeln gedenke.

I. Die naiven Ideen über das Wesen der Kometen.

Wir haben bei den naiven Erklärungen der Kometen, wie auch aller übrigen Sterne, die bereits betonten Grundideen zu scheiden, auf denen sich das ganze Weltbild eines Volkes aufbaut: entweder sind es *Lebewesen* von allem Anfang an oder *abbrennende Feuer*, Körner, Pflöcke; beide Gruppen haben wir im folgenden zu beleuchten. Bei vielen Völkern läßt sich als erste Stufe ihrer Himmelsvorstellung feststellen, daß ihnen einst die *Sterne* ohne allen Unterschied *Tiere* waren, die in ganz ähnlicher Weise am Himmel dahinlebten, wie die irdischen. Das erkennen wir aus der erhaltenen griechisch-römischen Benennung der größeren Sterne, wie

Digitized by Google

der 7 Ochsen (septentriones), der Schweinchen (Hyaden), des Hundes (Sirius). Wir haben den Glauben heute noch bei vielen Naturvölkern, ich verweise nur auf die Ansicht der Bororo, denen die kleinen und großen Sterne insgesamt Sandflöhe sind, einzelne Sternbilder z. B. ein Strauß (= südl. Kreuz), eine Jabuti-Schildkröte (Orion) sind darunter verstreut (Karl von den Steinen, Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens S. 513 f.). Dementsprechend muß die ungeheuerliche Gestaltung des Kometen, der sich in auffallender Bahn am Himmel hinwindet, die Idee eines Tieres wachrufen, das alle andern Himmelstiere durch Furchtbarkeit übertrifft. Wir begegnen nun bei vielen Völkern einem Tiergespenst, das sich nur selten — bei einigen alle fünfzig Jahre — hervorwagt, in einer Feuerwolke entweder am Himmel hinfährt oder mit funkelnden Augen in der Luft schwebt und weithin seinen verderblichen Hauch zur Erde speit, es ist der Drache. Oft ist hierbei heute noch die Erinnerung an eine Kometenerscheinung verborgen, z. B. in dem Wäddaja der Insel-Esten (Holzmayer, Verhandl. der gel. Estn. Ges. zu Dorpat VII, 11), auch in dem Volksglauben Deutschlands und der Schweiz ist seit Alters der Komet als Drache gedacht (E. H. Meyer, Germ. Mythol., 95). Aus dem Altertum ist uns eine ähnliche Auslegung nicht überliefert, weder die Benennung des Wundersterns noch die mit ihm verknüpften Erzählungen lassen auf eine Gleichsetzung von Komet und Drachen schließen. Die Kometenforscher haben zwar in ihren Verzeichnissen den Kometen Typhon, der eine zusammengerollte Gestalt nach Art eines Feuerknotens hatte und furchtbares Verhängnis den Ägyptern brachte (Plin. nat. hist. II, 91. Lydus de ostent. p. 44 W.). Doch lassen sich hieraus für den griechischen Volksglauben der Vorzeit keine Schlüsse ziehen, da die Gleichsetzung dieses Ungeheuers mit einem Kometen jedenfalls spätere ägyptische Erdichtung ist. Die spätere Zeit weiß aber von Kometen zu berichten, die entweder drachenähnliche Gestalt hatten, oder für wirkliche Drachen gegolten haben. Letztere Mitteilungen sind vermutlich aus der unmittelbaren Volksphantasie, die eben in dem Stern das Wundertier erblickte, geschöpft. In dem Stern wird nun entweder sofort das Untier gesehen, oder dasselbe erscheint zuerst in Sternenform und schießt dann aus derselben, wie aus einem Hause hervor, um sich auf die Erde zu stürzen. So wird uns bei der Erklärung des Titels Pendragon, den die britischen Fürsten in Zeiten höchster Gefahr anlegten, folgendes von Geoffry of Monmouth berichtet: Als Aurelius, ein britischer König ... einem Gifttrank unterlag, erschien zu Winchester ein Stern von wunder-

Digitized by Google

barer Größe und Helle; aus seinem Lichtkreis schoß ein Strahl hervor, an dessen Ende ein Feuerkreis in Gestalt eines zweizüngigen Drachen sichtbar war; die eine Zunge zeigte nach Frankreich, die andere nach Irland [1]). Im Jahre 999 wird dann wieder ausdrücklich hervorgehoben, daß sich ein solches dämonisches Tier gezeigt hat; als charakteristische Schilderung dieses von fast allen Kometenschreibern zitierten Wundersterns möge die Beschreibung folgen aus: Wunder Gottes in der Natur bey Erscheinung der Kom., Frankf. 1744, S. 89 f.: „Anno 999 . . den 15ten Christ-Monath erschien ein grausamer Strobel-Stern gegen 9 Uhr bey hellem Tage. Er leuchtete wie eine Fackel vom Himmel herunter und zwitzscherte wie ein Blitz, wovon viele Leute auf dem Felde und in Häusern gesenget worden. Wie nun dieser vergangen, da zeigte sich eine Schlange am Himmel mit großen Köpfen und großen Füßen." Nach anderen Berichten schoß sofort aus dem Stern der Drache hervor, sein Kopf wurde erschreckend größer, die Füße waren von bläulichem Licht; die Abbildung bei Lubieniętz a. a. O. S. 173, Fig. CXCV zeigt einen langgestreckten Drachen mit Flügeln, gewaltigen Klauen und aufgerissenem Rachen. Im Jahre 1180 wird dann wieder ein Drachenkomet geschildert, er „bildete eine gewundene Schlange für / welche sich bald ausstrecket / bald in Rundungen sich zusammen wand / bald mit schrecken der Anschauer / als wenn er den Rachen aufsperret / für Blutgirrigkeit die leuht auf erden fressen wolt". (J. C. Wagener, Gründl. . . . Bericht von dem Ursprung d. Kom., Augsburg 1681, S. 43). Während wir bei den genannten Erscheinungen hauptsächlich auf den Bericht einiger Geschichtschreiber angewiesen sind, sehen wir aus den Schilderungen des 16. Jahrhunderts, daß wirklich der Volksglaube zu dieser Zeit noch im Kometen das dämonische Tier erblickte; so zeigt uns Lycosthenes, prodigiorum ac ostentorum chronicon, Basel 1557, zum Jahre 1499 u. 1543 einen Drachen, Wagener zu 1541 u. 1543 [2]). Besonders typisch für den ganzen Volksaber-

[1]) Tennyson, Königsidyllen, deutsch von C. Weiser, S. 117 Anm. Nach diesem Wunderzeichen wurde über der britischen Königsstandarte ein goldener Drache befestigt. — Dieser Komet ist in den Kometenverzeichnissen immer entsprechend diesen Erzählungen dargestellt; ich verweise auf die Abbildung des Kometen bei Stan. Lubieniętz, Theatrum cometicum, Leyden 1681, II, S. 48, Fig. CXV; der Stern bildet dort den zusammengerollten Leib des Drachen, welcher geflügelt ist und aus seinem Rachen Flammen über Irland und Frankreich speit.

[2]) Besonders oft wird dies vom Kometen des Jahres 1541 behauptet, selbst in öffentlicher Predigt später noch erzählt von C. Dieterich, Ulmische Cometen

Digitized by Google

glauben ist der Bericht von Lycosthenes zu dem Drachen von 1543, den ich in der Übersetzung aus den Wundern Gottes (S. 122) folgen lasse: „Anno 1543 sahe man ... einen erschrecklichen Kometen abermahls in Gestalt eines großen Drachen. Es erschien nemlich ein Strobelstern, größer als ein Mühlstein und kehrte seinen Schwantz gegen Mittag, aus demselben fiel viel Feuer auf die Erde, wie ein grausamer Drache, er sof aus einem Bächlein und vertrocknete ihm gantz, hernach flog er auf einen Acker und fraß alles von demselben herunter, alsdann schwung er sich wieder in die Höhe und ließ ein Merckmahl nach, nemlich großes Sterben." Die beigefügte Darstellung zeigt in der Höhe den Stern, von dem herab der Drache gleitet; er ist geflügelt und steht mit den Füßen auf der Erde auf, wo er seine Flammen erst nach dem Feld, dann nach dem Flusse zu speit. Als letzten Beleg für diese naive Gleichsetzung des Kometen mit dem Tiergespenst nenne ich den Bericht eines Anonymus aus dem Jahre 1681 (aufgenommen von Serlin in seine Cometologia, Frankf. 1681, S. 88), dieser schreibt vom Jahre 1541, daß ein Komet gesehen wurde, „der sich endlich in die Gestalt eines Drachen verwandelt hat. Für seinem Rachen ist gesehen worden eine Figur eines Menschen-Kopffs / und an seinem Schwantze eine blutige Flamme / hat den Rachen nach Österreich gewendet".

In diesen Berichten kommt der Dämon von selbst irgend woher und verschwindet wieder. Es finden sich aber auch Gedanken über die Herkunft und das Ende derselben, nur sind die feurigen Drachen dann bloß zur Zeit ihres Erscheinens als Lebewesen gedacht, so sagt Paracelsus (ed. Huser, Basel 1590, II, S. 95): Etwan werden sie zu einer Sultze wie die Sternengeschoß: Etwan verzehren sie sich gar miteinander: Etwan im verzehren geben sie ein harten gestanck ..." Nach ihm werden sie ohne Samen aus dem Feuer des Olympus geboren, wie die Mücken, Käfer ꝛc. aus der Luft. Während es nun in die Weltanschauung der Bororo durchaus hineinpaßt, wenn sie in den Meteoren das gefürchtete Sagentier ihres Landes, die Wasserschlange, sehen, die ihnen Tod und Krankheit bringt, fällt dieser Drachenglaube völlig aus der gleichzeitigen Vorstellung vom Sternenhimmel heraus und beweist, wie trotz einer bereits hoch entwickelten Naturlehre in dem Volke der Aberglaube und die Furcht des einfachen Naturmenschen fortlebt.

Predigte, 1619, S. 40. Nach ihm hat er sich zuletzt in einen Drachen verwandelt und in Ulm die Pest erregt.

Digitized by Google

Eine weitere Entwicklung erklärt den Kometen als menschenähnliches, höheres Wesen, das die übrigen Sterngeister durch seine Macht bedeutend überragt und von Zeit zu Zeit erscheint, wenn es der Unterwelt Schaden bringen will. Wie man den übrigen Sternen Menschengestalten zuschreibt und in ihnen entweder die ganze Gestalt eines Wesens sehen will, die infolge der ungeheuren Entfernung nur als Pünktchen erscheinen kann, oder sich nur den Kopf derselben leuchtend vorstellt, so sieht die Phantasie in dem Kometen direkt einen Himmelsbewohner, dessen Haupt drohend zur Erde hin gerichtet ist. Diese Anschauung ist wachgerufen worden durch die Erscheinung des Kometen, der eine runde Form hat und rings von Strahlen umflossen ist; von ihm berichtet z. B. Plinius (nat. hist. II, 90), daß er in sich das Bild eines menschlichen Angesichtes trage und mit seinen silberweißen Haaren einen so schrecklichen Anblick gewähre, daß man ihn kaum anschauen könne. Darum ist den Alten durchweg die Vorstellung geläufig, dem Kometen menschenartiges Handeln und Leben zuzuschreiben; darauf deutet bereits der Name κομήτης: was diese Erscheinung besonders furchtbar macht, ist sein wild zerzaustes Haar, das bald in langem Schopfe hinter dem Kopfe herflattert, bald lockenartig das Haupt umwallt oder als langes Haupt- und Barthaar von ihm herabflutet. Der Kern des Lichtes ist das Haupt des unheimlichen Wesens, die Strahlen sind seine Haare; der eigentliche Körper wird nicht geschildert. Ähnlich wird bei den anderen Lichterscheinungen von einem Strahlenkopf gesprochen und das Lockenhaar des Sonnengottes, das krause Gelock des Abendsternes gepriesen, das drohende Haar des Sirius gefürchtet. Es muß also in sehr alter Zeit ein solcher Kopfkomet besondere Angst wachgerufen und die ganze anthropomorphe Idee veranlaßt haben. Da nun dieser Stern alle anderen durch sein Äußeres übertraf, mußte er selbstredend über ihnen sein. Diese Ansicht haben wir bereits bei Homer angedeutet, der die besonders tüchtigen Helden mit dem Sirius vergleicht, die Gottheit dagegen mit dem Kometen. So kommt Athene (Il. IV, 73 ff.) in schrecklichem Feuerglanze vom Olymp herab, strahlend und verhängnisvoll wie der Wunderstern. Wie dieser hier die Vorstellung einer vom Himmel stürmenden Gottheit hervorruft, während die übrigen Sterne den Menschen gleichen, so muß er seiner Natur nach höher als die übrigen Himmelswesen sein. Darum sieht man in späterer Zeit den Sonnensohn in ihm und überträgt auf ihn das ganze Geschick desselben (Olympiodor in Meteor. Arist. I, 8, p. 67 St., Proclus comm. ad Timaeum 34.), oder man

Digitized by Google

nennt ihn nach chaldäischem Vorbilde den Sohn des höchsten Gottes, des Zeus (Hephaestion περὶ καταρχῶν 24.). Da nun die spätere Zeit in den Sternen besondere Götter mit ätherischem Lichtleib oder reine Geister höherer Ordnung erblickte, so mußte der Komet eine ganz besonders wichtige Gottheit sein, die nur mit den höchsten Göttern in Verbindung stehen konnte. Auf diese Lehre stoßen wir bei den Chaldäern, welche ihnen zwar Sternennatur zuweisen, sie aber Boten und Propheten nennen, geschaffen und gesandt von den Planetengöttern. Wir haben sie schwach entwickelt in den Anschauungen der Griechen und Römer, besonders betont aber von den christlichen Schriftstellern. Zur Verteidigung ihrer Ansicht, daß der Komet einer der höchsten Engel Gottes sei, gehen dieselben aus von dem Stern Christi, der nach der meisten Überzeugung als Komet gilt und ein Engel war. Daneben läuft aber der Glaube, daß nicht ein guter Engel dort sei, sondern der gefallene, Satan. Letzterer kann ja durch seinen unheilvollen Einfluß, Sturm, Blitz und Erdbeben hervorbringen und selbst als Komet die Welt in Schrecken setzen (B. Keckermann, systema physicum, Nassoviae 1623, S. 690). Der Glaube ist besonders üblich bei der verwandten Himmelserscheinung, den Meteoren; diese gelten heute noch mitunter als Satan (Schlossar, Germania 36 (1891) S. 389) oder als böse Geister (R. Andree, Ethnogr. Parallelen S. 112).

Auf die Wiederkehr des oben erwähnten Sterns mit dem Menschengesicht, sind die Gleichsetzungen der Kometen mit den Seelen großer Menschen, welche zur Götterwohnung emporeilen, zurückzuführen. Auffallenderweise kennen die Griechen nur die Verstirnung von weiblichen Persönlichkeiten. So sind die Töchter des Orion, Metioche und Menippe, von Persephone und Hades in Sterne verwandelt worden und wurden Kometen genannt. Sie hatten bei einer großen Hungersnot die Bedingung Apollos, zwei Jungfrauen müßten freiwillig den Opfertod für ihr bedrängtes Vaterland sterben, erfüllt und sich das Leben genommen. Die Unterirdischen aber hatten Mitleid mit ihnen, ließen ihre Körper verschwinden und als Sterne zum Himmel emporgehoben werden. Die Sage geht in sehr alte Zeit zurück und wurde bereits von Korinna verwendet (Antonin. Liberal. Metamorph. Synag. 25: Mythogr. graec. II 1, S. 103). Eine verbreitetere Sage kennt aber nur einen Stern und bringt ihn mit einer der Pleiaden zusammen. Der Mythus hat das Fehlen der 7. Pleiade damit begründet, daß dieser 7. Stern, Electra, als Stammmutter des trojanischen Königshauses den Untergang Trojas nicht

Digitized by Google

habe verschmerzen können. In Trauer, mit aufgelösten Haaren irre sie am Himmel hin, und nur von Zeit zu Zeit könne man sie sehen dahinirren, unstät mit den wild umherflatternden Haaren. Der spätere Katasterismenglaube bringt das Märchen vom bösen Himmelsjäger Orion damit in Zusammenhang. Er hat am Himmel sein irdisches Ungestüm nicht abgelegt und quält alle Sterne, liebt aber eine der Pleiaden; sie jedoch flieht in ihrer Angst vor ihm, ihre Herzensangst und wirre Flucht lassen die Haare lang hinter ihr herflattern. Tiefer ist der Naturmythus, wenn Sol der Verfolger genannt wird und den Stern in jäher Hast am Himmel hintreibt. Als letzte Erzählung sei noch der Mythus der Merope erwähnt: Sie hat einen Sterblichen geliebt, während ihre Pleiadenschwestern nur Götter zu Männern hatten. Darum ist sie ausgestoßen aus der Schwestern Schar, und nur zeitweilig sieht man sie mit dem Zeichen der Trauer, losgelöst von allen anderen Sternen, mit aufgelöstem Haar dahinirren. Ihr Erscheinen bringt jedesmal Unglück, sie kommt, um es anzusagen. (Hygin. fab. CXCII, S. 146 B; schol. ad. German. S. 144 B u. a.) — Dieser Katasterismenglaube ist deswegen auffallend, da er sonst durchweg nur auf Männer bezogen ist. Er muß auf einen Kometen zurückgehen, der die Vorstellung eines weiblichen Wesens (dessen Zier immer der Haarschmuck war) wachrief. Dies ist uns besonders erwähnt von einem Kometen, den die Astrologen Eilethyia hießen. Er hat nach Hephaestion (a. a. O. 24) das Antlitz einer Jungfrau, goldglänzende Haare, sein Antlitz ist mild, die Hauptfarbe schimmert, wie wenn Gold und Silber miteinander gemischt wären. Weibliche Personen werden aber von andern Völkern nie mit dem Kometen in der genannten griechischen Weise zusammengestellt. Dies hängt mit der ganzen Behandlung und Stellung der Frau im klassischen Altertum zusammen. Dagegen finden wir öfters die Seelen großer Männer mit einem Kometen in Verbindung gebracht. Auch hier spielt gleichzeitig ein τόπος des naiven Gestirnglaubens herein, der sich in der Entwicklung eines jeden Volkes zeigt: die Menschen steigen nach dem Tode auf Geisterpfaden zum Himmel auf, oder ihre Seele schwebt sofort zur Höhe und lebt dort weiter verklärt, und was wir als Lichtfunken in der Höhe glänzen sehen, das sind unsere verstorbenen Angehörigen und Freunde. Stirbt nun ein Gewaltiger auf Erden, so steigt strahlend seine Seele auf und stellt, wie auf Erden, so am Himmel, alles in Schatten, bis er in seine ihm bestimmte Ruhestätte am Himmel angekommen ist; und auch dort

Digitized by Google

noch überstrahlt er die kleineren Seelen durch sein Feuer. So sagt die Seelenlehre der Digniten, daß die Häuptlinge nach dem Tode in Kometen, alle übrigen Menschen in Sterne verwandelt würden (J. Müller, Amerikan. Urreligion S. 256). Diese Anschauung sehen wir unmittelbar in Rom entstehen nach dem Tode Cäsars. Als Augustus kurz nach dessen Ermordung die Spiele zu Ehren der Venus Genetrix, der Ahnmutter des julischen Hauses, veranstaltete, flammte ein Komet auf, der nach dem Berichte des Plinius von dem Volke als die Seele Cäsars aufgefaßt und verehrt wurde, die unter die Götter aufgenommen worden sei[1]). Die Auffassung, daß die Seele eines hervorragenden Menschen zum Himmel eile, wird von einzelnen Schriftstellern der späteren Zeit noch vertreten, so wird in vielen Märtyrerlegenden berichtet, daß nach dem Tode des Heiligen ein Komet aufleuchtete, der die Seele des betreffenden war, sie wird verteidigt noch im 16. Jahrhundert bei Bodinus (universae naturae theatrum, Nassoviae 1605, II, S. 221) als angebliche Lehre Demokrits. Und wir begegnen einer ganz verwandten Anschauung noch in der jüngsten Vergangenheit, wenn wir hören, wie kurz nach dem Tode Papst Leos XIII. fromme Leute in Lissabon in dem, in diesen Tagen ungewöhnlich hellen Abendstern, die Seele des verstorbenen Papstes verehrten.

In den genannten Erklärungen wurzelt der Gedanke, daß der Komet ein lebendiges Wesen ist, das plötzlich erscheint und nach einigem Verweilen wieder verschwindet. Nebenher laufen eine Menge materialistischer Deutungen, wonach nur ein Feuer plötzlich am Himmel brennt und wieder verlöscht. Sie liegt den Ausdrücken: Fackel, Lampe, Kerze, feurige Rute, brennender Besen zu Grunde, die neben dem Worte Komet dem Altertum und der Neuzeit geläufig sind. Die Frage nach dem Wesen dieses Wunderfeuers führt einmal zu der rein materialistischen Ansicht, daß es aus dem Urfeuer, dem Feuer größerer Sterne, aus angesammelten Dämpfen stammt, oder daß es ein besonderer Stern ist, der in ungeheuren Umlaufsbahnen regelmäßig wiederkehrt. Diesen realistischen Grundzug tragen die meisten Lehren, welche sich intensiver mit der Ergründung der Herkunft der Kometen beschaffen. Dabei ist die Furcht vor der Erscheinung selbst abgeworfen, das Phänomen wird an sich rein natürlich gedeutet. Dies zeigen uns die Spekulationen der alten

[1]) Die einzelnen Belege darüber habe ich zusammengestellt in meiner Arbeit de stellarum appellatione et religione Romana, Religionsgesch. Vers. u. Vorarb. herausg. v. A. Dieterich und R. Wünsch III, 2 S. 147 ff.

Digitized by Google

Philosophen [1]). Bei ihnen fehlt völlig der Glaube, daß hinter der natürlichen Ursache noch eine metaphysische Veranlassung stehe. Diese nackte Erklärung des Feuers an sich genügt aber dem naiven Volksdenken nicht; die Furcht vor der Erscheinung selbst fördert den Glauben zu Tage, daß hinter ihm ein höheres Wesen stehe, das den Stern den Menschen zur Warnung sendet. Mit der Frage nach diesem Schöpfer tritt uns eine Fülle naiver Vorstellungen entgegen, in denen einerseits die allmählich zum Volke durchgesickerten philosophischen Ideen verwertet werden und andrerseits die früheren anthropomorphen Deutungen weitergehen.

II. Schöpfer und Schöpfung des Sternes.

Bei der höheren Auffassung des Gottesbegriffes mußte bald die Ansicht, daß von Zeit zu Zeit ein furchtbares Wesen aus der Oberwelt hervorstürze und den Menschen in einem ureignen Naturtrieb Böses bringe, als unvereinbar erscheinen mit dem Begriff eines höchsten Gottes, von dem alle Geschicke der Welt abhängen. Ist nun die Gestalt dieser Gottheit dahin erweitert, daß sie über den Sternen waltet, von dort aus über alle Welten herrscht und sich um das Tun und Treiben jedes einzelnen Menschen aufs peinlichste kümmert, so werden die Kometen mit sämtlichen Naturerscheinungen in dieses göttliche Regierungssystem verwoben und zwar speziell der Menschen wegen. Dieser Gedanke lebt von den ältesten Zeiten an bis in die Neuzeit hinein, nur finden sich einzelne Abweichungen im Lauf der Zeit darin, wie man den Boten und den Sender auffaßte. Bei Homer schickt der höchste Gott den Stern, als Wunderzeichen für Schiffer und Krieger; es ist ein Feuer, dem wegen seiner drohenden Form die zur Erde eilende Athene verglichen wird; im Dahinfliegen stieben ringsum Funken von ihm. Der Komet bringt nicht selbst Schlimmes und verursacht es auch nicht, sondern er bringt nur die göttliche Kunde, daß Sturm oder Krieg kommen wird. Es ist dies der Kometenglaube des griechischen und des römischen Volkes bis zu ihrem Untergange geblieben. Von der Person des Schöpfers wird nicht besonders viel gesprochen, es ist selbstverständ-

[1]) Sie legen den Stern aus als Planeten mit periodischer Wiederkehr (Pythagoräer), Vereinigung mehrerer Sterne oder den Zusammenschein zweier Planeten (Anaxagoras, Demokrit, Zeno), Brechung der Sonnenstrahlen in der feuchten Atmosphäre, die gewisse Sterne um sich sammeln (Hippokrates von Chios und sein Schüler Aschylos), brennende Erddämpfe (Aristoteles), Stern in einer dichten Wolke (Strato), in die Höhe getriebene Wolken, die von dem Himmelsfeuer entzündet werden (Heraklides Ponticos), verdichtete Luft (Stoiker).

Digitized by Google

lich, daß nur die Gottheit, die über allen andern steht, einen derartigen Boten haben kann. Die Lichterscheinung selbst gehört zu den vornehmsten Prodigien, sie muß von Staatswegen Sühnung erfahren, um das drohende Unglück fernzuhalten, das durch diesen Boten verkündet wird. Sein Kommen zeigt, daß das Verhältnis zwischen dem Gott und den Menschen getrübt ist, daß die Gottheit zur Strafe schreitet und dieses vorher durch ihren Boten ankündigt. Die Strafe kann aber vermieden werden, wenn öffentliche Sühnung des Vergehens, worüber die Gottheit erzürnt ist, erfolgt. Woher sie nun diesen Zornesboten nimmt und was dessen eigentliche Natur ist, wird kaum gefragt: die Erscheinung ist da, der Stern ist ein μάντις, ein nuntius κατ' ἐξοχήν in der naiven Volksanschauung des Altertums.

Auch bei den Christen der älteren Zeit tritt uns diese allgemeine Auslegung vor Augen. Nach Augustin, Origenes, Johannes Damascenus sind es Sterne, die Gott zu ihrer Zeit neu erschafft, sie haben keinerlei Verwandtschaft mit den übrigen Himmelslichtern, die im Anfang der Weltschöpfung von Gott gemacht worden sind, weder mit den Fixsternen noch mit den in tiefer liegenden Sphären schwebenden Planeten. Sie werden von ihm gesandt, um schwere Ereignisse auf Erden zu verkünden. Von den späteren wird diese kurzgefaßte Ansicht weit ausgebaut. Als Grundmotiv, warum Gott den Stern schickt, ist sein Zorn vorweg gestellt. Bei der Begründung der göttlichen Aufregung werden verschiedene Gesichtspunkte befolgt, von denen wir die wichtigsten hervorheben: So sagt man, Gott ist über alle Menschen, Heiden und Christen, Gute und Böse ohne Ausnahme ergrimmt, weil sie den in seinem Worte ausgesprochenen Wünschen ungenügend nachkommen [1]). All-

[1]) Diese Auslegung zieht sich durch eine Menge von Cometenschriften als Leitmotiv hindurch, den Hauptgrund bilden für sie die allgemeinen großen Sünden und das Lasterwesen in der Welt. Ich möchte einige charakteristische Äußerungen von frommen Eiferern zur Beleuchtung hier anreihen: so sagt M. C. Neumann, Des Noah Regenbogen und der itzt brennende Comet, Breslau 1681, S. 29: „Er ist wahrhafftig ein Bothe/ welcher den Zorn Gottes und selbst die ewige Verdammnis ankündigt/ einmal allen Epicurischen Verächtern und Spöttern Gottes und seiner unbegreiflichen Wercke. Denn sehet/ Gott weiset sich itzund in diesem neuen . . Stern der gantzen Welt/ er saget uns daß Er noch lebe/ daß Er noch über uns sey/ und daß Er noch alles sehe/ was die machen/ die auf dem Erdboden wohnen." Noch schärfer tritt dieser Glaube in folgenden Äußerungen auf: „Ist Gott gerecht/ so müssen/ auf große Sünden/ große Straffen einbrechen. Man mag ihn nicht länger

Digitized by Google

gemein kehren folgende Benennungen des Sternes wieder, die alle die herbe, düstere Lehre des finsteren Rachegottes widerspiegeln: Zorn-Bote Gottes, Zorn-Flamme, Zorn-Fackel, Zorn-Ruthe, Zorn-Zeichen, brennende Fackel seines gerechten Zorns und Grimms, Gottes-Ruthe, Gottes brennender Besen, Christ-Ruthe, Himmels-Ruthe, Rach-Schwert, so zum Streich bereit ist, heißer Topf, der überläuft (hier ist das Zeichen, das Jer. I v. 11—13 erwähnt wird, immer als Komet aufgefaßt).

Auch aus den Kometengebeten des 16. und 17. Jahrhunderts klingt dieser Grundton. Folgendes ist z. B. in dem Kometengebet erhalten, das 1681 als Flugblatt erschien[1]): Gott ist erzürnt, er hat sein Schwert gewetzt und seinen Bogen gespannt. „So hat der Himmel herfür gegeben und uns für Augen gestellet underschiedliche Kometen/ einen nach dem andern. Das sind alles ernsthaffte Zornzeichen/ Gottes dräuender Finger/ eilende Warnungen und gewüsse Vorbotten künftiger unaußbleibender Straffen . ." Angezündet ist sein Zorn durch die Sünden der Menschen, besonders durch ihre Unbußfertigkeit und Verstockung, die nie so groß war wie gerade jetzt. Diese harte Lehre bricht vor allem in der Auffassung des Kometen als Gottes Abgesandten durch; wie im Altertum, so ist er auch bei den Christen durchweg der Bote Gottes. Entsprechend der griechisch-römischen Deutung bringen dies folgende Beinamen zum Ausdruck: Himmlischer (Himmelskönigl icher) Ambassadeur, Himmels-Both, harter Both, zorniger (Zorn-) Bote, Diener und Knecht Gottes, Gottes Herold, Himmels-Prophet und Bot des zornigen Gottes, Seraph cum gladio vibrante. Ich wähle aus der Unmasse von

anhören/ wenn er mit freundlichen Lippen predigt/ darum muß er Cometen/ Pest und Cartaunen zu Predigern beruffen/ und mit einer so feurig-langen Zungen/ Rache/ Blut und Tod über die Gott-vergessende Welt ausschreyen" (Theophilus Antiscepticus Verwerffung des Cometen — Gespötts 1681, S. 65). Ebenso sagt Garthius (Pragerische Cometenpredigt 1619, nicht paginiert): „Erstlich sind sie ein starckes und gewisses Zeichen Göttlichen Zornes' und vieler großen straffen und Plagen/ welche über uns Menschen/ umb unser großen und schweren Schuld und Missetat willen/ ergehen sollen . . . . und zwar sind die Sünden so stark/ daß nicht wunder were/ wenn schon Gott die Prägerstädte/ und das gantze Land/ wie Sodoma und Gomorrha/ umbkehrte und verderbete." In demselben Sinne werden anderwärts die Cometen Gottes Sturmglocken genannt, „der Stern ist sein erschröcklicher Zetter-Schreyer, der da zetter/ wehe und mordio schreyet über diese arge Welt" (Nicolaus List, Zetter-Schreyer in einer Cometen-Predigt, Darmstadt 1681, S. 9).

[1]) Wohl verfaßt von Barth. Anhorn, Wachende Rut am Himmel, Zürich 1681, wo es ebenfalls abgedruckt ist im Anhang.

Digitized by Google

typischen Beinamen nur diese aus und kann mir eine genaue Verweisung auf ihre Verwendung des Raumes halber ersparen, da sie in den Kometenschriften durchaus übliche Bezeichnungen sind.

In der bis jetzt geschilderten Lehre kommt mit dem Sterne Verderben für jeden ohne Ansehen der Person oder des Berufes, und die Kraft der Menschen ist zu gering, um die Gewalt des göttlichen Zorns brechen zu können. Wir haben den düsteren mittelalterlichen Gottesbegriff, nach dem Gott von den Menschen Übermenschliches verlangt und ergrimmt die Menschen zu vernichten kommt, da sein Wille nicht erfüllt wird. Darum wachen jedesmal, wenn ein neuer Stern kommt, die Gedanken von dem Weltende auf, in dem alle Menschen als unwürdige Geschöpfe Gottes vernichtet werden. Das stand nun im bösen Widerspruch zu der Lehre der alleinseligmachenden Kirche, denn ob der Lehre des allgemeinen Menschentodes mußte jeder Christ an der Verheißung von der Vergebung der Sünden und einem seligen Leben nach dem Tode zweifeln. Über diese Hoffnungslosigkeit halfen einige Einschränkungen der harten Zorneslehre weg.

Man betonte, daß Gottes Zorn allerdings der ganzen Welt drohe, daß man ihn aber von sich abwälzen könne durch aufrichtige Reue über die Sünden, die man je begangen habe. Es ruft also der Stern zur Buße, ist eine Buß-Ruthe, ein Buß-Prediger für die ganze Menschheit, wer sich daran kehrt, wird von dem Strafgericht verschont bleiben. Auch diese naive Anschauung ist weit verbreitet, charakteristisch dafür ist z. B. folgender Ausspruch von Prätorius (iudiciolum Asteriae, abgedruckt von Serlin a. O., S. 206): „Hier hätten wir also noch mehr Zeit/ ... dem Grundgütigen Gott in die Zorns-Ruthe zu fallen/ und Abbitte zu tun/ wegen des eingebrocketen/ damit wirs nicht dörffen außfressen: Sondern der versöhnete Gott auß Gnaden unsere Sünde wolle hinter sich in die Tieffe des Meeres werffen/ oder denen Heyden/ die ihn nicht kennen/ lasse die Grund-Suppe und Hefen ausfauffen." Andere lassen die freundlichen Bemerkungen über die Ablenkung des göttlichen Strafgerichtes auf die noch Böseren und reden allein von den Christen, die insgesamt Buße tun sollen in Sack und Asche; das beste Schutzmittel vor der niederfallenden Strafe sind Gebete. Non est hora Veneris et Bacchi sed cineris et sacci schließt so ein Cometenflugblatt aus dem Jahre 1664. Dieses ist die am meisten verbreitete Meinung von der Kometen Herkunft und den Motiven, welche Gott zu seiner Erschaffung veranlassen; sie fand auch noch im 18. und 19. Jahrhundert vielfach ihre Anhänger. Wir begegnen ihnen nicht nur in

Digitized by Google

Predigten, Gebeten, Bußrufen u. a., sondern in fast allen Abhandlungen, die von der Kometen Natur, Auslegung und Folgen handeln. In ihnen ist meist von frommen Freunden am Anfang ein Gedicht voraufgeschickt, das des Autors gerechte christliche Gedanken lobt und eindringlich auf den bösen Himmelsgast hinweist. Als typisches Beispiel hierfür lasse ich folgenden Spruch aus F. Lips, cometographia Francogallica, Rotenburg a. d. T. 1681, folgen:

Schau die Wunder-Fackel-Kertze!
Sünden-sichres Menschen-Hertze!
Ach bedenke, ach erkenne
Wie sie an dem Himmel brenne,
Und um deiner Boßheit wegen,
Dir zur Straffe eil entgegen,
Letzet doch mit Buß zusammen,
Löschet diese Zoren-Flammen,
Daß o Teutsche Landes Erde
Gottes Grimm gemildert werde,
Der uns drauet mit Cometen,
Buß und Betens ist von Nöten.

Wie im Altertum so ist auch bei den Christen die Meinung über das Wesen der Cometen dahin geteilt, daß man bald ein lebendes Wesen, einen wirklichen Engel, der auf Gottes Geheiß in dieser Gestalt kommt, bald, oder ein einfaches Feuer. Die Anhänger der ersteren Lehre finden sich nur vereinzelt, dies hat seinen Grund darin, daß gerade in späterer Zeit die Kopf-Kometen außerordentlich selten waren. Die beobachteten Kometen sind zumeist Schweif- oder Hornkometen, die ihrem Äußeren nach wohl an einen Drachen, nicht aber an ein menschenähnliches Wesen erinnern konnten. Zudem ist seit dem Kampfe mit den Lehren des Origenes nur selten der schüchterne Versuch gemacht worden, die verketzerte Lehre von der Gleichstellung von Seele — Engel — Stern auszusprechen. Wir müssen jedoch in Bezug auf die Kometen bei vielen diese Anschauung feststellen; viele gebrauchen das Wort Bote und Prophet nicht in übertragenem Sinne, sondern in seiner vollsten Bedeutung. Dies zeigt der ausdrückliche Kampf, den viele gegen die Anwendung dieser Ausdrücke führen. Ihre Hauptstütze haben die Verteidiger der Behauptung, daß Komet und Engel identisch seien, in dem Stern Christi, der von ihnen dem Kometen gleichgesetzt und als Engel aufgefaßt wird (s. Chrysost. homil. in Matth. cap. 2 und von späteren O. Casmannus Astrologia, Frankf. 1599 S. 571); andere haben ihn als ein Knäblein mit Kreuz interpretiert (Anhorn a. a. O., S. 20) oder als die Himmelsjungfrau mit einem Kna-

Digitized by Google

ben (= Seele Christi) im Arm (D. Flisco, Decas de fato . . Frankf. 1665, S. 208 f.). Dementsprechend faßt z. B. Cornelius Gemma (de naturae divinis characterismis, Antw. 1575, II S. 130) den Stern von 1572 als ein metaphysisches Wesen, das sich gewissen Gesetzen der Himmelskörper angepaßt habe und in kreisartiger Umlaufsbahn in seinen Himmel zurückkehre. Er müsse ein Engel und Vorbote Gottes, wenn nicht Gott selbst sein. Da aber das Licht selbst nicht mit der gewohnten Gestalt eines Engels verteidigt werden konnte, sahen andere nicht den Stern an sich als ein überirdisches Wesen an, sondern behaupteten, daß hinter ihm, dessen eigentliche Substanz Feuer sei, ein Bote Gottes stehe, der das Feuer entzünde und auf Befehl Gottes dahin stelle, von wo es allen Menschen sichtbar sei. Hierbei lebt die im Mittelalter weit verbreitete Auffassung weiter, wonach die Sterne Flammen sind, getragen von Engeln, oder Kugeln, zur Nachtzeit am Himmel hingerollt von ihnen. Es ist dies ein heute auch noch weitverbreiteter Naturglaube, daß himmlische Geister mit Lampen oder Fackeln in der Hand zur Nachtzeit am Himmelsgewölbe herziehen, der auch auf die Meteore übertragen ist, welche als Lichtbündel in deren Hand gedacht werden (Frazer, The golden bough, Bd. I² S. 22); für alle Sterne auf christlicher Seite noch ausgesprochen von J. Weigel, speculum Uranicum 5, D. 4. Die Engel sind gefesselt an ihre Tragsterne und werden beim Zusammensturz des Himmels, wenn ihre Sterne auch niederstürzen, erlöst. Dies findet sich mit Beziehung auf die Kometen im 16. u. 17. Jahrhundert öfters ausgesprochen mit der weiteren Unterscheidung, daß es gute Kometen gäbe, welche von guten Engeln, und böse, welche vom Teufel regiert seien (J. C. Wagener a. a. O.). Ähnlich wird dieser Sternlenker redend eingeführt in Gedichten, so läßt z. B. H. Blumner, Eigentliche Entwerffung jener . . Sternruthen, Basel 1681, den Kometen S. 11 ff. dieses sagen:

Ach mein Gott/ nimm mich nun hin!
Decke mich mit einer Wolke/
Ich genug gespottet bin
Von dem argen Sündenvolke!
Ob ich gleich die müde Nacht
Hab mit eilen zugebracht:
Könt ich doch der Sünderhauffen
Nicht ereilen und erlauffen.

Ob gleich meiner Fackel Strahlen
Fast den Himmel zugedecket/
Ob ich gleich sie offermahlen
Angezündt/ und aufgestecket
Meiner Rechten ungeheur
Anzusehen voller Feur.
Könt es doch den blinden Augen
So gar nicht zur Buße taugen.

Die weitere Nachforschung nach der Beschaffenheit und dem Ort dieses Lichtes selbst förderte eine Menge von naiven Deutungen zu

Digitized by Google

Tage. Die fromme Unterdrückung jedes Nachdenkens durch die Worte: „Wenn Gott will, brennt ein Komet“ (Luther u. a.), genügte der naiven Denkweise des Volkes nicht. Wir stoßen auf sehr verschiedene Behauptungen, die die Schaffung des Kometen im speziellen berücksichtigen. Als die einfachste Form können wir folgende Anschauung festlegen: Gott wohnt in seinem Himmel, wie die Menschen in ihren Häusern. Unsichtbare Fenster (nach andern sind die Sterne runde Gucklöcher, durch die man von oben zur Erde sehen kann) lassen ihn das Treiben der Menschen von dort aus genau beobachten. Sind nun die Menschen sehr schlecht geworden, dann zündet Gott eine blutrote Fackel an einem Himmelsfenster an. Diese steckt oben im Himmelsfenster fest und hängt fahnenartig aus dem inneren Gottesraum heraus, das Material derselben ist ganz ähnlich gedacht, wie das der Menschenlichter. Danach heißt der Komet Gottes angezündete Unglücks-Fackel, seine brennende Fackel, Trauer-Kerze, schrecklich brennende Kerze Gottes, feurige Rute, feurige Zucht- und Strafrute. Die Worte des Kapuziners in Wallensteins Lager: Und aus den Wolken, blutigrot, | Hängt der Herrgott den Kriegsmantel 'runter. Den Kometen steckt er, wie eine Rute, | Drohend am Himmelsfenster aus — begegnen uns als wirkliche volkstümliche Ansicht des 17. Jahrhunderts in den mannigfaltigsten Variationen[1]).

Das Mitwirken der Natur ist dabei ausgeschlossen, Gott hat die Kometen und die neuen Sterne gewissermaßen in einer Schatzkammer zurechtgestellt; dort liegen sie seit Beginn der Schöpfung verborgen. Ihre Materie ist derselben Ursubstanz entnommen, wie die aller übrigen Himmelslichter. Er entzündet sie zur gegebenen Zeit, nimmt sie dann hinweg, wenn

[1]) Ich verweise auf folgende Aussprüche: „An und vor sich selbst aber bleibt der Komet . . . eine brennende Fackel des eifrigen gerechten Gottes/ die er zum Zeugniß seines feuerbrennenden Grimms/ wegen unser Sünde an des Himmels Feste aufsteckt“ (Vertraulich und Erbaulich Cometen-Gespräch, 1665 S. 184); „ist davor fast einmütig von denen nachsinnenden Betrachtern der Wercke Gottes gehalten worden/ es . . . habe Gott der Herr denselben in Gestalt einer Ruthen an die Fenster des Himmels gesteckt (A. Reiser, A. R. Cometes index, dux et index, Hamburg 1861, S. 2; in ähnlicher Weise sagt er (S. 9) Gott habe seine „Straffruthen“ an die Fenster des Himmels gesteckt); „nachdem es Gott . . . gefallen wollen/ abermahl eine leuchtende Fackel an der Feste des Himmels auffzustecken . . . da ist niemand so viehisch gewesen/ der . . nicht . . mit erstaunendem Gemüth dieses neu angezündete Himmels-Licht betrachtet habe (St. Spleissius, Beyläuffiger Bericht von dem jetzigen Cometsternen, bei Serlin S. 2).

Digitized by Google

sie zur Warnung und Erleuchtung der Menschen lang genug gebrannt haben; dann kommen sie wieder in seine Vorratskammer in dem hohen Himmel, um bei Bedarf einst wieder hervorgeholt zu werden. (J. Ph. Hahn bei Serlin, S. 49; M. Dannewaldt, Cometologia, ebendort S. 89.)

Diese naive Auffassung mißfällt denen, welche den Himmel und die Sterne nicht mit so kindlichen Gemütern anblicken, besonders solchen, welche bereits die Vorstellung des festen Himmelsgewölbes, über dem Gott wohnt, als falsch erkannt haben und die Kometen den übrigen Sternen gleichsetzen. Die Behauptung, daß die Sterne und Kometen ihrem Ursprung und ihrer Natur nach gleich seien, hat in dem Lager der christlichen Schriftsteller einen erbitterten Kampf verursacht. Wir finden daher neben der Lehre, Gott schaffe ihn zu seiner Zeit aus nichts, das Gegenteil, daß Gott mit den übrigen Himmelslichtern auch die Fackeln am 1. Tag erschaffen und sie für besondere Zwecke aufbewahrt habe in dem oberen Himmel. Er hat sie dort so lange verborgen, bis er die Gottlosigkeit auf Erden nicht mehr aushalten kann, dann brennt er sie der unteren Welt zur Warnung und Erleuchtung an und hängt sie hernieder (J. Richter, meridionalis nuncius, Leipzig 1664 auf dem Titelblatt). Dann nimmt er sie wieder herauf, wenn sie die Menschen in Schrecken gesetzt haben, und verbirgt sie so lange, bis die Menschen wieder zu gottvergessen sind (List. a. a. O. S. 6). Andere sprechen Gott sogar diese Tätigkeit ab und behaupten, er habe diesen Sternen von Anfang an eine ganz besondere Natur eingehaucht: Sie sind zwar von Gott geschaffen am Weltanfang aus der Himmelssubstanz oder dem Wasser oder der Veste, welche mit Licht gemischt wurde, während die Sonne und die immer sichtbaren Sterne aus dem Lichte des ersten Tages gemacht sind, aber es ist ihnen noch eine irdische Substanz von Gott beigegeben worden (A. Trew, Gründliche . . Beschreibung des jüngst . . . erschienenen Kometen, Nürnberg 1665, S. 17, 45). Sie sind hoch oben unter den Sternen verborgen und werden auf seinen Befehl herabgelassen (M. List. a. a. O. S. 6), oder es liegt in ihnen praedestiniert, daß sie von selbst zu gewissen Zeiten vor die Augen der Menschen kommen. Sie laufen dunkel unter den übrigen Sternen umher, bis sie nach Gottes Willen plötzlich aufleuchten oder von ihm selbst entzündet werden (Dav. Fabricius bei Dannewaldt a. a. O.) [1]).

[1]) Wir erkennen hier Anaximenes wieder, der ebenfalls neben den sichtbaren Gestirnen dunkle Körper umlaufen läßt (Zeller gr. Phil. I[5] S. 246 ff.)

Digitized by Google

Wir haben noch eine dritte Gruppe hervorzuheben, welche Gottes persönlichen Eingriff ganz ausschaltet und die Kometen aus natürlichen Ursachen heranwachsen oder neu entstehen läßt nach ganz bestimmten Naturgesetzen. *Nach dem Gesetze der Notwendigkeit schafft die Natur alle Wundersterne zu ihrer Zeit*, es sind feurige Körper bestehend aus feurigen Gasen, zusammengepreßter und von der Sonne, dem Urfeuer oder den Planeten entzündeter Luft. In dieses Gesetz werden von den Christen alle antiken Doktrinen, wie wir sie oben S. 87 f. kurz berührt haben, die das Wirken einer Gottheit ursprünglich ausschließen, nach und nach hineingezogen und zum Teil recht wunderlich zurechtgeschnitten, da nunmehr über allen Naturgesetzen als letzte Ursache Gott betont wird. Es ist mir unmöglich, sie einzeln hier aufzuzählen, ich will zur Charakterisierung nur kurz die verschiedenen naiven Färbungen, die des Aristoteles Lehre erfahren mußte, betrachten. Nach ihm ist die Erde der uterus mundi, ihre Dämpfe vermögen sehr hoch hinaufzubringen, ballen sich in der Höhe wolkenartig zusammen. Sind eine Menge solcher trockener Dämpfe zusammengelagert, welche infolge ihrer natürlichen Beschaffenheit sich über die feuchten hinaufdrängen, so geraten sie in Brand und bilden den Kometen. Sind die Dämpfe durch das Feuer verzehrt, so ist damit auch die Erscheinung an sich beendet. Diese aristotelische Erklärung spielt unter den natürlichen Auslegungen des Mittelalters und der anbrechenden Neuzeit die Hauptrolle, sie ist jedoch dahin erweitert, daß nach Gottes Willen die Dämpfe nur zu gewissen Zeitpunkten aufsteigen und entzündet werden. Daß Aristoteles der Urheber dieser Lehre ist, wird

---

wir sehen aber noch viele andere griechischen Denker herbeigezerrt und ihre Lehren hineingebeugt in die christliche Weltanschauung. Ihre Theorien werden hervorgesucht und verwertet zum Beweise dafür, daß Gott ein ewig starker Gott sei, der sich mit dem Schöpfungswerk nicht ausgeschaffen hat, sondern der mit väterlicher Liebe immer wieder verbessernd in sein eigen Werk eingreifen und neues schaffen muß. Dazu gehören unsere Wundersterne, die von ihm entweder aus nichts oder aus einer übrig gebliebenen, latent vorhandenen Urfternenmasse neu geschaffen werden. Wir stoßen wiederholt auf diese Ansicht, als Beleg begnüge ich mich die Äußerung Rudrauffens (Christl. Cometenpredigt, Frankf. 1681, S. 9) anzuführen: Ein wahrhaffter rechter ... Komet ist ein göttliches/ himmlisches und sonderliches Werck und Geschöpff Gottes/ außer Ordnung gemacht und geschaffen/ ein übernatürliches Gemächt durch den Finger Gottes formiert und bereitet,' und an den Himmel unter die Stern gesetzt. — Er benutzt, wie gesagt, eine hierzu besonders aufbewahrte Urmaterie; dieselbe ist in der Milchstraße aufgespeichert. Statt dessen lassen andere kleine Sterne von Gott zu einem großen Stern zusammengeballt werden.

Digitized by Google

meist nicht berücksichtigt, sondern diese Entstehung wird als vollgewisse Tatsache hingestellt; so sagt z. B. Garthius a. a. O., S. CIII: „nach Gottes willen werden die Cometen zur gewissen Zeit, aus den zechen/ dicken/ metallarischen und schweflichten Dämpffen und Dünsten der Erden/ droben in der Höhe wie eine große Glut und Flamme/ formiert und gebildet/ nach seinem Willen/ so lange es ihme gefällig/ sustentiert und erhalten/ von einem Ort zum andern ... geführet/ und endlich auch wiederumb verzehret und ausgeleschet werden." Die Dämpfe selbst sind anderwärts noch viel genauer spezifiziert, ihre ganze Mischung etwa einer Raketenzusammensetzung verglichen, ebenso ist genau festgelegt, aus welchem Erdteile sie hervorkommen. Eine ganz neue Auslegung erfinden mehrere fromme Eiferer, die sie von der Kanzel herab ihren Gläubigen vortragen; danach rührt die Kometenmasse nicht von den Ausscheidungen des Erdkörpers her, sondern von den Sünden der Menschen, welche als böser Rauch zum Himmel aufsteigen, dort sich zusammenballen zu einer Kometenwolke. Hier wird nun stets vorweg genommen, daß die Laster auf Erden gerade in der Zeit des Kometen schrecklich überhand genommen haben, überall herrscht Unzucht, Hurerei, Blutschande, Aufruhr, Verräterei, die Hure Babylon treibt toller denn je ihr Unwesen: und diese Sünden steigen, wie vor der Sintflut, oder zur Zeit Sodomae und Gomorrae zum Himmel auf als ein böser Rauch, bleiben zwischen Himmel und Erde stehen und sammeln sich zu Haufen. Diesen bösen giftigen Wust steckt dann Gottes Zorn an, so daß er zur Erde niederstürzt auf die Köpfe der Menschen und ihnen den schwersten Schaden bringt (J. Richter a. a. O., S. C.)[1]).

[1]) Bereits im Altertum war Aristoteles scharf zurückgewiesen worden; man machte geltend, es sei ausgeschlossen, daß irdische Dämpfe die Atmosphäre der Erde überschreiten und in den Himmelsraum gelangen könnten, wo doch die Kometen tatsächlich stünden. Die Späteren halfen sich auf zweifache Weise, um die Lehre des anerkannten Griechen zu halten. Einerseits gab man der Natur Helfershelfer in der Gestalt von Engeln, welche die Dämpfe von der Erde zum Himmel tragen und dort zusammenlegen, damit sie von der Sonne erleuchtet werden; die Masse selbst wird von diesen Engeln dorthin gerichtet, wohin Gott sie haben will, um den Menschen Schrecken einzujagen. (Noch vertreten von Keckermann a. a. O., S. 690.) Andererseits nahm man nicht Erddünste an, sondern schrieb den Planeten, besonders der Sonne, und den Fixsternen Ausscheidungen zu, ja man wies an der Farbe der Kometen genau nach, welcher Stern seine Hauptmasse hergegeben habe. Gerade dieser Ausbau der Aristotelischen Ansicht hat so unendlich viel Vertiefung erfahren, daß es ausgeschlossen ist, in kurzen Zügen hier ein Bild davon zu entwerfen, besonders da wir sowohl einer rein materiellen Scheidung begegnen, wie es die

Digitized by Google

Meist ist aber Gott völlig bei Seite geschoben und die Entstehung ganz nach den antiken Vorbildern erklärt. Da hier aber durchweg gelehrtes Gut vorliegt, kann ich sie übergehen und zu den weiteren Deutungen übergehen, welche die Herkunft der Kometen veranlaßt hat. Aus dem Orient war den Griechen und Römern mitgeteilt worden, daß die mächtigen Planetengötter die Kometen schaffen und als Boten der Erde senden. Ursprünglich hat wohl die oft vertretene Ansicht zu Grunde gelegen, daß die Sternwesen Kinder erzeugen und gebären; nun sind nach dem Glauben des Orients die mächtigsten Sterne die Planeten, mithin müssen ihre Kinder weit die anderen Sterne überstrahlen und auf Erden Schrecken verursachen. Später wird dieser Gedanke durch astrologische Doktrinen so erschüttert, daß kaum etwas naives volkstümliches mehr durchschimmert. Das Mittelalter hat aber einen weiteren Schöpfer erdacht: Wie die Planetengeister unabhängig von einer höheren Gewalt vermöge ihrer gewaltigen Macht ihre eignen Diener senden, um zu zeigen, was von ihnen der Welt bevorsteht, so schafft nach der mittelalterlichen Dämonenlehre der Teufel die Kometen. Dieser Glaube hatte eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich, denn einmal wurde fast nur Böses im Gefolge des Kometen aufgezählt, mithin mußte er ein Werk böser Mächte sein. Ferner war nach christlicher Lehre (Ephes. II, 2. VI. 12) Satan der Herrscher der Luft. Da er von Gott die Möglichkeit bekommen hat, Eingriffe in das menschliche Leben zu tun, kann er und seine bösen Dämonen die Luft mit giftigen Dämpfen erfüllen und daraus den Kometen schaffen (Keckermann a. a. O.). Man schreibt ihm selbstredend eine teuflische Freude zu, wenn es ihm gelungen ist, durch seinen Eingriff in die natürliche Ordnung der Dinge die Menschen zu quälen; so triumphiert er schon vorher, wie die Türken vor der Schlacht, um die armen Menschen zu erschrecken, nicht allein in einem Kometen, sondern auch in anderen Schreckmissen: „dadurch werden die armen Leut perturbiert, daß sie nicht gewußt, wo sie dran sind" (Trew. a. a. O., S. 44 f.).

angedeutete Auffassung ist und einer rein ideellen, wonach die Planeten mächtige Geister sind, welche selbst die Kometen schaffen. Diese Zweiteilung läßt sich aber auch im Altertum nachweisen, die letztere Auslegung, die auf Nechepso und Petosiris zurückgeht, hat in dem ausgehenden Altertum die größte Anerkennung gefunden. Sie ist dann noch weiter als sie uns bei Johannes Lydus entgegentritt, ausgebaut worden, von den Arabern und den mittelalterlichen und neueren Astrologen, für welche diese Lehre die allein maßgebende Wahrheit ist.

Digitized by Google

Als weitere metaphysische Schöpfer werden Geister höherer Ordnung (nicht Engel) genannt, die in der oberen Luft ihre Wohnung haben. Die Veranlassung ist für sie die Kenntnis der menschlichen Zukunft, die sie dem Menschen aus eignen Gründen eröffnen wollen, sie wissen das kommende Geschick, Unglück, Tod oder Sterben, Krieg oder Hungersnot und zeigen dieses durch den Stern an. Sie nehmen ihn aus dem Himmel herab, formieren ihn zurecht in einer Weise, die allen Menschen fremd und wunderbar vorkommen muß. Je nachdem sie die Zukunft bedeuten wollen, führen sie ihn hoch am Himmelsgewölbe oder unter dem Monde (Paracelsus de meteor.: ed. Hus. op. VIII, S. 258). Die Geister sind die Fata der Menschen und stehen selbst in Verkehr mit besonders begnadeten Sterblichen, den Magi, welche aus dem Weg des Sternes und seinem Standorte scharf das Kommende herauslesen. Es gibt verschiedene Arten solcher Geister, z. B. ein Fatum der Herren, der Geistlichen, der Laien u. a.; und jedes Fatum hat die Fähigkeit und das Recht, einen Kometen zu schaffen und ihn so zu formen, daß er den einzelnen Ständen das kommende Unheil ansagen kann. Also aus Höhe und Form der Kometen ersieht der Magus, welches Fatum den Stern schickt (Paracelsus op. omn. VIII, S. 94). Es können sich aber mehrere Geister zusammentun, um einen Kometen gemeinsam zu schaffen; naturgemäß ist sein Stand um so höher, je mehr Geister bei seiner Erschaffung mitwirken, und sein Aussehen um so schreckhafter. Gilt aber der Komet als Präsagium für alle Stände und soll er der ganzen Welt ein Ereignis mitteilen, so müssen bei seiner Erschaffung alle Geister Hand anlegen, und sein Standort ist der höchste von allen anderen Wundersternen: So war der Stern Christi, der der ganzen Menschheit die Geburt des Mächtigsten der Welt unter dem Himmel angab, der höchste Komet, geschaffen von den Geistern, daß er dieses gewaltige Ereignis verkünde (Paracelsus a. a. O., S. 332).

Als letzter Schöpfer, den die menschliche Phantasie sich ausdenken konnte, blieb der Mensch übrig. Naturgemäß mußte dies ein solcher sein, der durch geheime Wissenschaften Macht über den Himmel und dessen Bewohner ausüben kann. Alt ist ja der Gedanke, daß Zauberern Gewalt über Mond und Sterne gegeben ist, und daß sie dieselben zu ihren Diensten verwenden können. So müssen dieselben auf ihren Befehl zur Erde herabsteigen und dort Botendienste verrichten, müssen im Interesse des Herabbannenden die ihnen eigenen himmlischen Geheimkräfte und Einflüsse gegen besonders bezeichnete Menschen verwenden. Oder, wenn die Sterne

Digitized by Google

als Feuer gedacht sind, vermag der Magier durch seine Zaubersprüche Feuer aus ihnen herauszuziehen, es zur Erde herabzubannen und in eine magische Form einzuschließen. Dem Altertum ist diese Ansicht ziemlich geläufig gewesen, aber niemand ist so weit gegangen, daß er nun dem Zauberer die Kraft zugesprochen hätte, diese herausgezogenen Sternfeuer zu einer Form zusammenzuschmieden in der Luft und als ein Zeichen seiner Macht erscheinen oder durch ihre verschiedenartige Zusammensetzung den verhängnisvollen Einfluß ausüben zu lassen, den der Zauberer wünscht. Auch im Mittelalter fehlt diese Auslegung, nur Paracelsus spricht sie aus; nach ihm ermächtigt die scientia magica den Kenner, die einzelnen exhalationes aus den Gestirnen zusammenzubringen und daraus einen Kometen zu bilden, der dieselbe Macht hat, wie ein von Gott Gesandter (Erklärung der gantzen Astronomey: op. omn. X, S. 415 f.). Er muß an einer anderen Stelle noch schärfer diese Meinung ausgesprochen haben, die ich leider nicht auffinden konnte. Nach Longomontanus (astr. dan. app. S. 6) soll nämlich Paracelsus als obersten Zweck dieses Zauberers ausgesprochen haben, daß er bösen Einfluß auf die Menschen ausüben wolle; er vereinigt nach Longomontanus nicht die Exhalationes, sondern bewirkt, daß aus den Sternen Samen auf einen anderen — besonders auf Venus — träuft. Diese wird dann, ohne daß sie sich gegen den unheilvollen Einfluß zu wehren vermag, schwanger und gebärt den Kometen. Da nun die Sterne rein und keusch sind, muß dieses gewaltsame Produkt Ehebruch, Unzucht aller Art, Krieg und sonstiges Elend der Welt bringen.

Wir schließen unsere Betrachtung über die verschiedenen Resultate, zu denen der menschliche Geist bei dem Nachdenken über die Herkunft der Kometen gekommen ist, und wenden uns zu einer kurzen Skizzierung der Folgen, die seinem Erscheinen zugeschrieben wurden.

III. Die Folgen der Kometenerscheinung und ihre Abwehr.

Entsprechend den mannigfachen Meinungen, die über das Wesen und die Herkunft der Kometen aufgestellt wurden, haben wir bei den Folgen zu bedenken, ob dieselben unmittelbar von dem Sterne selbst gebracht oder ob sie von ihm nur angedroht und erst nach seinem Verschwinden erfüllt werden. Diejenigen, welche in ihm ein dämonisches Wesen erblicken, verknüpfen damit die Vorstellung, daß das schreckliche Phänomen erscheint, um sich selbst etwas von der

Digitized by Google

Erde zu holen, was den Menschen wehe tun muß. Am besten kennzeichnet uns diese Angst der Glaube der Bororo, den diese von den Meteoren haben (Karl v. d. Steinen, a. a. O. S. 514 ff.). Nach ihnen kommt ein solches, um sich „Jägerfleisch" zu holen und einem des Stammes die Dysenterie zu bringen. Das strahlende Wunder kann es nicht auf einen gewöhnlichen Eingeborenen abgesehen haben, sondern es sucht sich ein vornehmeres Opfer, einen der Häuptlinge. Der Naturmensch begnügt sich aber nicht damit, gelähmt vor Entsetzen die Ankunft des Ungetüms auf die Erde abzuwarten und es willenlos geschehen zu lassen, daß einer der Besten von jenem entführt wird. Er sucht durch anhaltendes Geschrei und Waffenlärmen jede außergewöhnliche Himmelserscheinung zu verjagen oder durch freiwillige Opfer die drohende Gefahr abzuwenden. Ich erinnere nur an die Gebräuche der Naturvölker bei Sonnen- und Mondfinsternissen, beim Aufgang des Sirius, wo der unheilvolle Einfluß mit Waffenlärm und Zuruf oder durch Opfer gebrochen werden soll. Charakteristisch ist für uns die Art, wie die genannten Bororo das Meteor verjagen und seinen Einfluß brechen: Ein gellendes anhaltendes Geschrei erschallt bei seinem Aufleuchten, sämtliche Bewohner stürzen aufgeregt nach dem Lagerplatz hin, wo folgende Vorkehrungen zur Abwehr des schrecklichen Gesichts getroffen werden: Ringsum werden große Feuer angesteckt, um einmal schon durch die Beleuchtung des Ortes das Untier, wie die wilden Tiere des Waldes zu verscheuchen. Hinter diesen hocken gruppenweise Männer, Weiber, Kinder nieder; in die Mitte des von Feuern grell erhellten Platzes treten dann zwei Zauberer, die in größter Ekstase die Beschwörung und Verscheuchung vor sich nehmen. Unter krampfhaften Verzuckungen heulen sie drohend zum Himmel ihr ué uán uán, schütteln sich und blasen gegen die Sterne. Der Höhepunkt der ganzen Handlung ist das Wegqualmen des bösen Gastes durch ein Bündel Maiszigaretten; der Häuptling und die angesehensten des Stammes werden dann in den Kreis hereingezogen und durch Anblasen, Anspucken und Betasten gefeit gegen den Angriff des Dämons. Damit ist die Herabkunft desselben unmöglich oder belanglos geworden, triumphierend heult der Chor ein einstimmiges huhá, und die ganze Nacht durch erschallt der Arvegesang im Lager.

Aus dem Altertum selbst und der Neuzeit sind mir keine entsprechenden Gebräuche bekannt, die dieselbe kindliche Auffassung erkennen lassen, daß durch menschliches Lärmen der Cometendämon verscheucht werden kann. Vielleicht ist sie aber dem mittelalterlichen Denken

Digitized by Google

doch nicht fremd gewesen. So wird dem Papst Kalixtus III. zugeschrieben, daß er den Kometen, der 1456 mit ganz außergewöhnlichem Glanze gesehen wurde, in den Bann getan habe und das Läuten der Mittagsglocke gegen ihn angeordnet habe (Literatur bei: A. Kneller, Ztschr. f. kath. Theol. 28 (1904), S. 404). In den Berichten, welche den Drachen oder den Satan dem Sterne gleichsetzen, werden nur die verheerenden Folgen erwähnt, die er brachte, als Abwehr wird nur vereinzelt angegeben, man solle das Haus, über dem er sichtbar ist, mit Weihwasser einsegnen (Schlossar, Germania 36, S. 389). Der Gebrauch des Glockenläutens ist allerdings später immer üblich gewesen; ursprünglich ist zweifellos, wie Gewitter und Blitz, auch der Komet weggeläutet worden, später wird das Glockengeläute nur zum Einläuten des angesagten Kometen-Bußtages genannt. Die Abwehr des Kometeneinflusses wird, wie gesagt, kaum versucht; ist der Stern als Lebewesen gedacht, so kann seiner Gewalt niemand widerstehen: weder wenn er als Drache zuletzt sich auf die Erde stürzt, noch wenn er als Satan Verderben, Tod, Krieg und Pest aus seinen Flammenhaaren auf die Erde wirft.

Schärfer sind die einzelnen Folgen, die er hat, ausgeführt, wenn er als selbständige Flamme mit eigner Umlaufsbahn oder nach Naturgesetzen immer wieder neu entstanden gedacht ist. Die alten Mexikaner betrachteten z. B. den Kometen als den Verursacher von Hungersnot, weil er mit seinen Strahlen in die Körper von Tieren eindringe. Diese verwandeln sich dort in Maden und machen das Fleisch ungenießbar (R. Andree, Ethnogr. Parallelen I, S. 113). In ähnlichem Sinne wird ihm von Aristoteles ein sehr bedeutender natürlicher Einfluß auf die Atmosphäre und auf das Erdinnere zugeschrieben. Da ja nach ihm die Kometen eine zusammengeballte Dunstmasse sind in der obersten Luftregion, so muß naturgemäß die Verbrennung derselben eine Austrocknung der Luft verursachen, die Feuchtigkeit wird von ihr verbraucht zum eignen Brande. Mithin sind vor allem Trockenheit auf Erden, furchtbare Stürme in der Luft in erster Linie mit dieser Erscheinung verbunden (meteor. I, 7. 8 ff.). So weiß er von einem Sturmwind zu berichten, der über dem ganzen korinthischen Meerbusen furchtbare Verheerungen anrichtete, als zur Zeit des Archon Nikomachos ein Komet brannte. Hier nimmt er offenbar einen altgriechischen Volksglauben auf: denn schon bei Homer wird der Sturm im Gefolge dieser Himmelserscheinung genannt, wie ja auch nach griechischer Volksanschauung von Sternschnuppen Sturm gebracht wird.

Digitized by Google

Es ist aber eine viel furchtbarere Begleiterscheinung mit ihm verknüpft: die Austrocknung der Luft verursacht Sturmfluten und Erdbeben. So hat er zwei blühenden Städten in Achaia Buris und Helike den Untergang gebracht. Die Dürre der Luft bringt ferner heißen Sommer und in Verbindung damit Teuerung und Hungersnot (von Aristoteles selbst nur angedeutet), oder harten trockenen Winter (meteor. I, 7. 10). Da der Komet eine kompakte Masse von Erddünsten ist, können aus ihm schwere glühende Bestandteile zur Erde stürzen, wenn zu große Massen zusammenbrodeln; so fiel aus einer solchen Kometenmasse am hellen Tage ein schwerer Stein herunter und schlug in den Ziegenfluß (I, 7. 9).

Dieser griechische Aberglaube war noch in vielen Punkten einer Erweiterung zugänglich, er ist aber zwei Jahrtausende hindurch das Fundament einer gewissen volkstümlichen Auffassung geblieben. Wir finden ihn auch bei den Römern wiederholt erwähnt (ich verweise auf meine Ausführungen in Religionsgesch. Vers. und Vorarb. III, 2 S. 145 f.) Bei ihnen werden als Folgen noch Regen, Gewitterbrünste und im Gefolge damit Überschwemmungen aufgezählt. Die Grundübel, die von dem Stern selbst herrühren, sind also nach griechisch-römischer Anschauung: Hitze, Sturm, Kälte, Erdbeben. Man brauchte nur auf diese Elementargewalten näher einzugehen und man konnte eine Menge von Begleiterscheinungen als notwendige weitere Übel feststellen. Dieses haben die ägyptischen Astrologen in ausgiebiger Weise getan und nach ihrem Vorbilde haben die römischen und arabischen Mathematiker ähnliche subtile Prophezeiungen an den Tag gegeben. Auf ihren Ideen bauen die deutschen weiter auf oder sie geben das antike Gut, ohne die Autoren zu nennen, als eigenes Wissen weiter. Natürlich genügt es hier meist nicht mehr, einfach die Gewalt des Sternes selbst zu betonen, sondern eine Unmenge von mithelfenden Ursachen werden in Betracht gezogen. Letztere haben wir abzustreifen, um dieselbe naive antike Volksanschauung auch in der neueren Zeit noch nachweisen zu können. Was der Grieche nur in kurzen Sätzen als naturnotwendige Folge hingestellt hatte, wird in breitester Weise aufgebauscht. Besonders genaue Betrachtung finden die giftigen Dämpfe, mit denen der Stern die untere Luft erfüllt und so Verderben auf der Erde erzeugt. Diese wallen direkt während seines Brandes von ihm weg, sinken tiefer und tiefer, bis sie die Erde erreicht haben und dort nun Schaden anrichten, oder sie fallen erst wenn der Komet ausgebrannt ist, zur Erde als ein „ungeheurer Dampf, Qualm, Stank und Ge-

Digitized by Google

ruch, der auf die Erdenkinder herunter fällt und groß Elend verursacht" (M. A. Burckhart, Cometen-Predigt, Magdeburg 1618). Man sieht auf Erden diese Dämpfe, deren Hauptbestand Schwefel ist und die Luft vergiftet[1]; ihre erste Folge ist ein böser, dichter Nebel, der sich über die Erdoberfläche lagert (Voigt, Stadischer Cometenspiegel, bei Serlin S. 44 u. 48). Auch bei den neueren läßt sich der Aberglaube nachweisen, daß der Stern Feuermassen bis zur Erde herablassen kann; kommen sie zur Erde, so sind es Metall- oder Steinmassen, die einen intensiven Schwefelgeruch verbreiten, solche werden z. B. vom Jahre 1200 und 1510 erwähnt (Keckermann a. a. O., S. 706); von dem Jahre 1511 berichtet M. E. Ehinger, Cometen Historia, Augspurg 1619, S. 34: „Anno 1511 ist in der Lombardey ein Komet wie ein feuriger Pfaw geflogen / von welchem als er außgeloschen / sein drey stein aus der lufft auf die Erden gefallen / unter welchen der erst 160 pfund / der ander 60 der dritt 20 pfund gewogen". Nach anderen ist aus dem Stern mitunter direkt ein Feuerstrahl los gebrochen, zur Erde niedergeschossen und hat mehrere Menschen getötet (B. Sager, Comet-Sternen, Arau 1577, Bem. zum Jahre 1000), oder der Stern hat bei seinem Untergang Asche ausgestreut. Vom Jahre 1681 ist uns erzählt, daß zu Livorno mehrere Wochen lang eine feurige Säule am Himmel gesehen worden sei, welche endlich solche Feuer-Flammen von sich geworfen habe, daß drei große Schiffe in Brand gerieten und jämmerlich zu Grunde gingen[2]). Die giftigen Dünste selbst geben ferner beim Verbrennen einen giftigen Rauch von sich, der die Luft infiziert und sich von da in verheerender Weise auf Erden bemerkbar macht, sie rufen aber dieselbe Begleiterscheinungen beim Aufsteigen aus der Erde hervor. Es finden sich also entweder vor ihm oder zur Zeit, da er leuchtet, als notwendige Folgen: „Ein große Dürre mit ungeheuren Sturmwinden / welche bald mit Erdbiden den Welt Last erschitten / bald durch Feur-speyende Vesuvios, Aethnas und Heclas außbrechen / bald durch Schwellen / das Meer auffblähn / daß durch notgezwungene Wällen und Gewässer die anligende Stätt und Insulen ersäufft und versenckt werden; Oder aber welche durch großes und anhaltendes Ungewitter der Erd-Früchten Erstickung und Abbruch /

[1]) Besonders erwähnt von dem Kometen des Jahres 396. J. B. Riccioli Almagestum novum, Bononiae 1653, II S. 29.

[2]) Flugschrift aus Luzern 1681: Gewiß und eigentlicher Bericht . . . wie und was gestalten der . . . erschröckliche Comet oder Stern-Ruthe.

Digitized by Google

Land / Vieh / und Leuth Schaden einführen; nicht zwar aller Orthen / sondern allein selbiger Gegend / welche mehr geneigt / fähiger ist das giftige Anwähen zu fassen (Cometa von einem Akadem. Astrophilo, Wien 1681, p. 1 B_2). Dazu kommen Plagen durch die reißenden Tiere, in denen die Dämpfe ihre verhängnisvollen Wirkungen ausüben, durch Heuschrecken, Ungeziefer, ungeheure Kälte, wobei das Meer bis 100 Meilen weit und 30 Ellen tief gefriert (M. Honold, monitor hominum novissimus, Ulm 1681, S. 19). Hunderte von Kometenschriften bringen eine Masse von Belegen herbei für die einzelnen Kometenjahre, und die genannten Schrecknisse kehren in den abenteuerlichsten Formen als wahre, glaubwürdige Ereignisse immer wieder, wir finden sie als feste Theorien aufgestellt und bei den Weissagungen immer wieder verwertet. Wenn die Folgen auf die Natur selbst derart verhängnisvoll wirken, so sind sie ebenso hart für die Menschen; in dieser Richtung wird die Lehre des Aristoteles besonders reich weitergedacht.

Das erste Merkmal, daß die Kometendämpfe zur Erde niedergestiegen sind, ist der Nebel, der sich bei Tag und Nacht zeigt. Er beunruhigt, vermehrt und infiziert die bösen Humores und Feuchtigkeiten in den menschlichen Körpern, teilt sich dem Wasser, das man trinkt, mit und erzeugt dadurch *ansteckende Krankheiten* und *schnelle Leichen* (Anti-Scepticus a. a. O., S. 40). Die Krankheiten werden bis ins Kleinste aufgeführt, als Beispiel erwähne ich die Aufzählung von Wilhelm E. Neweheußer (Considerationo ... de nova stella seu cometa, Friedwegen 1619, S. 38); nach ihm bringt er: gelbe colerischer art / colerische Kranckheiten ... als da seyn calidissimae et acutissimae febres, Podagra, colica passio oder Bauchgrimmen / Jctericus oder Gelsucht / Dysenteria oder rote Ruhr / welche alle von vermischter Gallen oder Colera, und einem vermischten Corroscanischen oder nagenden und fressenden Saltzgeist ... herkommen ... und dergleichen unreine Schäden von Rothlaufse / ···. Ganz ausführlich sind die Astrologen, welche hinter jedem Kometen einen Planetenschöpfer erblicken; von diesem hat er natürlich die Haupteigenschaften und übt sie in seiner Weise aus. Die Natur des betreffenden Kometen erkennt man aus der Farbe, seine Folgen aus seinem Schöpfer. Dank der langen Entwicklungsreihe, die die Astrologen für ihre Weisheit hinter sich stehen haben, können die Weisen des 17. Jahrhunderts aus vollen Händen ihre Lehren geben über das, was der Komet bringen wird. Als interessantes Beispiel möchte ich hier nur die Unglückstabelle folgen

Digitized by Google

lassen, die dem Saturnkometen von M. G. Caesius (Chronick . . . aller Cometen, Leutershausen 1579, Anh.), zugeschrieben wird; es ist in gewissem Sinn eine gedrängte Übersicht über die vorhergehenden naiven Befürchtungen in Form eines astrologischen Dogmas. Der Komet bringt:

„erstlich ein Melancholisch / dunckels / nublichs / ungesundes Wetter / trübe dicke wolcken / böse nebel / Item große schedliche kelt / ungewitter / Hagel / gewesser / ungestüme wind / Schiffbruch / . . . Darauff dann allerley Melancholische und Phlegmatische Kranckheiten erfolgen / als stete böse fluß / lemung / ziperlein / viertegliche Fieber / das fraistlein / schlag / schwindsucht / wassersucht / der Krebs / ausjatz / in summa alle langwirige Kranckheiten / doch nach der Complexion des Menschen / bei einem hefftiger / dann beim andern." Ferner bringt er Elend, Armut, Angst, Not, Theurung, Hunger, Pestilentz „item vil raupen / Hewschrecken und anders unziffer / letzlich schaden und abgang des Vihes".

Konsequenterweise durfte eine Abwehr des kommenden Unheils nicht erdacht werden, denn das Ringen mit einer derartigen Naturgewalt mußte lächerlich erscheinen. Man gab also keine Vorschriften, um die drohenden Naturereignisse abzuschwächen, sondern nur solche, welche den menschlichen Körper vor den kommenden Anfechtungen bewahren konnten. Das beste war natürlich, den Körper widerstandsfähig zu machen: „ihn vor die Colera wohl zu purgieren / und andere praeservativa durchs Jahr gebrauchen / sich vor jedem Zorn hüten oder doch bald davon ablassen" (Neweheußer a. a. O.). Vor allem aber Maß halten im Essen und Trinken und in der Liebe. Vor letzterer wird besonders gewarnt, sie ist ganz einzuschränken oder nur mit „ungeheurer" Vorsicht zu gebrauchen. Denn sie glüht den Körper stark aus, der Komet aber bringt an sich große Trockenheit. Nun kann der Mensch keine zu große Trockenheit vertragen, das zeigt der ausgetrocknete Körper des Greisen, der jeder Krankheit leicht ausgesetzt ist; darum hat nach dem Satze des Hippocrates pluri coitu utendum esse in aquae quam in ignis impressionibus der Verkehr mit dem Weibe zur Zeit eines Kometen zu unterbleiben (J. Benedictinus Sinibaldus, Geneanthropeiae . . . decateuchon, Frankf. 1669, S. 806). Auf demselben Lehrsatze von der Austrocknung des menschlichen Körpers durch die Kometendämpfe fußt auch die Erklärung, daß Krieg und Blutvergießen in seinem Gefolge sind. Denn dadurch wird der Mensch hitzig und zornig „und vicht gern, als wir sehen an haizen läuten: wenne si vastent, sô int sie unmuotig und zornich" (Konrad v. Megenberg, Buch der Natur II 11). Daß die Astrologen auch aus ihren Kometentheorien

Digitized by Google

Kapital geschlagen haben, wenn ängstliche Gemüter sich in ihrer Herzensnot an sie wandten, liegt auf der Hand. Selten wird uns aber gesagt, was für Mittel sie den Verängstigten gegeben haben. Nach ihren Lehren haben die Sterne ihre geheimen Kräfte gewissen Kräutern eingegeben, bringt nun ein Stern Unglück, so kann dasselbe mittels dieser siderischen Kräuter abgehalten werden, man muß also astra astris entgegensetzen: „die Astralischen Krankheiten mit Hülffe der bequemen Influentzen deß Gestirns praeservieren, die Kräuter und andere Artzeneyen mit Hülffe deß Gestirns in ihren Kräfften erhöhen und vermehren, sonderlich aber der Chymia sich befleißen" (J. Magirus, Discurß von den Cometen.. Franckf. 1665 am Ende).

Wir haben noch des Aberglaubens der neuesten Zeit Erwähnung zu tun, der ebenfalls dem Kometen großen Einfluß auf unsere Atmosphäre andichtet. Aristoteles mit der Trockenheitslehre ist noch im 19. Jahrhundert im Volke lebendig geblieben, nur nicht in dem alten verhängnisvollen Sinne, sondern in weit freundlicherem: mit der Trockenheit der Luft ist schönes warmes Wetter verknüpft, und die Kometenjahre sind berühmte Weinjahre (R. Andree a. a. O.). Berühmt waren so die Kometenweine von 1812, 1819, 1822, 1835, 1858. Nun hat aber die Wissenschaft nachgewiesen, daß ein Einfluß auf die Erdatmosphäre unmöglich ist, damit ist das ganze Gebäude der antiken Kometenangst für immer gesprengt worden, aber dafür ist ein neues Gewächs hervorgekommen. Natürlich war weder die alte Furcht mit einem Schlage ausgerottet, sie zittert noch im Volke nach bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts, noch war plötzlich die neue Bestürzung hervorgezaubert, sondern wir können auch bei ihr das stufenweise Anwachsen und allmähliche Vergehen nachweisen. Nachdem Newton und Halley die parabolischen Bahnen der Irrsterne berechnet und nachgewiesen hatten, daß sie dem allgemeinen Gravitationsgesetze unterworfen seien und periodisch wiederkehrten, kam eine neue Befürchtung auf, über die unsere moderne Wissenschaft längst hinaus ist: einer der vielen Irrsterne könne mit der Erdbahn kollidieren und die Erde durch seine Masse zertrümmern oder zum wenigsten alles organische Leben auf ihr vernichten. Diese Angst wurde wiederholt durch Berechnung von Astronomen bestätigt, obwohl andrerseits nachgewiesen wurde, daß die Kometenmasse zu gering sei, um selbst in großer Erdnähe eine merkliche Wirkung auf die Erde ausüben zu können. Bei der großen Menge hatte diese Lehre eine gewaltige Bestürzung hervorge-

Digitized by Google

rufen, und wir können seither in jedem Kometenjahre die jammervollen Prophezeiungen vom Weltuntergange hören, die ihre Wirkung nicht verfehlten und immer wieder auftauchten. Dieser Aberglaube ist bereits voll ausgeprägt im Jahre 1773. Lalande hatte den Parisern einen Vortrag angesagt über die Kometen, deren Bahn sie in die Nähe der Erde bringen könnte; der Vortrag wurde aus irgend einem Hindernis nicht gehalten. Da verbreitete sich das Gerücht, er habe nachweisen wollen, die Erde werde am 12. Mai mit einem Kometen zusammenstoßen und zertrümmert werden. Die Polizei habe Kenntnis davon bekommen und den Vortrag verboten. Die folgende Bestürzung war ungeheuer; obwohl sofort der Vortrag auf Befehl der Polizei gedruckt und verbreitet wurde, dauerte die Furcht vor dem Weltuntergange an. Todesfälle vor Schrecken, Frühgeburten, Bußgottesdienste waren die Folgen davon; den Haupttriumph feierte die Kirche, die nach besonderen Berichten besonders hohe Platzkarten für das Paradies ausgab und reiche Schätze durch Gelöbnisse und fromme Spenden aller Art erntete (R. Wolf, Über Cometen und Cometen-Aberglauben, Zürich 1857, S. 21). Derselbe Kometenschrecken grassierte im 19. Jahrhundert noch öfters, er hat genug derartige Gestalten geschaffen, wie wir sie z. B. in dem Knieriem von Nestroy vorgeführt bekommen in seinem Lumpacivagabundus. Es hat genug solcher abenteuerlichen „Büchel" gegeben, die die Kunde ins Volk trugen, daß übers Jahr ein Komet komme und die Welt zu Grunde richte; das Verhängnis mußte die einen zum religiösen Wahnsinn, die andern zum unmäßigen sinnlichen Genuß treiben, die es ob des Weltbrandes durch den Kometen zu keinem vernünftigen Gedanken mehr kommen ließ. Diese verzweifelte Anstrengung noch vorher alle Freuden durchzukosten und in tollem Jubel die paar Henkersfreuden zu genießen, spiegelt sich in vielen Liedern wieder, ich verweise nur auf das beliebte Studentenlied von Rud. Baumbach: „Bin ein fahrender Gesell", das mit der schönen Lebensregel schließt: „Kommt ein Stern mit einem Schwanz, will die Welt zertrümern, leiert euren Rosenkranz, mich solls wenig kümmern. Wird dem Weltenbrand zum Raub Berg und Wald und Heide, wird das Wirtshaus auch zu Staub, schwarzes Brett und Kreide."

Hiermit wären die einzelnen Ideen, die sich aus der Furcht vor dem Irrsterne selbst ergeben haben, erschöpft. Ein eigentliches Entrinnen vor seinen Schrecknissen gibt es nicht und die Tröstungen der einzelnen Religionen sind demnach für wenige Leichtgläubige gut,

Digitized by Google

für die tiefer Denkenden gehaltlos. Eine weit freundlichere Ansicht finden wir dagegen von dem kommenden Verderben, wenn nicht der Stern als Naturprodukt von selbst erscheint, sondern von einem Höheren geschickt wird, um den Menschen einen Ausblick in die Zukunft zu bringen. Hier lag den Priestern ein viel größeres Feld offen, da sie ja neben dem Götterzorn auch die Gottesliebe und Versöhnung verkünden konnten, wenn die Gottheit auf geeignete Weise von ihrem Vorhaben abgebracht würde. Schweres hatte ja die Gottheit beschlossen, es wird auch eintreffen, falls die Menschen nicht in sich gehen und das alte gute Verhältnis mit der Gottheit wiederherstellen. Darum werden im Altertum neben den übrigen Staatsprodigien die Kometen öffentlich durch feierliche Umzüge und Opfer gesühnt, im Mittelalter und in der Neuzeit wird dementsprechend Gott durch Buß- und Bettage, Predigten, Gebete versöhnt. Es sollen dadurch die bevorstehenden Strafen abgehalten oder zum wenigsten gemildert werden. Wir haben noch zu untersuchen, welcher Art dieselben sind. Ein großer Teil derselben ist bereits oben unter den selbsttätigen Wirkungen des Sternes genannt worden, sie werden von den Anhängern dieser göttlichen Straflehre ohne jeglichen physischen Einfluß des vorweg gesandten Wunderzeichens Gott selbst zugeschrieben. Daneben finden wir besonders noch betont als Folgen: Krieg, Tod von Königen oder Geburt von solchen, Hungersnot und Pest und zuletzt von den Christen die Wiedergeburt Christi und das jüngste Gericht.

Daß der Unstern das Verhängnisvollste für ein Volk, Krieg und schwere Not, bringt, findet sich bei vielen Naturvölkern. Es glauben heute noch daran die Chinesen (Globus XXVI S. 368), und es lebt auch noch unter vielen in unserem Volke derselbe Wahn. Wir können ihn schon bei Homer finden, wo ihn Zeus als Wunderzeichen den Schiffern und dem kriegerischen Volk sendet. Das sternförmige Himmelslicht, das durch das Herabkommen der Göttin gesehen wird, verursacht Bestürzung im Lager der Griechen und Trojaner, und einer fragt den andern, ob wohl aufs neue ein schlimmer Kampf und schreckliches Morden beginne, oder ob Zeus ein Zeichen schickt, daß es genug gekämpft ist, und er Friede und Freundschaft stiften wird. Die Antwort wird sofort gegeben durch den neu entbrennenden Streit zwischen beiden Völkern. Diese altgriechische Anschauung geht weiter durch die Jahrhunderte hindurch, und auch die Römer haben durchweg die Überzeugung, daß schwere

Digitized by Google

Kriegsgefahren folgen, entweder von äußeren Feinden, oder es fließt Bürgerblut im Bruderkrieg. Diese einfache Erklärung aus dem gleißenden Lichte wird von den Astrologen als stetige Folge angegeben, und zu Beginn der Neuzeit wissen die Kometenschreiber und Chronisten jede Katastrophe eines Volkes mit einem Haarstern in Beziehung zu bringen und als dessen erste Folge Kriegsnot zu betonen. Die Erfahrung hat ihnen oft Recht gegeben, und es berührt eigenartig, wenn man im Jahre 1618 wiederholt auf ähnliche Prophezeiungen stößt, wie z. B. Casp. Dauthendey (idea cometarum nova, Erffurdt 1618) S. 8 ff. voraussagt: „daß ein elender und erbärmlicher Zustand / gefährliche und schreckliche Kriege bevorab im H. Römischen Reich / im Niederlande / Italien / Hispanien und Nordländern in diesem und folgenden Jahren sich erheben werden: Andere Länder wird er auch nicht wenig treffen / sondern bald zu seiner eigenen defension, bald zu eines und des andern Hülffe viel Gelt- und Volcksspiltung machen müssen". Nicht ganz so ausführlich ist allerdings die volkstümliche Interpretation; für sie stehen dort Feinde, wohin der Schweif fällt (O. Knoop, Sagen und Erzählungen aus der Provinz Posen S. 12).

Homer nennt unter dem folgenden Unheil vor allem die Verwundung des Helden, dessen größtes Interesse es ist, den Krieg glücklich zu beenden, des Menelaos. Er spricht nicht direkt aus, daß dies Unglück mit dem Wunderzeichen in Zusammenhang stehe, wir können aber bereits die spätere volkstümliche Anschauung herauslesen, daß der Stern in erster Linie die Edelsten des Volkes warnen will. Der Glanz der Himmelserscheinung kann nur einem Mächtigen gelten, und Kometen scheinen nicht, wenn Bettler sterben (Shakespeare Caesar), er ist ein Zeichen, daß großen Männern auf Erden und Herrschern ihr Ende bevorsteht (Oracula Sibyllina III, 366; Orig. c. Cels. I, 58 p. 373). Demnach ist der Tod vieler Könige durch einen Stern verkündet worden, und uns werden aus dem Altertum eine ganze Reihe bedeutender Männer genannt, deren Tod die Gottheit durch einen Stern anzeigte, z. B. Cäsar, Agrippa, Claudius, Vespasian, Constantin, Julianus Apostata, Theodosius, und im Mittelalter wird bis tief in die Neuzeit hinein jeder Komet von einem Kaiser oder dem Papste bescheiden auf die eigene Persönlichkeit bezogen; die späteren Tabellen sind sehr ausführlich, zumal da einige jeden Herzog oder kleineren Fürsten, Kardinal oder Bischof darin aufnehmen und dazu noch hohe Regentinnen. Natürlich entstand an den einzelnen Höfen ein edler Wettstreit unter den Höflingen, den

Digitized by Google

eigenen Herrscher durch alle möglichen liebenswürdigen Beweise einzureden, daß er gerade nicht betroffen sein könne. Jedoch nicht jeder Herrscher hat wie Vespasian sarkastisch dem ganzen Wahn einen Stoß versetzen können, der den Stern nicht auf sich beziehen wollte, da er selbst doch kahlköpfig sei, sondern vielmehr auf den krauslockigen Partherkönig. Charakteristisch hierfür ist Karl V. Gebeugt durch Krankheit und das Scheitern vieler lieben Hoffnungen, hatte er 1556 die Kaiserkrone niederlegen wollen, zauderte aber damit. Da flammte plötzlich der Komet auf, und Karl bezog in seiner Einfalt den Stern auf sich, den einzigen, um des willen Gott einen Stern senden konnte, zumal ja 1506 auch seines Vaters Tod in Verbindung mit dem Kometen genannt wurde. Seine bescheidene Ansicht geben uns seine bekannten Worte wieder: his ergo indiciis me mea fata vocant. Er zog sich in ein Kloster zurück, um gereinigt dem Rufe des Höchsten folgen zu können. Dieser erfolgt allerdings erst zwei Jahre später, nachdem nochmals ein Komet erschienen war. Es war später eine wahre Sucht, Beispiele für diesen Unglauben zu finden, so sagt Tauft[1]): „Es starb auch der König in Frankreich und folgeten also diese beyde auf einander im Tode, nachdem sie zuvor auff der Welt einander mercklich gekräncket hatten. Es starb König Johannes in Portugal / Maria (Stuart) die Königin in Engelland / Deßgleichen auch die Königin in Ungarn und Pohlen / Christianus III. König in Dänemarck / Hercules Hertzog zu Ferrara / Der Hertzog von Venedig / Pabst Paulus IV. und mit ihm 15 Cardinäle." Als letzter schließt Napoleon die Reihe dieser bescheidenen Menschen, die in dem Sterne einen persönlichen Wink Gottes erkannt haben; auch er hat in einem Kometen das Anzeichen seines Todes gesehen.

Dunkel lebt in dieser metaphysischen Färbung die alte Anschauung fort, daß bei Geburt und Tod Sternerscheinungen auftreten. Stirbt der Mensch, so erlischt sein Licht, ist nun einer der größten Sterne im Herabfallen begriffen, so deutet er dem Mächtigsten auf Erden seinen Tod. Mit dem ersten Aufflammen aus der Reihe der übrigen Sterne beginnt das Abnehmen seiner Körperkräfte, mit dem Erlöschen ist er tot. Dies wird bestimmt von Pabst Urban I. 1264 erzählt: In seiner Todesnacht verschwand der Stern, der während seiner Krankheit plötzlich erschienen war,

[1]) Zitiert bei R. Wolf a. a. O.; dieselbe Reihe ist von vielen ausgeschrieben z. B. Ricciolo Almag. nov. II p. 34.

Digitized by Google

(rer. Boicar. script. I. S. 362). Wird der Mensch geboren, so wird je nach seinem Geschick ein neuer Stern mit mattem oder mit feurigem Glanze gesehen. Flammt aber ein Wunderstern auf, so muß ein Gewaltiger geboren sein: Aus dem Altertum haben wir hierfür die Geburt des Mithridates und Christi als deutlichste Beweise; es ist griechischer, jüdischer und vieler Barbaren gemeinsamer Glaube, daß der Komet die Geburt eines Königs, Propheten oder Gesetzgebers verkündet (Orig. c. Cels. I 59). Im Gegensatz zu den Todesfällen werden solche Glückszeichen sehr selten aufgeführt. Das kommt daher, daß man meist die schwere Zeit herausheben wollte, die auf den Stern folgen mußte: dafür paßte nun diese Ansicht nicht. Wir finden sie aber um so ausführlicher breitgetreten von Männern, die wie der Stoiker Chairemon oder von den späteren z. B. Lubieniez prinzipiell den Standpunkt vertreten, ein Komet habe nur Gutes, nie Böses im Gefolge gehabt. Sie erheben sich über den Wahn, der Tod eines Königs sei ein Unglück für ein Land und weisen nach, daß es ihm im Gegenteil meist ein Segen sei. Sei er jedoch ein Unglück, so sei ihre Geburt ein Glück, und diese hätten sehr oft Kometen angezeigt. Wir finden bei derartigen Forschern eine Menge Belege dafür, ihnen kommt es so wenig, wie den andern, dabei auf die tatsächlichen Daten an, sie ziehen ebenso künstlich alles herbei, was nur ungefähr für ihre Meinung scheinbare Beweiskraft haben konnte; so führen sie noch drei und mehr Jahre später die Geburt eines Fürsten auf einen Kometen zurück. Als Beispiel für deren Vorgehen erwähne ich den Elias Maior Bratislaviensis, der unter anderen Beweisen für den Stern 1499 folgende Geburten hat (de cometar. significatione, Breslau 1619, S. 105 f.): Karl V., Barninus senior, dux Pomeranae (1 Jahr später), Otto Henricus Palatinus Rheni, Ruperti F. Elector (nach 2 Jahren), Ferdinandus Rom. Imperator, Christian. III Daniae rex, Johannes Friedericus, Dux Saxionae u. a. (im 3. Jahre). Unterstützt wurden diese Kometenausleger durch eine alte astrologische Doktrin: wenn ein Komet im Osten gesehen wird, so kommt ein gewaltiger auf Erden. Sie hatte Cardanus von den Alten übernommen, und wir stoßen hier und da auf sie, mit der besonderen Betonung, daß ein mächtiger König werde erstehen, wenn der Komet von Osten hoch in der Mitte des Himmels aufsteige.

Es darf nicht in Erstaunen setzen, daß wir nur selten auf derartige Prophezeiungen kommen: es war einmal zu gewagt, da die Unwahrheit leicht nachgewiesen werden konnte, dann war sie den

Digitized by Google

Anhängern der christlichen Religion unbequem, da sie nur den einen Stern gelten ließen, der einst Christi Geburt angesagt hatte. Es stand aber immer noch die Weissagung offen, daß Christus wiederkehren werde, und zwar unter ungewöhnlichen Wunderzeichen. So oft nun ein Komet erblickt wurde, bekam die Prophezeiung von der Wiederkunft Christi neues Leben, und jedesmal traten Leute auf, die verkündeten, der Tag der Rückkehr des Gottessohnes und des letzten Gerichtes stehe bevor. Es war für seine Anhänger der seit Jahrhunderten heiß ersehnte Freudentag, und mit tiefer Erregung wurde sein Zeichen begrüßt. Vielfach treten uns daher Lobpreisungen dieses Boten entgegen, der die nahe Erlösung der Kirche und die glorreiche Verherrlichung ihrer Diener bringen sollte. Und als sicherstes Zeichen, daß sie nahe sei, setzte man die graue mittelalterliche Lehre, daß die Welt übersündigt sei, und begründete dies in den so kometenreichen Zeiten, wie dem 16. und 17. Jahrhundert damit, daß Gott nun zum allerletzten Mal seinen Boten aussende. Im Zusammenhang mit anderen Gesichtspunkten weissagt Dobricius (chronomenytor, Liegnitz 1612, S. 28), daß nun endlich gekommen sei die Zeit, da die große Babylon, ihre Üppigkeit, Wollust, Verführung und Greuel fallen wird. Nach ihr wird ein schreckliches Gericht niedergehen auf die Könige und Großen der Erde, die mit ihr gebuhlet haben, und auf die Heiden, welche aus ihrem Becher den Wein der Wollust und Hurerei getrunken haben. Herabkommen wird endlich das neue Jerusalem, Gott wird seine Hütte unter den Menschen aufschlagen und bei den Gerechten wohnen.

Mit dem Lauf der Zeit wurden die Prediger dieser Lehre unruhig, so oft war das Ende geweissagt worden und immer blieb es aus, so begegnen uns nur noch fromme Seufzer, wie wir z. B. bei Garthius (a. a. O. S. A$_8$) lesen: „Ach / wenn nur der liebe Jesus / mit seiner letzten Ankunfft / erscheinen und zum jüngsten Gerichte eylen wolte: Wie ich dann starck hoffe / Er werde nunmehr seine Majestetschender / und die fetten Abgöttischen Bauchdiener / mit dem Kehrbesem / und der letzten Ruthe seines Fewers / dermaßen zu Hauße suchen / daß ihre Region und Religion zu Asche werde." Auch in den Predigten und Gebeten taucht immer wieder derselbe Gedanke auf, nur in den letzten Kometenjahren in milderer Form. Man hatte so oft Enttäuschung erlitten, und der letzte Tag war nicht gekommen. Darum wird Gott zuerst immer gebeten, er möge Gnade walten lassen und die Strafen nicht zu hart ausfallen lassen, da er

Digitized by Google

den Vorboten bereits ausgesandt habe. Nach dem Hinweis auf die hochbetrübten und bußfertigen Sünder, die aus demütigem Herzen zu Gott flehen, sie in seinem Zorn und gerechten Eifer nicht zu strafen, wird stets auch des eventuellen Anbruchs des jüngsten Gerichts Erwähnung getan. So schließt ein Kometengebet aus dem Ausgange des 17. Jahrhunderts [1]): „Ist es aber ein Vorbote Deiner endlichen Zukunfft zum Gericht / so hilff / daß wir uns in gläubiger Hoffnung freuen / und den letzten Posaunen-Schall zur Erlösung mit Geduld und Freuden erwarten. Dein Heiliger Geist behüte uns / daß wir solches ungewöhnliches Wunder-Zeichen nicht verachten / und mit der sichern Welt verspotten / noch mit sündlichen Augen und unbußfertigem Hertzen anschauen / sondern durch wahre Buß von Sünden abstehen / und uns durch christliche Wachsamkeit in wahrem Glauben / Gottseligem Leben und fleißigem Gebet / zu einem seligen Abschied / und Erwartung deiner Zukunfft heiligen und bereiten / durch Christum / unsern Heiland. Amen." Noch 1834 haben wir dieselben Gedanken und Äußerungen der Kometenhoffnung und dazu noch die mystische Auffassung des Sternes als Mitkämpfer Gottes. Der ungenannte Verfasser der Schrift: „Der Komet des Jahres 1834 oder welche merkwürdige Begebenheiten wird uns dieses göttliche Zeichen verkündigen; Wann und auf welche Weise wird der Antichrist in der Welt herrschen ... Hanau 1834", betont, daß der Stern das Zeichen einer besseren Zukunft sei. Die schrecklichen Ereignisse der vorhergehenden Jahre, das Blutvergießen 1811—1815, Erdbeben, Sonnenfinsternisse, Hagelwetter sind mit ihm die Vorboten einer neuen Zeit, des Weltfriedens, den Gott beschlossen hat. Die Gläubigen werden errettet werden aus den Fesseln des Antichrists, der die Völker in Babylon gefangen hält; Gott wird mit ihnen sein und der große sichtbare Bote Gottes, der Komet von 1834. Er wird scheinen in großer Pracht und Herrlichkeit zu der Zeit, wo der Antichrist gestürzt und das neue Kanaan aufgerichtet werden soll. Der große Vorhang wird zerrissen werden durch die Macht des Sternes, und hinter dem Vorhang wird Gottes Macht stehen in Gerechtigkeit (S. 16). Und wir behaupten, daß noch heutzutage — gesetzt den Fall, es

[1]) Aus: Christliche Kirchengebet / wie solche bey allerley Fällen / Zeiten und Gelegenheiten durch das gantze Jahr / bey den Gottesdiensten in des H. Röm. Reichs Freyenstatt Rotenburg ob der Tauber in der Statt und Land / zuverlesen und zu gebrauchen ... Anno 1690. — Den Wortlaut desselben verdanke ich der Liebenswürdigkeit von Herrn Pfarrer Hirsch in Niederstetten.

Digitized by Google

würde einer der großen Kometen längere Zeit am Nachthimmel sichtbar sein und mit seinem an sich aufregenden Glanze beobachtet werden — genau dieselben Ansichten wiedererstehen werden.

Wir sind zum Schlusse gekommen mit unseren Betrachtungen über die naiven Anschauungen, die mit der Kometen Wesen, Herkunft und Wirkung verknüpft werden. Wir sehen, wie sich von der Zeit der griechischen Naturphilosophie an bei den Völkern des Abendlandes drei große Gruppen von Vorstellungen herausschälen lassen, an die sich die ganze Masse von Weiterbildungen ankristallisiert hat, und wie Religion und Wissen hierbei auf das einfache Gemüt eingewirkt haben: entweder gilt der Stern als ein dämonisches Wesen, welches von selbst Unheil bringt, oder als feuriger Naturkörper, dessen Zusammensetzung und Ausstrahlung naturgemäß Schaden auf der Erde erregt, oder er ist ein Bote aus höherer Welt, sei es ein Geist, sei es reines Feuer, gesandt von einer Gottheit, um den Menschen darzutun, daß das Band zwischen dem Himmel und der Erde gelockert und durch Sühnopfer neu befestigt werden müsse.

Kleinere Mitteilungen.

Albrecht Dieterich.

Am 3. Mai starb zu Heidelberg unser Ausschußmitglied Geh. Hofrat Prof. Dr. Albrecht Dieterich, kaum zweiundvierzig Jahre alt; auf der Höhe des Lebens, mitten aus ungemein fruchtbarer, erfolgreichster Arbeit heraus wurde er durch einen plötzlichen Tod seiner Familie, seinen Freunden und Schülern, seiner Wissenschaft, die noch so viel von ihm zu erhoffen hatte, genommen. Aus der Bonner Philologenschule hervorgegangen, angeregt und gefördert besonders von Hermann Usener, dem genialen Begründer der modernen religionsgeschichtlichen Forschung, hatte er sich als Hauptarbeitsgebiet die antike Religion erwählt. Den griechischen Zauberpapyri, der orphischen Literatur, dem Mysterienwesen, dem Religionssynkretismus, dem Einflusse der antiken Religion auf die Entwicklung des Christentums gelten geistvolle, packend geschriebene Untersuchungen, jede einen wirklichen Fortschritt in der wissenschaftlichen Erkenntnis bedeutend. In dem seit 1904 von ihm herausgegebenen und umgestalteten „Archiv für Religionswissenschaft" schuf er für das Gesamtgebiet der religionsgeschichtlichen Forschung ein Zentralorgan, das sofort zu großem Ansehen gelangte.

Immer tiefer suchte er einzudringen in die Fragen nach dem Werden und der Entwicklung der Religion: ein Werk über „Volksreligion, Ver-

Digitized by Google

suche über die Grundformen religiösen Denkens" war sein großes Ziel. Gerade für die Erforschung dieser „volkstümlichen Unterschicht des religiösen Lebens" war ihm unerläßlich eine liebevolle, eingehende Beschäftigung mit der Volkskunde: „Ein Mann, der mit dem Denken und Empfinden des „Volkes" innerlich gar keine Fühlung hat, der auch von Glauben und Brauch seines eignen Volkes nichts weiß noch wissen will, kann ebensowenig „Mythologie" treiben oder auch nur irgend eine Religion verstehen, wie einer, der gar kein religiöses Empfinden in seinem Innern besitzt". „Die wesentlichsten Dienste der Analogie wird uns immer die Kenntnis des Brauches unseres eigenen Volkes leisten müssen, weil wir da in vielen Fällen der Gefahr des Mißverstehens am wenigsten ausgesetzt sind und weil wir ganz doch nur begreifen, was in unserem eigenen Leben irgendwie analog lebt, was Fleisch ist von unserem Fleische, Blut von unserem Blute."

Es war kein leeres Wort, wenn er einmal sagte: „Ich könnte davon reden, daß bei manchem die Liebe zur engeren Heimat und das Verständnis seines Volkes mit den höchsten wissenschaftlichen Aufgaben, die scheinbar damit gar nichts zu tun haben, im innersten wesentlichen Zusammenhang steht." Ein Hesse von Geburt, wurzelte er fest im heimischen Boden. Gerade in der Zeit, in der er hier bei uns in Gießen als ordentlicher Professor der klassischen Philologie wirkte (1897—1903), hat er sich besonders lebhaft auch dem Studium der hessischen, der deutschen Volkskunde gewidmet. Davon zeugen schon z. B. die kleinen Aufsätze über ein hessisches Zauberbuch, über Himmelsbriefe, die in den damals von der volkskundlichen Abteilung des Oberhessischen Geschichtsvereins herausgegebenen „Blättern für hessische Volkskunde" erschienen und Zierden dieser Zeitschrift sind. Er ist dann einer der Gründer unserer selbständigen Vereinigung gewesen, und wesentlich seinem Einfluß ist es gewiß zu danken, daß sie den Namen „Hessische Vereinigung für Volkskunde" trägt, womit ausgedrückt sein soll, daß sie nicht nur die hessischen Volksüberlieferungen sammeln will, sondern sich auch der großen Aufgaben „einer philologisch-psychologischen, vergleichenden Volkskunde" bewußt ist, wie Dieterich sie in seinem inhaltsreichen Vortrage „über Wesen und Ziele der Volkskunde" auf unserer ersten Generalversammlung 1902 skizziert hat. „Die Volkskunde muß aus dem landschaftlichen Sumpfe herausgehoben werden", pflegte er in seiner etwas derben Weise zu sagen [1]). Für die „Hessischen Blätter für Volkskunde" lieferte er außer dem eben genannten Vortrag einen weiteren Aufsatz über Himmelsbriefe, ihm verdanken wir auch die Gewinnung Useners und R. Wünschs als Mitarbeiter. In den Vereinssitzungen wußte er wie wenige durch seine Fragen und Einwürfe, durch geistvolle Erklärungsversuche für besprochene Erscheinungen die Diskussion zu beleben und zu vertiefen.

Im Sommersemester 1902 fesselte er eine für Gießener Verhältnisse sehr große Zuhörerschaft durch sein Publikum über „die Volkskunde und ihre wissenschaftlichen Aufgaben", und im folgenden Winter hielt er im Freien Deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M. eine Reihe von Vorlesungen über „Volksglauben und Volksbrauch in Altertum und Gegenwart" [2]). Er behandelte

[1]) so noch kurz vor seinem Tod in einem Briefe an uns vom 24. IV. d. J.
[2]) s. die knappe Skizze im Jahrb. des Fr. D. Hochst. 1903 S. 126 ff.

Digitized by Google

darin folgende Kapitel: 1. Volksglaube und Volksbrauch um Geburt und Namengebung. 2. Die Reise der Seelen und das Land der Toten. 3. Martinslieder. 4. Die Formen göttlicher Offenbarung im Volksglauben. 5. Die Formen des Zauberbrauchs und des Zauberspruchs. Man erkennt deutlich hierin die Vorarbeiten für die letzten größeren Werke Dieterichs. Auf die Kap. 2 und 3 gehen große Abschnitte seines 1903 erschienenen Werkes „Eine Mithrasliturgie" zurück, dessen geradezu bahnbrechender Hauptteil die Formen der Vereinigung des Menschen mit der Gottheit behandelt. Jenes 3. Kapitel finden wir wieder in der liebenswürdigen kleinen Schrift über den Sommertag (S.-A. aus dem Usener-Beiheft des Arch. f. Rel.-Wiss. 1905), die von modernen deutschen Frühlings- und Ernteumzügen ausgehend, alt- und neugriechische Volksbräuche erklärt und schließlich zwei antike Wandgemälde aus Ostia zu deuten sucht. Aus dem 1. Kapitel jener Vorträge ist dann die letzte reife Frucht seines Schaffens erwachsen, das köstliche Buch „Mutter Erde, ein Versuch über Volksreligion" (1905), dem er als Motto den schönen hessischen Hausspruch vorausgesetzt hat: „Es ist eine Mutter sein, Sie nährt viel tausend Kinderlein. Sie ist so reich, Kein Mensch ihr gleich, Sie nährt sie all mit ihrem Strahl, Verzehrt sie wieder allzumal." Gerade wenn man dieses ergebnisreiche, der Volkskunde, Religionsgeschichte und Philologie so viele Anregungen bietende Werk wieder liest, empfindet man tiefe Trauer, daß es Albrecht Dieterich nicht vergönnt war, auch die geplante Fortsetzung der mit diesem Buch begonnenen Darstellung der „Volksreligion" auszuführen, welche „die Formen des Zauberritus, die Formen göttlicher Offenbarung und die Formen der Vereinigung des Menschen mit Gott" (dies als Neubearbeitung des zweiten Teiles der Mithrasliturgie) vorlegen sollte.

Auch nach seinem Weggang nach Heidelberg hat er noch bis zu seinem Tod herzlichen Anteil an der Arbeit unserer Vereinigung genommen; vor allem begrüßte er die von ihr ausgegangene Gründung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde, und er ist auch der geistige Vater des auf dem letzten Verbandstage gefaßten Beschlusses, eine Sammlung der deutschen Zauber- und Segensformeln vorzubereiten, damit endlich „der heute völligen Planlosigkeit der zahllosen Publikationen von immer wieder demselben Aberglauben und denselben Zaubersprüchen an allen möglichen Orten der Literatur abgeholfen" [1]) und die Grundlage für eine Darstellung der Entwicklung ihrer Hauptformen geschaffen würde. Am 31. Mai sollte er dem „Badischen Verein für Volkskunde" in Heidelberg einen Vortrag über Volksreligion und Zauber halten!

In Albrecht Dieterich betrauern wir nicht nur den großen, vorbildlichen Gelehrten, sondern auch den Menschen, der uns ein wahrer, stets zu Rat und Tat bereiter Freund war; wir werden ihm immer ein dankbares Andenken bewahren und uns bemühen, an unserm Teile weiter zu arbeiten in seinem Sinn an den großen Aufgaben der Volkskunde.

H. Hepding. K. Helm.

[1]) Hess. Bl. I, 191 f.

Digitized by Google

Eine moderne morgenländische Fassung der Sage vom armen Heinrich.

Im dritten Band der englischen Zeitschrift „Folklore“ steht eine Anzahl von Balochi Tales, Erzählungen aus Beludschistan, „translated from the original orally collected by Mr. Dames“. Eine von ihnen (S. 518) lautet folgendermaßen:

There was once a king who had a boil on his face, and many doctors physicked him, but it would not heal. One day a physician came to him, and said: „Buy a lad and kill him, take out his liver and tie it on the boil, and it will be healed.“ So the king had a proclamation made in the land. A starving man brought his son and sold him to the king, took his money, and went his way. The king ordered that the lad should be taken away and shut him up in a room. The king's men took him away and shut him up in a room. Then the king considered in his heart that the lad was now old enough to understand, and „most lykely“, he thought, „he is now weeping because I am going to kill him“. So he said to one of his men: „Go and see what the lad is doing“. Then the man came back, and made this report to the king: „The lad does not weep at all, but he draws three lines on the ground; two he wipes out and one he leaves there“. Then the king arose, and came and asked the lad why he drew these lines. The lad answered: „My lord, I am playing a game“. But the king said: „Tell me the truth straight out“. Then the lad said: „One line is for my parents who brought me here and sold me to thee, and took their money and went their way. One line is for thee, thou art the king of the land, yet didst not fear to shet my blood, and thou hast bought me to slay me. One line is for my God. There was no help for me in my parents, nor was there help for me in thee, king; my God's help only is left me, there is no other“. Then the king was moved with compassion towards him and let him go, saying: „I give up also the money paid to your parents“. That night the king lay down to rest, and when he arose in the morning, by God's mercy, his boil was healed.

Diese Erzählung stimmt in den Hauptpunkten zu einer Erzählung in Sadi's Gülistan, S. 45 der Übersetzung von Graf, Leipzig 1846, auf deren Übertragung in Oleanders' Lustgarten schon Wackernagel hingewiesen hatte, Wackernagel-Toischer, der arme Heinrich S. 204. Das Entscheidende ist auch hier, wie in der Erzählung von Constantin und Silvester, die Gesinnung des Kranken, nicht die des Opfers. Es gilt also hier wie dort, was der Welsche Gast 6226 nicht übel also ausgedrückt hat:

die wile do im was ze muot
daz er wolde der kinde tot,
do half im niemen uz der not.
do er den siechtuom wolde liden,
e er wolt din kint zersniden,
do half im got harte schier.

Gießen. O. Behaghel.

Digitized by Google

Volkskundliches aus mittelalterlichen Denkmälern.

I. Aus dem Greculus de tempore per circulum anni.

In einer für die Geschichte der Predigt in Deutschland wichtigen Monographie von A. Franz, Drei deutsche Minoritenprediger aus dem 13. und 14. Jahrhundert (Freiburg 1907) werden an dritter Stelle die Predigten eines wahrscheinlich österreichischen Minoriten behandelt, von welchem wir nur den Beinamen Greculus kennen. Er gehört in den Anfang des 14. Jahrhunderts. In der auf ihn zurückgehenden, handschriftlich mehrfach erhaltenen Predigtsammlung Greculus de tempore per circulum anni finden sich neben einer Reihe kulturgeschichtlich wichtiger Stellen auch drei für die Volkskunde interessante Hinweise. Da die betreffenden Stellen bei Franz leicht übersehen werden können, seien sie hier nochmals wiedergegeben.

Über das Schlagen mit Ruten an Ostern. In die Paschae 2 Sermo (Franz S. 152): Gaudere debemus non in vanitatibus, sicut multi faciunt, quia propter hoc hodie gaudent, quod pisa evaserunt, et comedunt carnes et movent insolencias in plateis currendo, percutiendo.

Warnung vor Besprechung durch alte Weiber. Sermo 3 Dom. II post Pascha (Franz S. 152 f.): ‚vetulae et omnes qui dant pravum consilium ... Tales enim vetulae sunt prophetissae diaboli et lupo comparantur, quia simulant vocem pastoris; accedunt et loquuntur sub specie pietatis, ut sic alii decipiantur ... Habent enim morsum venenosum ut lupus; mordent enim per prava consilia ita ut multi moriantur corpore et anima.‘ — Sermo 2 in Dom. XXI post Pentec. (Franz S. 153): Evangelium istud commendat nobis regulum istum qui spem suam non posuit in medicis terrenis nec incantationibus vetularum, quod multi modo faciunt, sed posuit in celesti medico, sc. Christo. (Über andere derartige Warnungen vergleiche Schönbach, Zeugnisse Bertholds von Regensburg zur Volkskunde, S. 24 u. 131 ff.)

Teufelaustreibung. Sermo 2 Dom. III Quadragesimae Bl. 42 (Franz S. 156): Sciendum quod diabolus vocatur serpens Gn. 3, 1. Serpens autem naturalis expellitur per quatuor. 1. Per odorem vineae florentis. Serpens enim naturaliter odorem vineae fugit; quando quamdiu sunt vineae florentes vix aut nunquam serpens invenitur. 2. Per sputum ieiuni hominis. Dicit enim Ambrosius[1]), quod tanta est vis sputi ieiuni hominis, quod si serpens gustaverit, statim moriatur. 3. Expellitur per nudacionem hominis. Dicitur enim in scolastica historia[2]), quod serpens in hominem vestitum insilit, nudum vero fugit. Et ratio assignatur ibidem: quando deus posuit inimicitias inter hominem et serpentem et semen eius, tunc homo nudus erat et ideo hominem nudum tamquam inimicum suum fugit. 4. Expellitur per carmina incantatricis. Quando enim incantari se sentiunt unam aurem in terram figit, ne audiat, aliam cauda tegit. Per ista quatuor spiritualiter intellecta quattuor daemones expelluntur (folgt Deutung auf die vier Teufel Luzifer Asmodeus, Mammon und Belzebub). — Zum zweiten und dritten Punkt verweist der Prediger auf kirchliche Literatur; sachlich wird der Gegenstand da-

[1]) Hexaemeron l. 6, c. 4.

[2]) Petri Comestor historia scholastica, liber Genesis, c. 23. (Die Stelle ist ebenso wie die aus Ambrosius bei Franz abgedruckt.)

Digitized by Google

durch nicht erschöpft, es handelt sich in beiden Fällen zweifellos nur um kirchliche Umdeutung älterer Anschauungen, nämlich des weitverbreiteten Glaubens an die apotropäische Kraft des Speichels und der Nacktheit. Die Fabel, daß die Schlange ihre Ohren gegen die Besprechung auf die angegebene Weise schließt, ist ebenfalls allgemein verbreitet. Seltener ist wohl der erste Punkt, doch finden wir auch bei dem etwas jüngeren Konrad v. Megenberg (S. 261) die Angabe, die Schlange fliehe jeden guten Geruch und sterbe oft davon, und an anderer Stelle (S. 350), die Rebenblüte töte die Schlangen.

II. Aus der Apokalypse Heinrichs von Hesler.

Die Apokalypse Heinrichs von Hesler, im Anfang des 14. Jahrhunderts im Deutschordensland entstanden, enthält gleichfalls einige volkskundlich interessante Stellen. Da auch dieses Werk nicht zu den häufig gelesenen gehören dürfte, drucke ich die betreffenden Verse im folgenden nach meiner Ausgabe (Deutsche Texte des Mittelalters Bd. VIII, Berlin 1907) nochmals ab.

1. Auf Traumdeutung bezieht sich die erste Stelle:

v. 385 Swen ich se mit ougen iht
so waz eim andern geschiht,
als daz man imme troume siet
da doch vil wunders von geschiet
den alden und den jungen
von kumftigen warnungen,
sus sach die kumftigen geschicht
Johannes der gute nicht.

2. Wasser kann nicht behext und verflucht werden (vgl. Wuttke 114):

7911 Der regenboge zwo varwe treit:
eine ist zuem wazzere geleit (bedeutet das Wasser)
daz niemant kan vortammen,
ein zu des vures flammen.

Die Zweifarbigkeit des Regenbogens ist mir sonst noch nirgends begegnet; ich vermag auch — da eine Quellenuntersuchung zu Heslers Apokalypse noch nicht vorliegt — nicht zu sagen, ob Hesler hier eine eigene Anschauung ausspricht oder eine fremde wiedergibt.

3. Am interessantesten ist die dritte Stelle über die wilden Leute. Der Dichter hat v. 19997 auseinandergesetzt, wie am jüngsten Gericht die Menschheit in vier Teile geteilt erscheint, 1. die Propheten und Patriarchen, die mit Christus zu Gerichte sitzen, 2. die, die das Gesetz nicht gekannt haben, nie Gutes taten und nun ohne Urteil verdammt werden, 3. jene, die zwar gesündigt haben, aber doch Gott fürchten und sich um ihr Seelenheil bemühen; diese werden noch erlöst und ergänzen den zehnten Chor der Engel, 4. endlich jene, welche die christliche Lehre vernommen, aber trotzdem für ihr Seelenheil nicht gesorgt haben: diese werden vom Gericht verurteilt. Dann fährt Hesler fort:

Daz vumfte teil die liute sint, 20055 do wider got oder sin bote
20050 sie sin man, wib oder kint, sageten gutes icht von gote.
die nach menschen sin gebildet Daz sint die wilden liute
und aber also verwildet die wir noch vinden hiute
das sie gotes wort nie vernamen, under formen mannicvalden
wen sie leider dar nie quamen 20060 in bruchen und in walden

in wazzeren und in bergen
und swa sie sich verbergen
in holn und in cruten
mogen vor uns liuten
und zien sich von uns hinder
und dunken Adames kinder
an formen, an antlitzen
und an menschlichen witzen
und sin ein Gotes hantgetat.
Wider der mit urteile rat
werden sulle, daz sie genesen,
oder sie suln verlorn wesen
oder mit dem tiuvele hin gen,
daz muoz an Gotes gnaden sten.

Diese wilden Leute sind in den Versen 20 060 ff. deutlich charakterisiert als Wald-[1]) und Moorleute, Wasser- und Bergmänner, und wie diese Wesen dämonischer Natur sonst alle heißen. Ich verweise für sie im allgemeinen auf Grimm, Myth.[4] Kap. XVII, bes. S. 399 ff. und Nachtrag S. 122 ff., sowie auf Hermann, Deutsche Mythologie[2], S. 142 ff., wo sich S. 145 und 152 auch Abbildungen finden, welche zeigen, wie man, allerdings in etwas späterer Zeit (im 16. Jh.), die Waldleute dargestellt hat. Unser Dichter stellt sie sich, wie das im Mittelalter und später vorwiegend geschah, vor als Wesen in menschenähnlicher Gestalt, mit menschlichen Fähigkeiten (v. 20 065 ff.) und wie die Menschen als ein Volk und offenbar in Familien (v. 20 050) zusammen hausend. Er bezeichnet sie als Gottes Geschöpfe, aber sie haben nie Gott gehört. Daran knüpft Hesler nun die Frage, ob sie wohl selig werden könnten. Auch damit hat frühere Zeit und spätere Volkssage sich oft beschäftigt und verschiedene Lösungen gegeben. Im allgemeinen gelten die elbischen Wesen natürlich ihrer Natur nach als verdammt; in mancherlei Sagen aber begegnet der Zug, daß sie sich nach der Erlösung sehnen. Grimm, Myth.[4] S. 408, erwähnt eine solche von einem Wassermann, der für den Unterricht in der Musik sich die Erlösung und Seligkeit versprechen läßt. In dem irischen Elfenmärchen „Die Mahlzeit des Geistlichen" (Irische Elfenmärchen, übers. von den Brüdern Grimm, Nr. 4) lassen die Elfen den Pater Horrigan fragen, ob ihre Seelen am jüngsten Tag begnadigt werden gleich denen guter Christen. Hier erhalten sie keine Auskunft; in einer dänischen Volkssage (a. a. O. S. 200) erwidert der Geistliche nach einem Jahr, sie seien verdammt, und auch in einer schottischen (a. a. O. S. 201 f.) sagt der Priester dem Elfen, er könne ihm keine Hoffnung auf Erlösung machen.

---

[1]) Wir benutzen die Gelegenheit, um noch einmal auf eine Stelle in des Frater Rudolfus Buch de officio cherubyn (s. Hess. Bl. V, 1906, 159 f.) zurückzukommen. Am Ende des 8. Kapitels des zweiten Teils, das de ydolatria quam faciunt puerorum mulieres handelt, heißt es: Retro ad ostium stantes vespere puerum in sinu gestant vocantque mulierem silvestrem, quam Faunam dicimus, ut puer Faune (in der Hs. Fauni) ploret, suus taceat. Nach einer Mitteilung, die wir Herrn Bibliotheksdiener G. Braun in Gießen verdanken, rät man noch heute in Steindorf (Kr. Wetzlar), wenn ein kleines Kind sehr viel schreit, der Mutter, gegen Abend an den Wald zu gehen und hineinzurufen:

„Waldweib,
mein Kind schreit.
Deins soll schreie,
meins soll schweie (schweigen)!"

Digitized by Google

Aber es gibt auch eine mildere Auffassung, nach der tatsächlich diese Wesen die Seligkeit erlangen konnten. Einen Weg [1]) zum Heil, der ihnen offen steht, deuten nordische Sagen an. In den **Flateyjarbók I, 255** wünscht ein Riese sich dadurch die ewige Seligkeit zu erlisten, daß er den **Thorsteinn uxafót** (Ochsenfuß) bittet, er möge seinen Sohn nach ihm benennen und so seinen „Namen unter die Taufe bringen"; die eigentlich hier vorliegende Vorstellung ist dabei bekanntlich die, daß der Riese als Christ wiedergeboren und so selig wird. Verwandt damit ist auch die Sage, daß der nach seinem Tode als Alf von Geirstad verehrte heidnische König Olaf in Olaf dem Heiligen wiedergeboren zu sein und dadurch selig zu werden wünscht (**Fornmannasögur IV, 16; Flateyjarbók II, 6**). Endlich wird in einer schönen, von Grimm, Myth.[4] S. 408 f., mitgeteilten schwedischen Sage von den beiden Knaben und dem Wassermann dem Neck ohne weiteres die Erlösung zugesprochen, und in deutscher Dichtung und Sage kommen Zwerge direkt als Christen vor, vergl. die Belege in den Irischen Elfenmärchen, Einl. S. LXVI. Unser Dichter als ängstlicher Christ wagt keine Entscheidung in dieser schwierigen Sache, sondern stellt sie völlig Gottes Gnade anheim.

Gießen. Karl Helm.

Schwäbisches Verbesliedchen aus dem 17. Jh.

In des Schwaben Johann Valentin Andreae **Turbo sive moleste et frustra per cuncta divagans ingenium**, einer neulateinischen Komödie aus dem Jahre 1616, deren Würdigung und Übersetzung ich versucht habe (Tübingen 1907), findet sich eine meines Wissens unbeachtet gebliebene interessante Einlage in schwäbischer Mundart. Der faustische Held hat, aller Schulweisheit müde, die hohe Schule des Lebens, Paris, bezogen und sucht dort dem Cavalierideal, wie es dem 17. Jahrhundert vorschwebte, nachzukommen. Es versteht sich von selbst, daß dabei auch die ‚galante Leffeley' eine Rolle spielt. Auch Harlekin, sein Begleiter und seine aus hausbackener Naivität und pfiffiger Überlegenheit gemischte komische Folie, erfährt in einer Liaison mit der Zofe der Geliebten seines Meisters den veredelnden Einfluß der Liebe, den er Akt III Szene 3 beredt preist. Er ist sogar durch sie zum Poeten geworden. „**Rebellem bellam Rubellam accuso simul et excuso, condemno et absolvo profecto iucundissima inventione.**" Das also charakterisierte Liedchen auf seine Rubel folgt sodann:

Das ist, fast wörtlich, der Spruch, den uns der Bruder Rudolfus aus dem 14. Jahrhundert überliefert, ein Zeichen einerseits, wie gut er über den Volksglauben seiner Zeit berichtet, andrerseits wie treu auch in der Form manche Reste alter Religion im modernen Volksbrauch bewahrt sind. H. Hepding.]

[1]) Daß elfische Wesen auch durch eheliche Verbindung mit einem Menschen eine unsterbliche Seele erhalten, wie man in einer für die Jugend bestimmten Bearbeitung nordischer Märchen von Villamaria (Elfenreigen, S. 223) lesen kann, ist nur moderne Dichtung.

Digitized by Google

I. Rubel wit mi, ſeit ſie Ja,
Ha he hi ho hu Ju, da da da.
II. Rubel kanſt vil, ſeit ſie Ja,
Fleich fleuden fleich fleich, id dich ſah.
III. Rubel gfelſt mir, ſeit ſie Ja,
Guck guden guck guck, kom mi nah.
IV. Rubel iſt gern, ſeit ſie Ja,
Botz boden botz botz, ich wird blaw.
V. Rubel haſt nichts, ſeit ſie Ja,
Ey eyden ey eyden, machſt mich graw.
VI. Rubel leid dich, ſagt ſie Nein,
Au auden au au, ich mueß heim.

Eine dramatiſch bewegte Liebeswerbung iſt das Thema. Die erſten Zeilen der Strophen bringen in ſcharfer Gliederung Frage und Antwort, ſo I. Willſt mich? Ja. IV. Ißt gern? Ja. Die enge Verbindung mit dem Tanzrhythmus wird in den zweiten Zeilen beſonders deutlich, deren erſte Hälften ein Wort in einer beſtimmten, ſtets wiederholten Weiſe abwandeln und deren zweite Hälften die Stimmung des allmählich ſich erhitzenden, dann mehr und mehr abgekühlten Liebhabers knapp wiedergeben. Dieſer Singtanz mit dem Thema der in ſcharfer Wechſelrede vorgebrachten Werbung ordnet ſich literariſch leicht den bei Holder, Geſchichte der ſchwäbiſchen Dialektdichtung, 22 ff. charakteriſierten Proben ſchwäbiſcher Hochzeitsdichtung aus jener Zeit ein. Hierher gehört das von Bartſch Alemannia XVII 69 ff. veröffentlichte ſchwäbiſche „Bndarröd Lied genandt der Winckalheirath (d. h. der auf Umwegen ſich nähernde Liebhaber), zwiſcha Deinli (= Katharinle) und Jäckli." Der Liebhaber macht in Strophe 30 mit einer groben Zote den Beſchluß, und auch das ‚ſich leiden' unſerer ſechſten Strophe wird obſcoen zu verſtehen ſein. Der Wechſelgeſang iſt um 1600 „gemacht vons Kobel Lentzen und Trottel ölſen Muſſen bey der Latern auffm Secret, im Jahr, da man ellat (= immer überall) von den Landsknechten hat gſeit, und iſt ſo ärgerlis ding, und ſo greuli lang kalt gewöſa und hat ſo einer nit ſchämen därffa, wön a glei di Händ biß on grünen Donnerstag im Latz und im Bueſa hat tragen und die Finger ins Geſäß geſtöckt biß and Lex (Lektion Schriftverleſung)." Es gehört ferner hierher das von Crecelius Alemannia XII, 177 ff. veröffentlichte Schwabenlied mit dem ſtändigen Refrain Au au, au, laß mich gau. Die Schlußſtrophe bringt eine Ernüchterung ganz nach Art unſerer fünften:

14. Wie wahre daß brautfuderlin?
Gar ſchön Au au au.
Ein großer Kaſten und kein gelt,
Dem doch nach ſchreit die gantze welt.
Au Au, Au, laß mich gau.
Diß ding macht mich ſchier gar gantz grau.

Gießen. Wilhelm Süß.

Digitized by Google

Ein Spottlied.

Es ist schon einmal in diesen Blättern (Band IV, Heft 2 u. 3) ausführlich von den Spottnamen und -versen die Rede gewesen, mit denen die Ortschaften im nördlichen Oberhessen einander bedenken. Ein Spottlied, das auch hierher gehört und schon um seines originellen Inhaltes die Aufmerksamkeit verdient, wollen wir unsern Lesern nicht vorenthalten. Herr Lehrer Voßler in Klein-Linden hat es uns zugesandt. Leider fehlt, wie es scheint, die erste Strophe. Sollte irgend einer unter unsern Lesern sein, der sie nachträglich beibringen könnte?

Es ist ein Spottlied der Heuchelheimer auf die Kinzenbacher und stammt aus alter Zeit. Beide Dörfer, in der Nähe Gießens gelegen, scheinen zu den vielen einander nahe gelegenen gehört zu haben, die ganz besonders es auf einander abgesehen hatten, wie z. B. Großen-Linden und Leihgestern.

1. „Was hun se dann fir e Kirche do?"
Se hun de alte wieder.
Der Kirchturm is met Struh gedeckt,
Un rondherim hun de Spatze geheckt.
Oho, so, so, se hun de alte wieder.

2. „Was hun se dann fir'n Pärrner[1]) do?"
Se hun de alte wieder.
Der Pärrner ies e armer Tropp,
Behält kan anzige Spruch im Kopp.
Oho, so, so, se hun de alte wieder.

3. „Was hun se dann fir e Kanzel do?"
Se hun de alte wieder.
Die Kanzel führt ka Trepp enoff
Se zäihe de Pärrner am Sal[2]) enoff.
Oho, so, so, se hun de alte wieder.

4. „Was hun se dann fir e Orgel do?"
Se hun de alte wieder.
Do brommt der Oas, do farzt die Kouh,
Der Esel schleht den Takt dezou.
Oho, so, so, se hun de alte wieder.

5. „Was hun se dann fir'n Amtmau do?"
Se hun de alte wieder.
De Amtmann stiehlt d' Schof de Woll
Un ies die Woch nur amol voll.
Oho, so, so, se hun de alte wieder.

6. „Was hun se dann fir'n Scholtes[3]) do?"
Se hun de alte wieder.
De Scholtes schreibt sei Name schie[4]),
Er mächt 3 Kreuz wäi's auner Vieh,
Oho, so, so, se hun de alte wieder.

---

[1]) Pfarrer. [2]) Seil. [3]) Schultheiß. [4]) schön.

Digitized by Google

7. „Was hun se dann fir'n Schoulmann do?"
Se hun de alte wieder.
Er lernt die Kiemm das ABC,
De arme Deuwel kann net meh.
Oho, so, so, se hun de alte wieder. —

Großen-Linden. O. Schulte.

Reste altgermanischen Losens in der Pfalz.

E. Mogk hat in den „Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde (Korrespondenzblatt)" Nr. 6 (November 1907) darauf hingewiesen, daß das altgermanische Losen bisher nur im Volksbrauch Norddeutschlands und Skandinaviens bezeugt ist. Seine Vermutung, die Sitte sei auch in Oberdeutschland bekannt, finden wir durch folgenden Rechtsbrauch bestätigt, der sich bis in unsere Tage in der Pfalz erhalten hat und wegen des Zusammenhangs mit der Hausmarke besonders interessant ist.

In den Gemeinden Marth, Bubach, Osterbrücken, Hoof, Niederkirchen, Saal (alle in dem weltentrückten Ostertal unweit der preußischen Grenze bei Kusel gelegen) wird heute noch in sechsjährigem Wechsel Gemeindeland unter die Bürger verlost, die eine darauf ruhende Gütertaxe zu zahlen bereit sind; ähnlich verfährt man mit Streuwerk und Holz aus dem Gemeindewald. Beim Verlosen bediente man sich nun vor Kurzem noch bestimmter Holzwürfel, in die je die Hausmarke eines Bürgers eingeschnitten war. Bei der Verlosung z. B. von Gemeindeland ging man von Stück zu Stück; die Würfel befanden sich in einem Säckchen. War man bei dem zu verlosenden Acker angekommen, so holte einer der Bürger einen Würfel aus dem Säckchen hervor: wessen Hausmarke darauf stand, dem gehörte das Objekt. Am verlosten Holz wurde und wird (in Saal) jetzt noch die Hausmarke mit Rötel sichtbar angebracht. In den übrigen Ortschaften hat man heute die alten Zeichen durch Loszettel mit den Namen ersetzt. Die uns vorliegenden älteren Würfel zeigen als Hausmarken Punkte (Augen), gerade oder krumme Linien und Kombinationen von solchen, sichtlich jüngere zeigen große lateinische Buchstaben. Einzelne Marken stehen, wie Herr Lehrer V. Weis in Marth vermutet, mit dem Beruf des Trägers in Zusammenhang. Ich behalte mir vor über diese und ähnliche Pfälzer Hausmarken ausführlicher zu berichten und möchte nur vorläufig zur Beantwortung der Frage E. Mogks auf den für Oberdeutschland noch nicht nachgewiesenen Rechtsbrauch hingewiesen haben [1]).

Ludwigshafen a. Rh. Albert Becker.

---

[1]) Auch in Oberhessen ist das Losen nicht selten anzutreffen; besonders wird die Reihenfolge beim Backen durchs Los bestimmt, so in Treis a. d. Lda., Garbenteich, Großen-Linden und vielen anderen Orten. In Treis geschieht

Digitized by Google

Bücherschau.

Beiträge zur Geschichte der Universitäten Mainz und Gießen hg. von J. R. Dieterich u. K. Bader (= Archiv f. hessische Geschichte u. Altertumskunde N. F. 5). Darmstadt 1907.

Ludoviciana. Festzeitung zur 3. Jahrhundertfeier der Universität Gießen. Gießen 1907.

Wegweiser durch die Universitätsstadt Gießen und ihre Umgebung. Gießener Verkehrshandbuch. Gießen 1907.

Aus der Fülle der zur Gießener Universitätsjubelfeier erschienenen Schriften sei hier auf drei aufmerksam gemacht, die auch volkskundliches Interesse beanspruchen dürfen.

Zu den Beiträgen steuert W. M. Becker S. 327 ff. eine meist auf ungedrucktem Aktenmaterial beruhende Studie: Zur Geschichte des Pennalismus in Marburg und Gießen bei. Beachtenswert ist darin vor allem der Hinweis darauf, wie tief eingewurzelt der Glaube an die Berechtigung und Notwendigkeit des Pennalwesens als eine Folge des alles beherrschenden Begriffes der Standeszugehörigkeit war, kraft dessen das durch allerlei Mühen zu überwindende Probejahr trotz seiner offen zu Tage liegenden Schäden so selbstverständlich erschien, daß sich sogar die Universität, allerdings mit geleitet durch den wahrscheinlich sonst eintretenden Frequenzrückgang, in aller Form das Eingreifen des Landgrafen, der Wandel schaffen wollte, verbat. Sehr dankenswert ist sodann der angefügte Abdruck der Pennalgesetze von 1656, für die besonders bezeichnend ist, daß sie von den älteren Pennälen den jüngeren aufgezwungen wurden, und des Untersuchungsprotokolles aus demselben Jahre.

Beckers Aufsatz ergänzt aufs glücklichste Fabricius in der Ludoviciana, S. 24 ff. besonders dadurch, daß er auf die Gebräuche bei der Deposition näher eingeht und zeigt, wie sich der Pennalismus aus der Deposition entwickelte. Des weiteren nimmt er den Pennalismus gegen eine Reihe von Vorwürfen

---

es durch Losstäbchen, auf welchen die Zahlen, welche die Reihenfolge bezeichnen, durch Kerbschnitte angegeben sind. Diese Methode des Losens ist also ziemlich modern. — Wichtiger ist ein Brauch in Hartershausen, Kr. Lauterbach. Nach einer in unserem Archiv befindlichen Mitteilung des Herrn K. Altstadt werden dort die der Gemeinde zukommenden Fuhren, wie das Anfahren des Schul-, Hirten-, Nachtwächter-, Polizeidiener-, Ammen- und Schäferholzes nicht gegen Lohn gefahren, sondern jeder Bauer — im ganzen 17 — ist verpflichtet, eine Fuhre zu holen. Was einer zu fahren hat, wird durchs Los bestimmt. Hierzu sind besondere runde Loshölzer mit eingeschnittenen Zahlen auf der Bürgermeisterei vorhanden. Also auch hier das Losen durch Zahlen, aber diese dienen nicht dazu, eine Reihenfolge festzusetzen, sondern für jede beliebige einzelne Fuhre den Bauer zu bestimmen, der sie übernehmen muß. Jede Zahl weist nämlich ein für allemal auf ein bestimmtes Haus und dessen jeweiligen Bewohner hin; die Zahlen treten hier also deutlich als jüngere Substitute der älteren, nicht mehr vorhandenen Hausmarken auf. Helm.]

Digitized by Google

in Schutz. Die Sache sei lange nicht so schlimm gewesen, als man immer meint. Besondere Übertreibungen, Einzelfälle in Rostock und Erfurt seien immer als die Norm aufgefaßt worden, und speziell in Gießen sei der Pennalismus nie in so abschreckender Form aufgetreten. Daran ist vieles richtig, doch ist wohl die Apologie etwas zu weit ausgedehnt.

An Becker schließt sich, um zu den „Beiträgen" zurückzukehren, L. Voltz an mit seinem kulturgeschichtlich sehr interessanten Aufsatz: Zwei hessen-homburgische Prinzen als Gießener Studenten 1722—23, in welchen auch manches nette Streiflicht auf Sitte und Brauch fällt; ich verweise besonders auf die Anmerkung über die Strafe des „Esels" S. 364.

Sodann berichtet K. Bader über tödliches Ableben und solenne Beerdigung Rectoris Magnifici. Mit Recht betont er den reichen Gewinn, den Volkskunde und Sittengeschichte aus Beschreibungen von Festen und Aufzügen aller Art ziehen. Nett sind die Seitenblicke auf die Stand- und Rangesfragen, nicht minder die Notiz, daß die Frage der Zitronen im Konduкt einiger Überlegung bedurfte, aber doch die Einsicht in ihre absolute Überflüssigkeit siegte. Der Kenner wird auch in den S. 109 ff. der Beiträge von Herrmann mitgeteilten Statuten der Mainzer Bursen manchen volkskundlich verwertbaren Zug entdecken.

Auch die Ludoviciana bietet noch gar manchen Zug, der Leben und Treiben, Sitten und Gebräuche der Studenten und der Musenstadt schildert. Das einzelne herauszuheben, würde viel zu weit führen. Hingewiesen sei nur auf die hübsche Musterkarte Gießener Spitznamen S. 46.

Ebenfalls durch das Universitätsjubiläum veranlaßt ist die Ausgabe von Roths Wegweiser durch Gießen. Er bietet unter anderem S. 238 ff. eine hübsch zu lesende Darstellung des früheren Gießener Studentenlebens und S. 163 ff. eine interessante Skizze über Charakter, Sitten, Gebräuche und Sprache der Hessen im weiteren Umkreise Gießens. Wenn diese auch bei der gebotenen Kürze (14 Seiten) weder etwas Erschöpfendes noch etwas Neues bringen konnte, regt sie doch durch ihre lebendige Schreibart an und veranlaßt hoffentlich manchen, der bis dahin achtlos daran vorüberging, Bräuchen und Sitten der Heimat sein Interesse zuzuwenden.

Gießen. G. Lehnert.

Arnold van Gennep, De l'héraldisation de la marque de propriété et des origines du blason. Étude ethnographique. Paris, aux bureaux de la Revue Héraldique, 1906.

Der als eifriger Forscher auf dem Gebiete der Haus- und Hofmarken-Frage bekannte Verfasser liefert in genannter Schrift eine recht fleißige Arbeit, vornehmlich vom Standpunkte der vergleichenden Betrachtung der Entwicklung und Bedeutung dieser Zeichen. Seine Schrift, ausgestattet mit guten Illustrationen, ist auch insofern von besonderem Interesse, als er die in den verschiedenen Ländern und Erdteilen vorkommende Verwendung der Eigentumsmarke auf Grund der ziemlich umfangreichen Literatur darstellt. Er hebt das seltene Vorkommen der Marke in Frankreich hervor, während der Gebrauch, die Vermögensstücke mit besonderen Zeichen zu versehen, in Deutschland, Rußland, der Schweiz usw. sehr verbreitet ist. Seine Ausführungen über den alten Gebrauch des „blason" in germanischen

Digitized by Google

und slavischen Ländern veranlassen ihn, sich gegen die Auffassung zu wenden, daß der Ursprung des Wappens im Orient zu suchen ist. Diese übrigens durchaus nicht neue Theorie ist neuerdings durch Yakoub Artin Pacha bei Gelegenheit seiner Studien über die ägyptischen **tamga** wieder aufgestellt worden (**Contribution à l'Étude du blason en Orient, Londres 1902**). Diese **tamga** sind nicht nur Eigentumsmarken, sondern auch unterscheidende, den Rang darstellende Zeichen. Gennep glaubt, höchstens zugeben zu dürfen, daß die Berührung des Abendlandes mit dem Orient zur Zeit der Kreuzzüge nur beigetragen hat, die Entwickelung und den Ausbau des altgermanischen „**blason**" zu beschleunigen. Er zieht außerdem noch die Verwendung des arabischen **wasm** und besonders des japanischen **mon** (oder **mondokoro**), des Familien-Wappens, und des **shirushi**, der Hausmarke, in den Kreis seiner Erörterungen. Er erwähnt auch vergleichsweise die Sitte, die Tiere durch Einbrennen der Marke und durch das Beschneiden der Ohren usw. zu kennzeichnen. — Als Ergebnis seiner vergleichenden Forschungen stellt er die Polygenesis des „**blason**" dar. Er bezeichnet es als unnütz, wie bisher die Heraldiker getan hätten, nach dem ursprünglichen Zentrum des „**blason**" zu suchen. Seiner Ansicht nach hat es sich aus sich selbst entwickelt, indem es von der früheren Eigentumsmarke ausging. Für die Embleme, die Tinktur und die Symbolik gibt G. allerdings einen orientalischen Einfluß zu. Er verweist hierbei auf die bereits von römischen Schriftstellern hervorgehobene Farbenbemalung der Schilde der altgermanischen Krieger, sowie auf ebensolche Schildbemalung der heutigen Völkerschaften, die sich noch im Stadium der kriegerischen Zivilisation unserer Voreltern befinden, wie z. B. die Neger Afrikas.

Was nun die Stellung der abendländischen Heraldik zu dieser Frage betrifft, so läßt sich allerdings nicht bestreiten, daß zahlreiche Hausmarken heraldisiert, in Wappen umgewandelt sind. Andererseits muß es als verfehlt gelten, ohne nähere Prüfung blindlings ein jedes an eine Hausmarke erinnerndes Wappen auf eine solche zurückführen zu wollen. Von besonderer Wichtigkeit ist, daß die Umwandelung von Hausmarken in ein Wappen größtenteils bei bürgerlichen und patrizischen Familien stattfand, oft ganz einfach in der Weise, daß man die Marke in einen heraldischen Schild setzte und beides heraldisch tingierte. Mehrfach, und dies ist ebenfalls von besonderer Wichtigkeit für diese Frage, läßt sich nachweisen, daß Wappen und Hausmarke in ganz verschiedener Form nebeneinander von derselben Familie geführt werden. Die betreffenden Familien führten die Hausmarke für geschäftliche Zwecke, das Wappen bei familiären Veranlassungen. Wir verweisen hierzu auch auf die Protokolle der Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zu Sigmaringen vom Jahre 1891 (abgedr. in der Hofbuchdr. v. E. S. Mittler & Sohn, Berl. 1892), die Gennep entgangen zu sein scheinen. Jedenfalls muß man schärfer scheiden, als dieser Forscher, zwischen der einfachen Marke, dem Gemerke, dem persönlichen Merkzeichen, und dem eigentlichen und figürlichen Wappenzeichen, dessen Substrate ritterliche Waffenstücke sind, und das nicht über das Zeitalter der Kreuzzüge zurückreicht. Dieses abendländische Wappenzeichen hat sich in ganz besonderer, eigenartiger Weise, nach bestimmten Regeln der Kunst und Wissenschaft, als erbliches Abzeichen, als bleibender Anspruchstitel mit dem Grundbegriff der recht-

Digitized by Google

lichen Repräsentation herausgebildet. Das innere Wesen dieser abendländischen Heraldik, die eng verwachsen ist mit dem ganzen geistigen Leben, mit dem Denken und Fühlen des Mittelalters, ist Arnold van Gennep bis jetzt fremd geblieben. Unter diesem Mangel, der eine Generalisierung in verkehrter Richtung gefördert hat, leidet denn auch seine gegenwärtige Schrift.

Gießen. Dr. August Roeschen.

Oskar Dähnhardt, Schwänke aus aller Welt. Für Jung und Alt herausgegeben. Mit 52 Abbildungen nach Zeichnungen von Alois Kolb. B. G. Teubner. Leipzig u. Berlin 1908. IV + 156 S. Preis geb. 3 Mark.

Der durch seine Sammlungen und Arbeiten aus dem Gebiet der Volkskunde bekannte Herausgeber gibt in diesem Bande eine Auswahl von Schwänken und Schwankmärchen, die er aus der weiten internationalen Schwankliteratur zusammengetragen hat. Unter den mitgeteilten 83 Stücken finden sich viele Beispiele von gesundem, erfrischendem Volkshumor. Da die Schwänke für den Familientisch bestimmt sind, so fehlt ihnen allen das Element, das dem Volksschwank so häufig anhaftet: Das Erotische.

Etwas merkwürdig berühren die Abbildungen. Sie haben alle etwas Robustes. Das war vielleicht von dem Zeichner beabsichtigt und paßt ja auch sehr gut zur Natur des derb auftragenden Schwankes. Aber sie sind dabei zu einförmig. Die Männer treten fast immer in Hemdsärmeln auf und haben dabei zugleich etwas Sonntägliches an sich. Es ist, als ob sie noch nicht Toilette gemacht hätten. Auf Seite 113 soll ein „sternenäugiger" Hirt dargestellt werden, aber nichts von Sternenaugen und nichts von Hirtenmäßigem erscheint an ihm. Er sieht aus wie ein junger, kräftiger Arbeiter, der eben von seiner Maschine kommt. Viele andere Gestalten ähneln ihm, und es wäre doch wohl ein Leichtes gewesen, die so verschiedenen Personen ein wenig mehr zu individualisieren.

Gießen. Walther Küchler.

Karl Euling, Das Priamel bis Hans Rosenplüt. Studien zur Volkspoesie. VIII + 583 S. 12 Mark. (Germanistische Abhandlungen, begründet von Karl Weinhold, herausg. von Friedrich Vogt. 25. Heft) Breslau. Verlag von M. u. H. Marcus 1905.

Die Improvisationsdichtung des Priamels beruht wohl auf uralter volkstümlicher Grundlage, als literarische Gattung ist es ein Erzeugnis Nürnberger Dichtkunst. Sein hervorragendster Vertreter ist Hans Rosenplüt.

In seinem Buch, das von außerordentlicher, umfassender Sachkenntnis getragen ist, macht Euling den Versuch, die Priameldichtung aus sich selbst und aus der Volkspoesie zu verstehen. Er weist nach, daß alle Arten poetischer Kleinkunst, die man mit dem Priamel in Verbindung gebracht hat, sich doch tatsächlich nicht mit ihm decken, daß auch die bisherigen Erklärungen vom Wesen des Priamels zum mindesten einseitig gewesen sind. Er erklärt dann selbst das Priamel als „eine im fünfzehnten Jahrhundert selbständige Gattung ursprünglich epigrammatischer Improvisation, die eine Reihe paralleler Einzelheiten in bestimmten Formen mit künstlerischer Absicht zu einer inneren Einheit zu verbinden sucht" (S. 15). In dieser Erklärung fällt ganz weg, was man seit Herder etwas einseitig als das Wesen des Priamels angesehen hatte, nämlich die Notwendigkeit des endlichen, die Erwartung befriedigenden Auf-

Digitized by Google

schlusses nach einem längeren Präambulieren. Euling läßt in seiner Erklärung klug und vorsichtig Raum für alle verschiedenen Formen. Er behält es seiner Darstellung vor, zu zeigen welche und wie geartete Formen die parallelen Einzelheiten zu innerer Einheit verbinden. So sucht er in seiner Erklärung vom Wesen des Priamels nicht die mannigfachen Arten seines Wesens unterzubringen. Mit vollem Recht kann er so seine Definition bezeichnen als ein Gerüst, das man nach Vollendung des Baues wieder abbrechen könne.

Wie er im einzelnen das Priamel aus priamelhaften Anfängen über seine Formen in Minne- und Meistergesang bis zu seinem Klassiker, Hans Rosenplüt führt, darauf kann hier nicht eingegangen werden. Die Entwicklungen und Variationen mag man im Buche selbst an der Hand des reichen Materials beobachten.

Gießen. Walther Küchler.

Franz Söhns, Unsere Pflanzen, ihre Namenserklärung und ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben. 4. Aufl. Leipzig, Teubner, 1907. VIII u. 198 S.

Söhns bespricht in seinem Buche, das der Einleitung nach der Belebung und Vertiefung des botanischen Unterrichts dienen will, etwa 700 lateinische und deutsche Pflanzenbezeichnungen und streift bei ihrer Erklärung die verschiedensten Gebiete. Im Vordergrund steht die Etymologie, die oft einen recht breiten Raum einnimmt, zumal, wenn der Verfasser eine eigene Ansicht zu begründen sucht, aber immer im besten Sinne allgemeinverständlich bleibt (vergl. etwa: die Küchenschelle S. 23, Hollunder S. 56, Baldrian S. 120). Von besonderem Interesse sind die zahlreich aufgenommenen Volksetymologien und lokalen Benennungen, wo natürlich noch manches sich nachtragen ließe [1]). Die Fäden der mythologischen Beziehungen läßt Söhns nicht nur zur germanischen, sondern auch zur antiken Welt hinüberlaufen, einmal tun wir auch einen Blick in die Schwierigkeit, antike Pflanzennamen sicher auf einzelne Arten der heutigen Flora zu beziehen (S. 15). Die Erzählung von der Wirkung des Napellum (S. 30) gibt eine Vorstellung von der Art, wie man im 16. Jahrhundert medizinische Experimente ausführte, auch rein naturwissenschaftliche Fragen werden erörtert, etwa, ob die fleischfressenden Pflanzen die Verwesungsprodukte wirklich zu ihrer Ernährung nötig hätten. Das meiste volkskundliche Material liegt in den Angaben über den Glauben an Heilwirkungen bestimmter Pflanzen, ihren Gebrauch als Amulete und Talismane in Altertum und Gegenwart. Dem reichen Inhalt, der es freilich weder an Vollständigkeit noch an Unanfechtbarkeit der aufgenommenen Deutungen allen wird recht machen können, entspricht eine glatte Darstellung (man merkt beim Lesen

[1]) So heißt etwa der S. 55 genannte „Liebfrauensommer" in Rheinhessen „Altweibersommer", „Siebenbaum" für Wacholder ist ebenda verbreitet (S. 64); zur Anmerkung S. 156 wäre zu bemerken, daß der Ausdruck: „Was hoste awer heit widder for e Walpert (= Walpurgisnacht) gemacht" im Pfälzischen ganz geläufig ist, um unruhigen Schlaf zu bezeichnen. Manche wichtige Beiträge zur Pflanzenbenennung und ihrer Etymologie bringt neuerdings Ed. Schröder in einem „Blachfeld" betitelten Aufsatz der Nachr. d. sächs. Gesellsch. d. Wissensch. Göttingen, phil.-hist. Kl. 1908, S. 15 ff.

Digitized by Google

nicht, daß das Ganze ohne Kapitel oder sonstige Abschnitte gedruckt ist) und eine schmucke Ausstattung. Eine Inkonsequenz fällt auf: Manchmal werden ganze griechische Verse und schwer verständliche Pliniuszitate ohne Übersetzung abgedruckt, während an anderen Stellen der Verfasser die griechischen Typen durch Umschrift in lateinische Buchstaben zu vermeiden sucht und einfachen lateinischen Sätzen eine Übertragung beifügt; da er sich in erster Linie Lehrer und Schüler aller Anstalten als Leser denkt, hätte sich doch wohl die Durchführung des zweiten Prinzips empfohlen.

Gießen. A. Abt.

A. Chudzinski, Tod und Totenkultus bei den alten Griechen. (Gymn.-Bibl. herausg. v. Prof. A. Hoffmann. 44. Heft.) Gütersloh, C. Bertelsmann. 1907. S. 83, 8°.

Die Schrift gibt eine knappe Darstellung der einschlägigen Fragen unter Verzicht auf alles rein Hypothetische und möglichster Beschränkung der Zitate. Was an Belegstellen geboten wird, zeigt durch seine Auswahl, daß sich Ch. als Leser seiner Arbeit mehr den Lehrer als den Schüler denkt.

Nachdem im ersten Kapitel die sittliche Bedeutung des Jenseitsgedankens für die Griechen kurz dargelegt ist, geht das zweite (S. 21 ff.) auf den Zustand der Seele nach dem Tode ein, zunächst nach homerischer Vorstellung. Die Seele, die mit dem Atem den Körper verläßt, weilt nach Bestattung des Körpers im Hades bewußtlos und ohne Fähigkeit, ins Diesseits herüberzuwirken. Nur auf Augenblicke kann sie durch Blutgenuß Bewußtsein erlangen, ein Gedanke, der in jüngeren Partien des Epos schon aufgegeben ist, wo die Hadesbewohner bewußt ihre Lieblingsbeschäftigung weiter treiben. Der Hades, als Haus oder als Land gedacht, liegt unter der Erde oder im finsteren Westen. Das weite Tor läßt jeden ein, den Ausgang aber sperren Kerberos und Echidna. Widersetzt sich Kerberos einmal einem, der herein will, so kann der Betreffende nicht sterben. Der Weg zum Hades führt am Gestade des Ozeans, dem „weißen Felsen" und den Toren des Helios vorbei, Charon setzt die Seele über den Unterweltfluß, die Totenrichter richten sie.

Das 3. Kapitel behandelt das Schicksal, den Dämon des Todes, die unterirdischen Gottheiten, die Mysterien (S. 33 ff.). Die griechische Volksvorstellung kennt keinen besonderen „Tod", Hades selbst, Apoll, Artemis, Harpyien und andere Wesen entraffen den Menschen. All das sind zugleich auch Wachstum und Leben spendende Gottheiten; demnach empfanden die Griechen Leben und Tod als Wirkung einer einzigen Kraft. Die Gestalten Plutos und Persephones, ihre Verehrung zumal in den Mysterien, bespricht der Verfasser im engen Anschluß an Gruppe; Hekate, die Zaubergöttin, wird wegen ihrer Verbindung mit Spuk und Gespenstern als „gesunkene große Göttin" betrachtet. Auch bei ihr werden einige Züge aus ihrer Verehrung angeführt.

Wichtiger vom Standpunkte der Volkskunde aus ist Kap. 4, von Tod und Bestattung handelnd (S. 45 ff.). Hier finden sich eine Reihe antiker Gebräuche, die ihre Analogien im deutschen Volksglauben haben (Wuttke-Meyer[2] § 724 ff.). So das Verbot, Toten Übles nachzusagen, das Hellsehen der Sterbenden, das Schließen von Augen und Mund nach Eintritt des Todes, der Totengroschen, verschiedene Rücksichtnahmen bei der Aufbahrung und Bestattung, die Leichenbeigaben, die besondere Behandlung der vom Blitz Er-

Digitized by Google

schlagenen (Wuttke-Meyer ³ § 266). Die Sitte, daß beim Leichenschmaus ein Platz für den Toten freibleibt, scheint bei uns keine Parallele zu haben. Von S. 56 an kommen „Totenverehrung, Gräber und Friedhöfe" zur Sprache; so Bestattungspflicht, Trauerkleidung, Totenopfer, Totenfest, Vorkehrung zur Abwehr der Totengeister von den Häusern (darunter Kreuzdorn und Teer, vgl. Wuttke-Meyer ³ § 531, Mittel gegen Verunreinigung durch Leichen (Weihwasser, Verlöschen des Feuers: Wuttke-Meyer ³ 723, 737), Anlage, Ausschmückung und Heilighaltung der Grabstätten.

Beim Kapitel „Aberglauben innerhalb des Glaubens an ein jenseitiges Leben" (Kap. 6, S. 71 ff.) wird gelegentlich (bei dem todanzeigenden Zwitschern der Schwalbe, der Entstehung von Schlangen aus Leichen u. a.) behauptet, ein Grund für solche abergläubischen Vorstellungen sei nicht einzusehen, wo jedoch die verbreiteten Vorstellungen von den „Seelentieren" (Wundt, Völkerpsychologie II 2) eine völlig genügende Erklärung bieten. Dann enthält das Kapitel Beispiele für das Erscheinen der Geister im Diesseits und ihr wohltätiges oder schädigendes Wirken, nennt Stätten und Arten der Totenorakel und geht schließlich auf die magische Totenbeschwörung und ihre Riten ein.

Im letzten Abschnitt (Pflanzenwelt und Welt der Toten, S. 80 ff.) werden die Totenbäume (Schwarzpappel, Weide, Cypresse, Fichte, Ölbaum, Myrthe) und sonstige Totenpflanzen (Narzisse, Hyazinthe, Asphodelos) aufgezählt und kurz der Grund ihrer Zuteilung an die Unterwelt gestreift.

Im einzelnen wünschte man häufig ein Eingehen auf den Grund gewisser Vorstellungen, doch es mag sein, daß der Verfasser absichtlich darauf verzichtet hat, um nicht Kontroverses zu bringen (etwa die Erklärung des Charonsgroschens, oder die Erklärung der veränderten Kleider- und Haartracht nach einem Sterbefall als Mittel, sich für den Totendämon unkenntlich zu machen). Mehr stören allzu rationalistische Erklärungen, die sich hier und da finden. So, wenn das Verbot, Toten Übles nachzusagen, aus „einem gewissen Heiligenschein" erklärt wird, den der Tod verleiht, wo doch Furcht vor der Rache der beleidigten Seele der Grund ist; wenn für den Glauben an das Hellsehen Sterbender geltend gemacht wird, „ihr Urteil sei von keiner Voreingenommenheit mehr getrübt"; wenn das Schließen der Augen des Leichnams seinen Grund haben soll in einer „Sünde, in gebrochene Augen zu blicken", während man doch ursprünglich damit ebenso wie mit dem Schließen des Mundes, dem Zubinden der Wunden der Seele den Rückgang in den Leib sperren wollte. Bei der Narzisse wird nicht nur ihre „tote Pracht" und ihr betäubender Duft auf das Totenreich hingewiesen haben, sondern auch das Anklingen ihres Namens an ναρκᾶν, „lahm, totenstarr werden". In Kap. 7 ist die Bohne, an die eine Reihe abergläubischer Beziehungen zum Hades sich ansetzten, wohl nur aus Versehen weggeblieben, ebenso wird versehentlich auf S. 56 der Schein erweckt, als dienten die in Gräbern gefundenen Bleitäfelchen vorwiegend der Verwünschung des Leichenschänders, während es sich meist um Liebes- oder Gerichtszauber handelt.

Gießen. A. Abt.

Willy Pastor, Aus germanischer Vorzeit. Bilder aus unserer Urgeschichte. Mit sechsundachtzig Bildern im Text und sechs Tafeln. Buchschmuck von Emma Pastor. Berlin, W. Werther, 1907. 181 S.

Digitized by Google

Ein vortrefflich ausgestattetes, warm geschriebenes, aber inhaltlich gänzlich verfehltes Buch.

Die „menschgewordene Planetenkraft" der Erde hat nach P. ihren Höhenpunkt erreicht, als nach den verschiedenen Eiszeiten in Nordeuropa „dem Planeten endlich die Bildung der Germanen gelang". Diese Germanen oder Arier gingen schon in frühester Urzeit vom Schamanentum zu einem reinen Sonnenkult über, dessen heilige Stätten uns in den Wall- oder Trojaburgen noch heute übrig sind. Die Wallburgisnacht ist eine christliche Umdeutung der Wallburgfeste des alten Sonnenkults! Vorübergehend brachten die Arier ihren Sonnenkult zu den Völkern des Mittelmeers, er zeigt sich in den Sonnenheiligtümern Aegyptens, den Pyramiden, wird aber dann wieder überwuchert vom Animismus „der rückständigen Weltanschauung des Südens". Umgekehrt ist dieser Animismus aber nach dem Norden gekommen, ein „Christentum vor dem Christentum" wie sich P. ausdrückt; die Steingräber, ursprünglich alte Sonnenaltäre, legen davon nach P. Zeugnis ab. In der jüngeren Bronzezeit aber hat sich der arische Sonnenkult wieder siegreich über den finsteren Totenkult erhoben. — Variationen über das heute so oft erklingende hohe, aber kritiklose Lied von der Unübertrefflichkeit des Germanentums.

Gießen. Karl Helm.

Herz, Wilhelm, Aus Dichtung und Sage. Hrsg. von Carl Vollmöller, Stuttgart und Leipzig, J. G. Cotta, 1907. X, 219 S. 3.— M.

Die in diesem Bändchen vereinigten Vorträge und Aufsätze waren von vornherein für ein größeres Publikum bestimmt, sie diesem aufs neue leicht zugänglich zu machen, war ein dankenswertes Unternehmen; denn wie kein zweiter, seit Uhland, hat H. den Beruf gehabt, über wissenschaftliche Gegenstände in allgemein verständlicher und schöner Form zu einem weiteren Kreise zu sprechen. Gleich der erste Aufsatz über den ritterlichen Frauendienst zeigt das aufs glänzendste; er gibt in anziehender Weise die Resultate der literarhistorischen Forschung über diesen Gegenstand wieder und ist auch heute nach nahezu einem halben Jahrhundert noch lesenswert. Zwei Arbeiten beschäftigen sich mit älterer Sagenkunde (Nibelungensage und Beowulf) und können als treffliche Einführungen in diese Gegenstände gelten, auch eine dritte Arbeit über die Walküren handelt in ihrem größeren Teil von germanischer Sage, nur in den kleineren Anfangspartien von germanischem Glauben. Zahlreich sind die Fäden, die von diesen Gegenständen zur Volkskunde herüberführen. In engster Beziehung zu dieser stehen die übrigen Aufsätze des Bändchens. Nur einer davon, die Studie über altfranzösische Volkslieder, berührt die Volkspoesie, die andern Volksglauben und Aberglauben. Wir finden unter diesen ein meisterhaftes Kabinettstückchen in der Interpretation von „Mörikes Feuerreiter" auf Grund der volkstümlichen Anschauungen über die Feuerbeschwörung. Die „Hexenprobe" gibt treffliche Ausführungen über diesen vom dunkelsten Mittelalter bis ins 18. und 19. Jahrhundert geübten Brauch. Vor allem aber ist die „Mythologie der schwäbischen Volkssagen" beachtenswert. Soweit das mythologische selbst in Betracht kommt, ist hier allerdings an manche Stelle ein Fragezeichen zu setzen; aber für die Volkskunde enthält diese Mythologie eine Fülle der wertvollsten Zusammenstellungen über die wilde Jagd, die Verehrung der Verena, der Urschel, über die Erd-

Digitized by Google

leute, Haus- und Berggeister, Wind-, Sturm- und Wolkenwesen, die Nixen, den Alp, Riesen, Hexen und Teufel u. s. w.

Gießen. Karl Helm.

Eingegangene Bücher.

(Abgeschlossen am 1. Juni 1908.)

Die mit * bezeichneten Bücher sind bereits zur Besprechung vergeben.

*Bechtolsheimer, H., Das Hungerjahr. (Wiesbadener Volksbücher Nr. 97) 1907.

*Bickelhaupt, Greta, Rege un Sunneschoi. Gedichte und Geschichten aus dem Odenwald. Gießen, E. Roth. 1 Mk.

*Breslauer, M., Documente frühen deutschen Lebens. 1. Reihe: Das deutsche Lied. Berlin 1908. 8 Mk.

Bruinier, J. W., Das deutsche Volkslied. 3. Aufl., Leipzig, Teubner, 1908. 1 Mk.

*Buxbaum, Ph., Dorfstücke. Liederspiele aus dem Odenwälder Volksleben. Gießen, E. Roth. 1 Mk.

*Buxbaum, Th., Bilder aus dem Odenwälder Volksleben, Bd. I—III. Gießen. E. Roth, 1907. Je 1,50 Mk.

Haendcke, B., Deutsche Kunst im täglichen Leben. Leipzig, B. G. Teubner, 1908. 1 Mk.

*Heldmann, K., Mittelalterliche Volksspiele in den thüringisch-sächsischen Landen. Halle, O. Hendel, 1908.

*Hunziker, J., Das Schweizerhaus V, 1. 1908.

*Kaßner, K., Das Wetter und seine Bedeutung für das prakt. Leben. Leipzig, Quelle und Meyer, 1907. 1,25 Mk.

*Krauß, F. S., Slavische Volksforschungen. Leipzig, W. Heims, 1908.

Otto, E., Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwickelung. 3. Aufl. 1908.

Rehm, H. S., Deutsche Volksfeste und Volkssitten. Leipzig, B. G. Teubner, 1908. 1 Mk.

*Thomas, N. W., Bibliography of Anthropology and Folk-Lore 1906, London 1907.

*Wehrhan, K., Die Sage (= Handbücher zur Volkskunde, Bd. I). Leipzig, W. Heims, 1908.

Eingänge für das Archiv der Vereinigung.

Beantwortungen unsres ersten Fragebogens sandten ein: Lehrer Völsing-Garbenteich, Seminarist Ferd. Koch durch Prof. Dr. Alles-Friedberg Lehrer J. Lotz-Nieder-Breitenbach, stud. hist. Lindenstruth-Beuern (Kinderlieder, Dorfscherze, Hausspräche), Lehrer H. Weber-Storndorf.

Digitized by Google

Ferner sandten für das Archiv Pfarrer Loos-Groß-Umstadt: L. Reisenberg, Die 300jährige Jubelfeier des Rathauses zu Groß-Umstadt (Festspiel), Haus- und Staatsarchivar Dr. Dieterich-Darmstadt: Referat über Flurnamensammlung und Aufsätze des Bergmeisters Köbrich darüber aus der Darmstädter Zeitung, Apotheker Fr. Haupt-Ueerdorf: Mitteilung über Osterbräuche und Feuersegen, Reallehrer Dotter-Alsfeld: Abhandlung über den Stadtmusikus zu Alsfeld, Pfarrer Moser-Wohnbach: Sitten und Bräuche, Lehrer Boßler-Kleinlinden: Alte Bauerntänze aus dem Ohmtale, Prof. Dr. B. Kahle-Heidelberg, Abschrift zweier Himmelsbriefe aus dem Odenwald, Pfarrer E. Siebeck-Wirberg, Abschrift eines Schutzbriefs. Allen Einsendern herzlichen Dank!

Geschäftliche Mitteilung.

Die diesjährige ordentliche Mitgliederversammlung fand am 4. Mai zu Groß-Umstadt im Gasthaus „zum Lamm" unter zahlreicher Beteiligung der Mitglieder aus Groß-Umstadt und Umgebung, aus Darmstadt und Gießen statt. Der Odenwaldklub hatte einen Vertreter, Herrn Forstmeister Guntrum aus Heppenheim, der Badische Verein für Volkskunde freundliche Grüße gesandt. Der Vorsitzende, Pfarrer Schulte (Großen-Linden), erstattete den Jahresbericht: Die Vereinigung, die zur Zeit 1046 Mitglieder hat, verbreitete im abgelaufenen Vereinsjahre einen eingehenden Fragebogen über Kinderreime und -spiele in über 6000 Exemplaren im ganzen Großherzogtum. Die zahlreichen und zum Teil sehr wertvollen und ausführlichen Beantwortungen haben dem Archiv, das sich in der Universitätsbibliothek zu Gießen befindet, ein reiches Material zugeführt, und noch immer gehen neue Sammlungen ein. Die „Verzettelung" der Kinderlieder und -spiele aus den älteren Beständen des Archivs ist schon vollendet, die der über alles Erwarten reichen Neueingänge ist auch bereits angefangen, doch dürfte sie noch etwa ein Jahr in Anspruch nehmen, ehe mit der weiteren wissenschaftlichen Bearbeitung für die geplante Publikation begonnen werden kann. Die Gießener Ortsgruppe hat im letzten Jahre fünf Vortragsabende veranstaltet, in denen Geh. Hofrat Prof. Dr. Siebeck (Gießen) über Negermärchen aus Surinam (s. o. S. 10 ff.) und Dr. Hepding (Gießen) über alte Bräuche und Reime beim Heidelbeerensammeln, Lehrer Boßler (Klein-Linden) über volkstümliche Ausdeutung des Schalles, besonders der Vogelstimmen, Prof. Dr. Walbe (Darmstadt) über den hessischen Fachwerkbau und über das oberhessische Bauernhaus, Pfarrer Korell (Königstädten) über das Geraer Land sprachen. Die Veröffentlichungen der Vereinigung, die Hessischen Blätter für Volkskunde und die Volkskundliche Zeitschriftenschau, erfreuen sich nicht nur in der engeren Heimat, sondern auch bei den nichthessischen Forschern auf dem Gebiete der Volkskunde eines guten Rufes.

Nach der Rechnungsablage begründete Herr Haus- und Staatsarchivar Dr. Dieterich den von Hofrat Kofler und ihm gestellten Antrag, als nächste Arbeit die systematische Sammlung der hessischen Flurnamen in Angriff zu nehmen. In seinem außerordentlich klaren Referat wies er auf die Wichtigkeit der Flurnamenforschung hin für die Geschichte unserer Heimat, die historische

Digitized by Google

Geographie, die Agrargeschichte, für die Germanistik und besonders auch für die Volkskunde. Es gilt nicht nur die Gewann-Namen zu sammeln, sondern die Bezeichnungen für alles, was innerhalb der Gemarkung einschließlich der Ortschaft einen besonderen Namen trägt. Wie man für die Denkmäler in Stein und Erz ein Denkmalarchiv anlegt, so muß es auch für die Flurnamen, die ja zum Teil noch ältere und wichtigere Denkmäler sind, ein solches Archiv geben. Die Vereinigung für Volkskunde, die das Hauptinteresse daran hat und bereits über einen guten Stab von Mitarbeitern im ganzen Lande verfügt, soll in Verbindung mit dem Staat und den historischen Vereinen dieses Werk in die Hand nehmen, ihr Archiv ist dafür die gegebene Sammelstelle. Die auszusendenden Fragebogen, bei deren Abfassung im wesentlichen die von dem Gesamtverband der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine angegebenen Gesichtspunkte zu befolgen sind, müssen folgende fünf Rubriken enthalten: 1. Die modernen Namen. (Hierfür ist die wichtigste Vorarbeit, die Exzerpierung der offiziellen Katasterkarten, bereits in langjähriger, entsagungsvoller Arbeit von Hofrat Kofler geleistet, der sein ganzes Material in selbstloser Weise der Vereinigung für Volkskunde zur Verfügung stellt.) 2. Die historischen Namen. (Sie sind von paläographisch geschulten Vertrauensmännern aus den erhaltenen Urkunden der Archive auszuziehen. Für die Grafschaft Schlitz ist bereits das ganze historische Namenmaterial durch Dr. Dieterich und Stadtpfarrer Hotz (Schlitz) im Auftrage des Grafen Görtz gesammelt.) 3. Die mundartlichen Formen. 4. Die Kulturart (z. B. Wiese, Acker, Wald). 5. Volkstümliche Deutungen der Namen, Flursagen u. ä. Für jede Gemarkung wird nach der Generalquartiermeisterkarte (1:50000) durch Vergrößerung ein Kärtchen im Maßstab 1:25000 auf durchsichtiges Papier gezeichnet (es kann dann auf die Blätter der neuen hessischen Höhenschichtenkarte aufgelegt werden), und in diesem werden die Namen durch Ziffern bezeichnet. Das ganze Material wird im Archiv der Vereinigung aufbewahrt und soll in liberalster Weise allen Interessenten zugänglich gemacht werden. Auf Grund dieser Ausführungen und nach einer längeren Diskussion wurde beschlossen, den Antrag anzunehmen und den Vorstand in Gemeinschaft mit Hofrat Kofler und Dr. Dieterich mit den Vorbereitungen zu beauftragen.

In der darauf folgenden gut besuchten öffentlichen Versammlung hielt Bibliothekar Prof. Dr. Bader (Darmstadt) einen Vortrag über das Thema: „Der Treppenwitz in der hessischen Geschichte, ein Beitrag zur Sagenkunde im Großherzogtum". In seinen feinen, humorvollen Ausführungen gab er eine Auslese aus den zahlreichen hessischen Sagen, die sich an geschichtliche Personen und Vorgänge knüpfen, den „Treppenwitzen", die „dem Erzähler erst lange nach dem Ereignis, gleichsam erst beim Herabgehen auf der Treppe einfallen" und die in der „vaterländischen Begeisterungsliteratur" auch heute noch eine Hauptrolle spielen, obwohl die historische Forschung längst ihre Unhaltbarkeit erwiesen hat. Da dieser mit großem Beifall aufgenommene Vortrag in erweiterter Gestalt in unsern Blättern erscheinen wird, brauchen wir hier nicht genauer auf den Inhalt einzugehen.

Die Groß-Umstädter Tagung war schön und anregend für alle Teilnehmer verlaufen, das wurde wiederholt in den Reden und Toasten ausgesprochen, die noch nach Schluß der Versammlung bei und nach dem Abendessen gehalten wurden.

Digitized by Google

Hessische Blätter für Volkskunde
Band VII 1908 Heft 3

Ein mundartliches Spottgedicht aus dem Bußecker Tal vom Jahre 1725.

Von Wilhelm Lindenstruth, Beuern.

Einem glücklichen Umstande ist es zu danken, daß ein wertvolles Schriftstück uns erhalten worden ist. Bei Räumungsarbeiten in einem Hause zu Beuern[1]) wurden auch allerlei alte, verstaubte Papiere zu Tage gefördert, die, weil man sie für unnützen, nur Platz versperrenden „Grempel" ansah, ihren Weg ins Feuer oder auf den Misthaufen fanden. Ein zufällig in das Haus gehender Herr nahm eins an sich und brachte es Herrn Pfarrer Schulte (damals in Beuern), dessen Interesse für solche Dinge er kannte. Es war ein vergilbtes Papier in Folio, mit vier beschriebenen Seiten. Ein in der Mundart abgefaßtes, in Reime gekleidetes Gespräch, ein „Baßquill", war darauf verzeichnet, und als Zeit der Niederschrift das Jahr 1819, als Ort Beuern angegeben[2]). — Wie viele für Ortsgeschichte und Volkskunde wichtige Papiere und andere Zeugen einer vergangenen Zeit wandern infolge der natürlichen Unkenntnis

[1]) „Kompe" (d. i. Kumpfen) Haus, Fünfhausen Nr. 28.

[2]) Der frühere Eigentümer war der vor einigen Jahren in hohem Greisenalter gestorbene Johannes Kumpf, der „Komphannes". Er hatte ein großes Interesse an den „alten Sachen", an der Geschichte seiner Heimat; er war es auch, der die Erinnerung an die in unserm „Gedicht" besprochenen Ereignisse unter der Bevölkerung wachhielt und das alte Papier als ein Erbstück sorgfältig aufbewahrte. Erfreulicherweise findet sich ja in jedem Dorfe — und nicht zuletzt in Beuern — eine Anzahl von Leuten, die viel Verständnis der Heimatkunde entgegenbringen. Möchte ihr Häuflein stets sich mehren! Einigen, die der „Verwandtschaft" des alten Komphannes angehören, verdanke ich ein paar kleine, auf mündlicher Überlieferung beruhende, im folgenden benutzte Mitteilungen.

Digitized by Google

der Leute als „wertlos“ ins Feuer oder fallen sonst der Vernichtung anheim[1])! Es gehört zu meinen früheſten und deutlichſten Erinnerungen, daß beim Abbruch des ehemaligen Beuerer Gemeindehauſes[2]) viele der darin aufbewahrten älteren Gemeindebücher, Akten, Rechnungen uſw. auf den Hof und die Straße geworfen wurden und elendiglich zu Grunde gingen. Und wie viele ſolcher Schätze liegen noch unbeachtet in alten Häuſern auf dem Boden, der „Oweläb“, bis ſie ſchließlich den Weg alles Papieres gehen, wenn nicht zufällig der Forſcher dazu kommt, ſich ihrer annimmt und ihnen die ihrem Werte entſprechende Behandlung zuteil werden läßt! Es kann nicht oft und eindringlich genug auf dieſe „Unterlaſſungsſünde“ hingewieſen, nicht genug an Aufklärung des Volkes über dieſen es ſelbſt ſo ſehr angehenden Punkt getan werden.

Im vorliegenden Falle wäre allerdings der Verluſt nicht ſo arg geweſen, denn ein Beamter der Gießener Univerſitäts-Bibliothek fand zufällig dasſelbe Geſpräch gedruckt in einem längſt vergeſſenen Büchlein rechtlichen Inhalts, worin man es ſo leicht nicht vermutet hätte: in Carl Georg von Zangen „Beyträge zum Teutſchen Recht“, [1. Theil] (Gieſſen 1788), S. 290 ff., unter „Miſcellaneen, beſonders das teutſche Recht betreffend“. Daß aber dadurch unſere Handſchrift ihren Wert nicht verliert, werden wir unten ſehen.

Das Geſpräch, das uns hier beſchäftigen ſoll, bezieht ſich auf den Abſchluß des 23jährigen Prozeſſes, den die Einwohner des Bußecker Tales mit dem Landgrafen Ernſt Ludwig von Heſſen-Darmſtadt (1678—1739) führten. Da es ohne die Kenntnis dieſer Streitigkeiten nicht verſtändlich iſt, ſo will ich hier die Hauptpunkte aus den langwierigen Gerichtsverhandlungen herausgreifen, wobei das für unſere Zwecke beſonders Wichtige hervorzuheben iſt, und das politiſche Verhältnis des Bußecker Tales vor dieſem Prozeß kurz geſtreift werden muß[3]).

Das Bußecker Tal umfaßte außer einer Reihe ausgegangener Orte die neun Dörfer Großen-Bußeck, Alten-Bußeck, Rödchen, Beuern, Bersrod, Reißkirchen, Oppenrod, Burkhardsfelden, Albach. Es war

---

[1]) Wie ich nachträglich erfuhr, war noch eine alte Abſchrift jenes Pasquilles vorhanden, die nun vor einiger Zeit erſt mit anderen Briefſchaften verbrannt worden iſt.

[2]) Auf dem Platze, wo jetzt die mittlere Schule ſteht.

[3]) Dieſer Überblick, der nur das Notwendigſte gibt, iſt ein Auszug aus den Ergebniſſen meiner langen Beſchäftigung mit der Geſchichte des Bußecker Tales, die ich demnächſt in einer beſonderen Abhandlung niederlegen werde.

Digitized by Google

der Bezirk des „Gerichtes zu Bußeck". Dieses trugen die Adeligen v. Buseck und v. Trohe als Ganerben vom Reich zu Lehen. Sie waren aber den Landgrafen von Hessen, die seit 1265 die Grafschaft Gießen besaßen, mit vielen Lehen in dem Tale und außerhalb verbunden, so daß sich deren Streben nach Ausdehnung ihrer Territorialmacht hier ein Feld bot. 1398 verlieh König Wenzel dem Landgrafen Hermann das seither reichslehnbare Gericht Bußeck. Jedoch noch in demselben Jahre widerrief er diese Übertragung. Aber der Landgraf ließ von seinen Ansprüchen nicht ab. Die Ganerben empfingen 1402 von König Ruprecht die Belehnung mit dem „Bußecker Tal", — eine Formel, die von jetzt ab in allen kaiserlichen Lehenbriefen wiederkehrt. Die Maßnahmen der Landgrafen veranlaßten schließlich 1417 den König Sigmund, die Sache vor sein Hofgericht zu bringen, das im Kontumazialverfahren gegen den Landgrafen entschied (1418). Doch damit war die Sache nicht beigelegt. Hessischerseits wollte man zwar die Reichslehnbarkeit der Gerichtsbarkeit im Tal gelten lassen, über dieses selbst aber die Landeshoheit der Landgrafen anerkannt wissen. Streitigkeiten unter den Ganerben waren diesen günstig, gegen die sie, die einfachen Ritter, schon ohnehin ohnmächtig waren. Während der wechselvollen Zeit der tatkräftigen Regierung Landgraf Philipps flammte der Streit von neuem auf; die Ganerben wurden Mitglieder der Mittelrheinischen Reichsritterschaft. Doch 1576 einigten sie und Landgraf Ludwig IV. von Oberhessen sich zu einem Hauptvertrag, worin sie für sich und ihre Erben die Landgrafen zu Hessen als ihre Landesfürsten anerkannten. Hierzu mochte die Haltung ihrer Hintersassen, die sich als hessische Untertanen ansahen, und mit denen sie öfter in Hader gerieten, wesentlich beigetragen haben. — So schien der fast 200jährige unfruchtbare Streit beigelegt zu sein; die kaiserlichen Belehnungen der Ganerben gingen allerdings fort. — Da, im Jahre1702, entbrannte der alte Zwist wegen der Reichsunmittelbarkeit des Bußecker Tales noch einmal und mit größter Heftigkeit, aber diesmal nicht von der Seite der Ganerben erregt, sondern von der ihrer Hintersassen, deren Väter noch 1657 mit ihren Gerichtsherren vor der Regierungs-Kanzlei zu Gießen gerechtet hatten. Sie verklagten den Landgrafen und die Ganerben beim Kaiserlichen Reichshofrat in Wien. Der Grund zu diesem gewagten und folgenschweren Schritt war wirtschaftlicher Art. Die unaufhörlichen Kriege am Ende des 17. Jahrhunderts forderten immer neue Soldaten und vor allem viel Geld, und die Staaten litten sehr unter den Lasten

Digitized by Google

Dazu kam für Hessen, daß Ernst Ludwigs Liebhabereien große Summen verschlangen, für die das schwer geschädigte Land aufkommen mußte. Das Bußecker Tal wurde dabei natürlich nicht geschont; ja, die Kläger wollten sogar gemerkt haben, sie würden höher besteuert als die anstoßenden Ämter. In ihrer bittern Notlage kamen ihnen die kaiserlichen Lehenbriefe und Privilegien zu Hilfe. Sie führten in ihrer Klagschrift aus, daß sie vom Landgrafen und seinen Beamten übermäßig und ungebührlich bedrückt würden, und daß die Ganerben ihnen nicht beiständen. Die Quelle aller ihrer Leiden sahen sie in dem Vergleich von 1576. — Doch, wie das zu gehen pflegt, waren die Eingesessenen des Tales bei der Sache nicht einstimmig. Ein Prozeß gegen einen Fürsten war doch trotz aller günstigen Momente ein bedenkliches Unterfangen, über dessen Ausgang man verschiedener Meinung sein konnte. Der finanzielle Punkt fiel auch nicht wenig in die Wagschale, und dann war man der Rache der Gießener Beamten schutzlos preisgegeben. So kam es, daß in allen 9 Dorfschaften Leute waren, die sich nicht beteiligten, daß insbesondere die Gemeinde Alten-Bußeck, sich ablehnend verhielt. In den anderen fanden die Hauptschreier, an denen es bei solchen Angelegenheiten nie fehlt, Anhang. — Die eingereichte Klage wurde vom Reichshofrat angenommen, trotz des Widerspruchs des Landgrafen. Die mitbeklagten Ganerben v. Bußeck[1]), die den günstigen Augenblick für die Wiedererlangung ihrer wirklichen Unmittelbarkeit erkennen mochten, bestätigten die Aussagen ihrer Hintersassen über diesen Punkt. Später reichte auch die Mittelrheinische Reichsritterschaft, als mittelbar Beteiligte, eine Interventionsklage ein. Die Sache wurde ganz zu Gunsten der Kläger geführt. Der Landgraf, der auf große Unterstützung des Reichshofrats wegen dessen Abhängigkeit vom Kaiser nicht rechnen konnte, suchte sich an den „rebellischen" Untertanen zu rächen und sie mürbe zu machen, indem er eine Besatzung in das Tal legte und militärische Einfälle von Gießen aus machen ließ. Die Soldaten hausten schrecklich, sie raubten und plünderten und saugten die armen Leute noch mehr aus. Besonders Verdächtige wurden in Haft genommen. Auf die Beschwerden der Bedrängten wurden mehrere Strafbefehle gegen den Landgrafen erlassen, der sich aber darum nicht kümmerte. Das endlich 1706 ausgesprochene Conclusum war völlig im Sinne der Kläger, indem es den Vergleich von 1576 aufhob. — Der Landgraf nahm hierauf

[1]) Die Familie von Trohe war 1641 erloschen.

Digitized by Google

den Rekurs an den Reichstag. Die Gewalttätigkeiten gegen die ungefügen Bußeckertaler wurden indessen in verschärftem Maße fortgesetzt. Nächtliche Überfälle der Dörfer, Mißhandlung der Leute, Verhaftung der Widerspenstigen, Wegnahme der Habe, des Viehes, der Feldfrucht u. a., alles glaubte man sich gegen die wehrlosen Menschen erlauben zu dürfen. Die Unsicherheit war so groß, daß die meisten sich in die Wälder zurückzogen und dort in steter Angst sich herumtrieben. Den Geistlichen, die ja von Hessen bestellt wurden, ward verboten, die Flüchtlinge zu hegen. Einmal fanden es sogar zwei Männer, die eine Hauptrolle in dem Streit spielten, für nötig, um besonderen kaiserlichen Schutz einzukommen, da sie befürchteten, es möchte an ihnen geahndet werden, daß sie „den übrigen hülfliche Hand bieten"; es waren Johann Jakob Wießner[1]) und Kaspar Mangel. Die Übergriffe richteten sich auch gegen die Ganerben, deren wahre Gesinnung man hessischerseits längst erkannt hatte. Es wurden deshalb neue Strafmandate gegen den Landgrafen erlassen, und zur Exekution des Urteils von 1706 ward eine kaiserliche Kommission ernannt. Diese unternahm jedoch trotz mehrfacher Mahnung keine Schritte. Der Prozeß zog immer weitere Kreise, er machte großes Aufsehen im ganzen Reiche; der Reichstag nahm eine dem Beklagten günstige Stellung ein. Dieser brachte es durch unaufhörliche Drangsalierung und infolge der Ungewißheit der Lage vielleicht auch durch Bestechung[2]) zuwege, daß „Bevollmächtigte" der acht Dorfschaften in einer besonderen Schrift den Verzicht auf die Fortsetzung des Prozesses aussprachen. Das erklärte jedoch der Hofrat für unstatthaft. Die Verhandlungen zogen sich in trägem Gang noch viele Jahre lang hin. Auf Betreiben des Landgrafen wurde schließlich die Sache von dem Reichskammergericht nochmals untersucht. Dadurch wurde sie in ein wesentlich anderes, den Klägern ungünstiges Licht gerückt. Und so machte endlich 1725, am 19. Januar, das vom Kaiser Karl VI. bestätigte Gutachten des Reichshofrates dem unseligen Rechtsstreit ein Ende. Der Angeklagte trug den Sieg davon. Die Hauptpunkte des Spruches waren: Die 1706 beschlossene Kassation des Rezesses von 1576 wurde

---

[1]) Die Pfarrbücher von Beuern verzeichnen um diese Zeit mehrere Johann Jacob Wisner.

[2]) So versicherte mir ein Beuerer nach Tradition. Darauf beziehe sich die spöttische Bemerkung im „Gespräch" Zeile 67: „aich nehm (= nähme) kee zwanzig Doaler".

Digitized by Google

nur insoweit für gültig erklärt, als dieser Reichslehen betraf. Dagegen wurde die von den Ganerben darin anerkannte Landesfürstliche Obrigkeit des Landgrafen in und über das Bußecker Tal ausgesprochen. Außerdem aber wurde dem Fürstlichen Haus Hessen-Darmstadt die Commissio Caesarea perpetua derart aufgetragen, daß es die Ganerben im Namen des Kaisers fürderhin mit dem Reichslehen auf dem Bußecker Tal belehne[1]).

So war der verhängnisvolle, über zwei Jahrzehnte dauernde Streit durch richterlichen Entscheid geendet, der Streit, der die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf sich gezogen hatte, der mit so großer Bitterkeit geführt worden war, der beide Teile so viel Geld gekostet und die Bußeckertaler in völlige Armut gestürzt hatte. Man kann sich die Erregung unter ihnen vorstellen, als die Hiobspost bekannt wurde, als sie sehen mußten, daß alle ihre Mühe vergeblich gewesen, ihre Opfer umsonst gebracht waren, ihre Leiden durch keinen Erfolg aufgewogen wurden.

Bei den Teilen aber, die das ganze Unternehmen als aussichtslos und unklug nicht mitgemacht hatten, mußte dieser klägliche Ausgang den Spott herausfordern. Und von dieser Seite ging das Pasquill aus, von dem hier die Rede ist.

Der Verfasser nennt sich einen [Bußecker-] Talischen Redner. Er führt uns vier ältere Männer aus verschiedenen Dörfern des Tales vor, die das jüngste Ereignis, das Urteil vom 19. Januar, lebhaft besprechen. Sie erscheinen (außer einem) natürlich unter ihren ortsüblichen Namen, denen die amtlichen hinzugefügt sind. Die vier sind beim Prozeß besonders hervorgetreten, sie sind allgemein bekannt. Einen kennen auch wir bereits von früher her: „Kraut Johann[2]), sonst Jacob Wießner genannt, zu Beuern." Er und Johannes Wehrum aus Burkhardsfelden haben sich, wie so oft, bei Philipp Schmidt genannt Schmid Leps[3]) zu Großen-

[1]) Das Urteil ist abgedruckt in den Deduktionen: An K. K. Majestät Allerunterth. Supplication pro Restitutione in Integrum . . in Sachen Bußeckerthaler contra Land-Graff zu Hessen-Darmstadt [1729], Benj. Lit. A. Wettermann, Wetteravia illustrata etc. (1731), Cod. Diplom. p. 219 f.

[2]) Der Name soll daher rühren, daß seine Großmutter einmal Kraut gestohlen habe und damit zur Strafe, dem früheren Rechtsbrauch entsprechend, vom Gerichtsbüttel durch das Dorf geführt worden sei. Wenn unser Jakob Wießner aber Kraut Johann genannt wird, so erklärt sich das wohl daher, daß sein Vater Johann hieß und schon diesen Spitznamen trug.

[3]) Leps ist der zweite Bestandteil von Philipp, früher Philips, und Koseform dazu. Diese gekürzten Namensformen, die früher sehr beliebt waren,

Bußeck eingefunden. Zu ihnen kommt Herr Coärt[1]) alias Konrad Schön aus Alten-Bußeck[2]), Schöffe beim Gericht des Bußecker Tales; er vertritt hier die neutrale Partei, die Partei des unbekannten Autors. Selbstverständlich fängt er sogleich von der bösen Neuigkeit an, die alle bewegt. Schmid Leps hofft, es sei vielleicht gar nicht so schlimm, aber Kraut Johann muß die Angaben des Herrn Coärt bestätigen und übergibt jenem zugleich den Spruch selbst zur Überzeugung. „Ja, wann aach näit Lateinisch drinn wier!" — am vollen Verständnisse hindern die lateinischen Brocken, die unvermeidlichen Zutaten der schwülstigen Gerichtssprache. Diesem Mangel abzuhelfen, will Schmid Leps den Organisten (der zugleich Schulmeister war) rufen lassen, der sich etwas auf Latein verstand und ein lateinisches Wörterbuch hatte; er meint, es wäre doch auch etwas in dem Spruch, das für sie wäre, demgemäß sie dem Alten nach gehalten werden sollten (er denkt dabei ohne Zweifel an den Punkt der Reichslehnbarkeit). Doch Wehrum will das mit dem Lateinischen schon allein machen, er hat „der Sache mih verdeutscht, . . wann so aut kom vo Wien ien soſt"; er ist einer von jenen Exemplaren, die es auf jedem Dorfe gibt, die im Gegensatz zu der Allgemeinheit viel lesen, sich etwas Kenntnisse erworben haben, auch für Dinge außerhalb ihres Berufes Interesse zeigen und gerne nachgrübeln. — Und nun male man sich's aus, wie die vier den Wortlaut studieren und sich abmühen, den lateinischen Rechtsausdrücken Sinn beizulegen. Sie werden sich über die ganze Schwere der Entscheidung klar. Herr Coärt macht ihnen Vorwürfe, daß sie sich so etwas in den Sinn kommen ließen, zu glauben, der Fürst würde gegen sie verlieren: „es dout's niet so met gruße Herrn"; sie hätten sich vergleichen sollen, wie ihnen angeboten worden. Schmid Leps hofft auf die Gnade des Landgrafen; er fordert den schweigenden Kraut Johann, der sie doch in den Prozeß hineingeführt habe, auf,

---

sind bei uns fast ganz verschwunden, wie überhaupt die alten Namen, besonders die Doppelnamen, den aus der Stadt eindringenden mehr und mehr weichen. In Beuern findet sich noch in einem Falle „Lepp" für Philipp. — Dagegen sind viele der früher üblichen Namen, hauptsächlich gerade in verkürzter oder zusammengezogener Gestalt, zu Gattungsnamen geworden, öfters in übler Bedeutung. So wendet man jetzt den Ausdruck „Leps" auf einen kräftigen Burschen an, wenn man ihn als ungezogenen Kerl bezeichnen will.

[1]) Die Schöffen hatten als solche das Prädikat „Herr". — Coärt (Kurt) ist zusammengezogen aus Konrad.

[2]) Die vier Familiennamen bestehen heute noch in den genannten Dörfern.

Digitized by Google

ein Wort zu sagen, sie jetzt nicht im Stiche zu lassen. Der fühlt den Ernst der Lage, ihm ist nicht wohl zu Mute, die Sache hat ihn sehr viel gekostet; vor allem fürchtet er die Rache des Landgrafen; er ist ratlos, seine Kampfesstimmung von früher ist verflogen, sein zuvor so großer Mund ist merkwürdig klein geworden und öffnet sich nicht, um einem rettenden Gedanken Worte zu verleihen; er erklärt sich vielmehr zu allem bereit, was die andern beschließen würden. Doch Wehrum, dem so übel mitgespielt worden ist, kann die Ängstlichkeit nicht teilen, er ist unbekümmert, bedächtiger und ruhiger als die beiden andern; er rät, die Sache einfach ihren Lauf nehmen zu lassen, denn „mer kann is niet gehenke". Dies tadelt Herr Coärt, und „domet mer wirer kimmt zou Brut", erbietet sich Schmid Leps, Tags darauf (es ist schon Abend) nach Reißkirchen, Rödchen und Albach zu gehen, um den Leuten dort „zuzusprechen". Sofort ist Kraut Johann bereit, ihn bei der Beruhigung der aufgeregten Bevölkerung und der Vermeidung neuen Lärmes zu unterstützen; er greift nach der Hacke, die er der Sitte gemäß natürlich bei sich führt[1]), und seiner Pelzkappe, um sich auf den Heimweg zu machen. Wehrum spottet über die so schnell Umgeschlagenen, besonders über Kraut Johann; sie würden dort sehr „willkommen" sein, auch zu Bersrod und Burkhardsfelden; sie sollten sich wohl in acht nehmen. Doch Herr Coärt treibt sie zur Eile an, damit nicht noch vorher die Notare kämen und mit ihnen das böse Militär. Er rät ihnen, darauf auch in Gießen zu hören, wie es dort „lautet", und Zangen zu bitten, ihre Sache in Darmstadt zu unterstützen. Dieser — Jeremias von Zangen oder Zang — nahm einen sehr hohen Posten bei der Fürstl. Regierung zu Gießen ein und erfreute sich des größten Vertrauens bei dem Landgrafen, und von seiner Fürsprache an maßgebender Stelle durfte man sich viel Nutzen versprechen[2]). Zuletzt spricht

[1]) Diese Gewohnheit kann man noch heute an alten Bauern aus Großen-Buseck beobachten, wenn sie „über Feld (oder: Land)". d. h. auf ein anderes Dorf gehen. Die Hacke vertritt die Stelle des modernen Stockes. Dieser heißt hier, besonders unter den älteren Leuten, „Gäißeftegcke", d. i. Gießen-Stecken. Er wurde also früher (jetzt ist er gänzlich eingebürgert) nur herbeigeholt, wenn man nach Gießen, in die Stadt ging. — Ein hübsches Beispiel dafür, wie sich mitunter aus der sprachlichen Beobachtung eines einzelnen Wortes bedeutsame Tatsachen gewinnen lassen.

[2]) Über Jeremias v. Zangen entnehme ich aus gütiger Mitteilung des Herrn Gustav v. Zangen in Frankfurt folgendes: Er war von 1714 ab zu Gießen als Regierungs-, Konsistorial-, Oberappellations- und Revisionsgerichtsrat tätig. 1724 wurde er wegen Sachsen-Lauenburg und Halberstadt (Nieder-

Digitized by Google

Coärt seine Freude darüber aus, daß es so gekommen ist, er wünscht dem Fürsten Glück und Heil und auch allen seinen Leibeserben, „beaß säi des Doal beherrsche möge", und in seine frohe Hoffnung, „beaß mir all wirer möge hu Frid, Rouh ien alles di Fell", klingt das ganze aus. —

Die Situation ist anschaulich und wirkungsvoll gezeichnet. Der Verfasser kennt seine Personen, er ist, wie bemerkt, ein Bußeckertaler und ihrer „natürellen Redensarten, Dialecten, Manieren wohlkundig". Wir lernen diese Leute kennen, wir gewinnen Einblick in ihre Gemütsverfassung, und einige Andeutungen am Schlusse lassen auf die Stimmung in den Dörfern schließen, wo die Gegensätze aufeinanderplatzen und der Ärger der Unterlegenen sich Luft macht, auch gegen die, die einen Hauptanteil an der Führung des unheilvollen Prozesses hatten, und denen jetzt (wie das immer der Fall ist) alle Schuld zugeschoben wurde.. So erfahren wir hier manches, was uns die Prozeßakten verschweigen. Dabei ist es ziemlich gleichgültig, ob das Gespräch wirklich stattgefunden hat oder nur das geschickte Phantasieerzeugnis eines Spottlustigen ist.

Etwas Näheres über den Verfasser der „Kurzweiligen Reime" wissen wir allerdings nicht[1]), er sagt nicht einmal seinen Namen. Woher C. G. von Zangen sie hat, gibt er nicht an. Alle meine Nachforschungen darüber blieben ergebnislos[2]). Vermutungen liegen nahe. v. Zangen war mit Karoline Wilhelmine v. Bußeck gen. Brand verheiratet[3]), stand also in engster Beziehung zu der ganerblichen Familie v. Bußeck, die ja ein so lebhaftes Interesse an dem Prozeß

---

sächsischer Kreis) für eine Kammergerichts-Assessoratsstelle vorgeschlagen; die Entscheidung über die Annahme dieser Stelle zog sich lange hin, wahrscheinlich erst 1731 schlug er sie aus und blieb gemäß dem Wunsche seines Fürsten, der sehr viel auf ihn hielt, in hessischen Diensten; 1733 heißt er Geheimer Rat, Kanzlei- und Konsistorialdirektor zu Gießen. — Er war also an dem Prozeß in dessen zweiter Hälfte als hoher hessischer Regierungsbeamter zu Gießen mitbeteiligt, und seine Haltung den Bußeckertalern gegenüber war von großem Einfluß auf die Entschließungen des Landgrafen.

[1]) Nach Erzählung in Beuern soll er ein Oppenröder gewesen sein.

[2]) Auch das Familienarchiv der v. Zangen gewährt keinen Anhaltspunkt.

[3]) Kurze Biographie von C. G. v. Zangen bei Strieder, Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte, 17. Bd. (1819), S. 326 ff. — Karolinens Bruder war Friedrich, hessischer Chevauxlegers-Leutnant, mit dessen Tod 1813 (in Rußland) die Linie der Brande v. Bußeck im Mannesstamme erlosch.

Digitized by Google

gehabt hatte. Er ist mit der Geschichte des Tales bekannt, gibt Literatur dazu an und macht auch eine Anmerkung über die Ganerben. Damals war er Amtmann in dem benachbarten Allendorf a. d. Lumda und Reservatbeamter des Adeligen Gerichts derer v. Nordeck zur Rabenau. In seinen zahlreichen Werken bringt der sehr belesene und eifrig sammelnde Jurist oft kleine Züge und lokale Eigentümlichkeiten, meist rechtlicher Natur aus den verschiedensten Gegenden, — Rechtsbräuche, die vom Standpunkt der Volkskunde aus Interesse verdienen, da sie, selbst aus der Sitte hervorgewachsen, in Volkssitten und Gewohnheiten sich erhielten und zum Teil heute noch fortleben. Solcher Art führt Zangen auch einige Notizen bezüglich des Bußecker Tales an[1]). Unser Gespräch mochte auch deshalb seine Aufmerksamkeit erregen, weil darin sein Großvater („Zange") genannt wird.

Der Beuerer Aufzeichner von 1819 hat offenbar das „Baßquill" aus Zangens Buch abgeschrieben; jedenfalls geht seine Fassung darauf zurück. Denn er hat dessen einleitenden Satz „Ich liefere in dieser Absicht ein Gespräch, welches auch in Ansehung des Innhalts merkwürdig und der Bekanntmachung würdig ist, weil es einen Bezug auf den wichtigen, zwischen dem hochfürstlichen Hauß Hessendarmstadt und den Ganerben des Bussecker thals geführten Rechtsstreit hat, welcher 1724 und 1725 vor jenes entschieden wurde." mit geringer Änderung als Überschrift benutzt, sowie dessen

---

[1]) Beyträge usw. 1. Th., S. 282, 278, 2. Th., S. 286, 351. Ich möchte hier besonders sein Schriftchen „Etwas über das Läuten beym Gewitter besonders in Hinsicht der desfalls zu treffenden Polizey-Verfügung" (1791) erwähnen. Er tritt darin ein für die Abschaffung des auf Aberglauben und Albernheiten des „Pöbels" beruhenden Gewitterläutens, vorzüglich im Bußecker Tal und im Londorfer Gericht (S. 32). Seine Kontroverse hierüber mit dem Pfarrer Strack zu Londorf s. Beyträge usw. 2. Th., S. 380 ff. Als bezeichnend für die Auffassung, die man früher von der Beschäftigung mit dem kleinen Leben hatte, dürfte hier eine Kritik über die Miscellaneen, unter denen ja unser Gespräch steht, interessieren. In ihrer Rezension über Zangens Beytrage (1. Th.) wünscht die „Allgemeine deutsche Bibliothek" (89. Bd., 1. Stück [1789], S. 55) zum Schluß, „daß der Verfasser nicht so ohne Ausnahme alles, was er sich aufgezeichnet hat, und was wohl für ihn selbst, als Privatbeschäfftigung oder Erholung, einiger Augenblicke von Aufmerksamkeit werth seyn konnte, aber doch zum Theil für den Leser ein allzugeringes Interesse hat, oder wohl auch offenbar nicht in den Plan dieses Werks gehört, drucken ließe". — Auch das Urteil der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" (Bd. III [1789], S. 142) über die Miscellaneen ist abfällig.

Digitized by Google

Worte „Das Gespräch selbst hat folgenden Gang" übernommen [1]). Er bietet jedoch verschiedene Abweichungen von Zangen, und damit kommen wir zu der sprachlichen Seite unserer Betrachtung.

Zangen wollte mit dem Abdruck des „Gespräches" einen „Beitrag zu den Altteutschen Mundarten in Hessen" liefern, von denen Proben so selten waren. Und daß dialektische Aufzeichnungen aus älterer Zeit so dünn gesät sind, das liegt zum großen Teil an der verkehrten Anschauung, die man früher vom Wesen der Mundart hatte, und die heute noch nicht ganz überwunden ist. Wenn es dem Sprachforscher verhältnismäßig leicht ist, die Gesetze der lebenden Mundart zu studieren, indem er auf die Dörfer geht, wo sie noch rein und unverfälscht besteht, so sieht es bezüglich der Kenntnis ihrer Entwicklung und Wandlung sehr schlecht aus, weil sich aus den spärlichen vorhandenen Proben kein einheitliches Bild gewinnen läßt. Daher ist jeder Beitrag willkommen, der geeignet ist, mehr Licht in diese dunklen Verhältnisse zu bringen.

Vorderhand, solange noch kein genügendes Material vorliegt, müssen wir bei Beurteilung einer älteren mundartlichen Aufzeichnung sehr vorsichtig zu Werke gehen. Für unsere Gegend kenne ich kein anderes Dialekterzeugnis aus früherer Zeit. Betrachten wir die Wortformen bei Zangen vom Standpunkt unserer heutigen Mundart, so finden wir viele Unterschiede. Ein gut Teil davon ist rein graphischer Art; es ist ja immer schwer, mundartliche Laute, die der Schriftsprache fremd sind, mit den gebräuchlichen Schriftzeichen wiederzugeben; in Zangens Wiedergabe ist die Schreibung sehr wenig einheitlich (vgl. z. B. die verschiedenartige Bezeichnung des offenen o-Lautes). Einige Ungenauigkeiten sind aus dem Streben nach einem Reim zu erklären, worunter auch die gerade bäuerliche Ausdrucksweise etwas leidet; die Reime sind vielfach recht ungleich; aber reine Reime lagen ja nicht in der Absicht einer solchen „Dichtung". Mehrere Eigentümlichkeiten muß man als unechte Dialektformen ansehen, wie Broider, angeboidde, gönädig, daiddert, gehaiddert, foiddert, böddöutet, lautöt, höre, worra, fölle [2]), öft, genug, — Formen, wie sie ein Städter gestaltet, der den Dialekt nur ungenau

[1]) Wie mir erzählt wurde, war der Abschreiber der Vater des oben genannten Komphannes. Seine Vorlage soll aber ein bei den Gerichtsakten in Gießen aufbewahrtes Papier gewesen sein, das ihm ein befreundeter Gerichtsdiener zur Einsicht verschafft habe.

[2]) Doch Z. 27 heißt es richtig sele: wenn „sollen" bei einem Infinitiv steht und selbst Infinitiv ist; sonst heißt es lautgesetzlich sen.

Digitized by Google

kennt; denn die Wandlung des dentalen Verschlußlauts zwischen Vokalen zu einem r-Laut ist alt, ebenso die Bewahrung des n hinter r und l, die selbst schwinden. Solche Formen sind mit großer Wahrscheinlichkeit auf schlechte Wiedergabe Zangens zurückzuführen, dem auch im Text Fehler untergelaufen sind. Vielleicht war seine Vorlage nur eine schlechte Handschrift. Jene Formen sind in dem Beuerer Manuskript möglichst verbessert, der Schreiber hat sie in seinen Dialekt übertragen, d. h. den Dialekt, wie er in Beuern gesprochen ward.

Dagegen sind andere Abweichungen in unseren beiden Überlieferungen sprachgeschichtlich zu erklären. Das Bußecker Tal gehört sprachlich zum Oberlahngauischen (wie es H. v. Pfister nennt) oder Oberhessischen (im alten Sinne), aber wetterauische Einflüsse machen sich im südlichen Teile geltend (Albach). Und innerhalb des Gebietes lassen sich lautliche und wörtliche Unterschiede zwischen den einzelnen Dörfern wahrnehmen. Es bedarf einer ins Einzelne gehenden Untersuchung, wobei man zunächst jedes Dorf für sich allein zu betrachten und darin besonders dem Unterschied zwischen der Sprache der alten Leute und der des jungen Geschlechtes seine Aufmerksamkeit zuzuwenden hat. Das sprachliche Leben ist eine unaufhörliche langsame Weiterentwicklung, so, daß die Verschiedenheiten zwischen Alt und Jung zunächst kaum vernehmbar sind, aber über Jahrhunderte hin sehr in die Augen fallen. Unsere Mundarten werden ja immer mehr, von verschiedenen Stellen aus, durch die Schriftsprache beeinflußt, wodurch insbesondere die alten, dieser fremden Wörter in Vergessenheit geraten, um schließlich auszusterben. — Dann ist den Abweichungen zwischen Nachbardörfern genau nachzuspüren. Die sind in unserer Zeit naturgemäß viel geringer als früher, auch hier hat ein ständiger Ausgleich Platz gegriffen, wodurch manche lautlichen Erscheinungen und Besonderheiten verschwinden oder sich nur in einem beschränkten Gebiet bis auf unsere Zeit gerettet haben.

Suchen wir in unserem „Gespräch" die hervorstechendsten mundartlichen Eigentümlichkeiten von diesen Gesichtspunkten aus zu verstehen. Vor allem fällt die Form ois[1]) für „uns" auf, wo

[1]) Ich habe mich hinsichtlich der Schreibung der dialektischen Wortformen an die Lautschrift gehalten, die die „Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten" empfiehlt, nur bezeichne ich nach anderen Systemen den ich-Laut mit χ, den ach-Laut mit x, den Nasal ng mit ŋ und die Länge eines Vokals durch darüber gesetzten Strich. Zur schriftlichen Wiedergabe der gebrochenen i-, e-, o-, u-Laute, die sich nicht leicht schreiben lassen, verwende ich die Zeichen resp. iə, eə, oə, uə.

Digitized by Google

wir ɪs haben (wett. ūs). ois finde ich heute in Annerod, Heuchelheim. Der Beuerer Abschreiber hat daneben ɪs; die Form ois scheint früher im Bußecker Tal bestanden zu haben; wie hätte sie sonst der Verfasser, der diesem angehört, einsetzen können? Oder stammte er aus einem Nachbardorf, wo man ois sprach? Ähnlich steht es mit moisə (noch in Annerod) für „müssen", sowie mit feil fauər: wett. = „viel", „Feuer". In Albach kann man noch heute von alten Leuten fauər hören, während die jüngeren fɔiər sprechen[1]). Beide Überlieferungen haben aiχ, maiχ, daiχ, saiχ, die jetzige wett. Form, die unser Idiom heute in der gekürzten Gestalt áχ usw. hat. In der Beuerer Abschrift kommt daneben auch schon das schriftsprachliche iχ usw. vor. Kürzung ist auch eingetreten in „annerst", wo die Handschrift „aanerst" hat (heute anəšd), während sonst noch jetzt die Dehnung des „a" vor „nd" besteht, z. B. fərānən (< mhd, verandern, = verheiraten), hānl (< Handel).

Wörter, die in dem Gedicht vorkommen, aber jetzt verschwunden sind oder nur noch von älteren Leuten gelegentlich gebraucht werden, sind: Äuler, innerbaue, Pluonner, vrsienge, Bärnhäurer, frai als Konjunktion, naitsche, hoaren, es dored mer, kaiwe, Herzekerl, gell, sich bombedirn (s. die Anmerkungen unter den Texten). —

Fassen wir kurz zusammen, so sehen wir, daß unser Dialektgespräch für Geschichte, Volkskunde und Sprache wertvoll ist, und daß der Beuerer Handschrift eine selbständige Bedeutung zukommt, da sie ein Dokument der Mundart von Beuern aus dem Jahre 1819 darstellt. —

Ich lasse nun die zwei Überlieferungen folgen und zwar so angeordnet, daß jeweils auf der linken Seite (150, 152 u. f. f.) die Fassung von Zangens steht, auf der rechten (151, 153 u. f. f.) die entsprechenden Partieen der Beuerer Abschrift. Durch diesen Parallelddruck soll die Vergleichung beider Versionen erleichtert werden. Die Orthographie der Originale ist genau beibehalten, dagegen habe ich einige überflüssige, das Verständnis erschwerende Kommata getilgt. Die Anmerkungen sollen die notwendigen Erklärungen geben. Jene Anmerkungen, die zu beiden Fassungen gehören, sind mit Zahlen bezeichnet und fortlaufend über beide Seiten verteilt nach Maßgabe des verfügbaren Raumes. Anmerkungen, die sich nur auf eine Fassung beziehen, sind durch Buchstaben bezeichnet und stehen auf der nämlichen Seite wie die Version, zu der sie gehören.

---

[1]) Nach freundlicher Mitteilung des Herrn Lehrer Groh-Albach.

Digitized by Google

[v. Zangen:] Kurzweilige Reimen,
worinnen die bäuerliche Discoursen über das wegen des Busecker-thals zu Wien ausgesprochenen Urtheils in eines jeden Dialect und Redensart verfasset, und als redende eingeführt sind:

Herr Coärt, sonst mit dem Namen Conrad Schön Gerichtschöpfen, zu Altenbuseck,
Schmid Lepß, sonst Philipp Schmidt zu Grosenbuseck
Kraut Johann, sonst Jacob Wießner genannt, zu Beuern, und
Johannes Wehrum zu Burckhardsfelden,
von einem derer Herrn Colloquenten Personen natürellen Redens-arten, Dialecten, Maniren, wohlkundigen Thalischen Redner.

Herr Coärt.

Ey hört ö mohl ihr gölle[1] Leuth, Wöy lauts zou[2] Aale Bausick[3]
Do sprächt mer jo, au Sach wär aus, ön köste so viel dausick[4].
Oeyß herr het ja nuh alles g'won, woy hös[5] nor het verlangt.
Das waar oyß Zeit, daß mir waarn stöll, do ihr oyß so versangt[6].

Schmid Lepß.

Ach Göitt! eich huhns[7] frey[8] auch gehort, eich möhn als nöt daß wäre
So aarg, wöyß laut off dem Babäir[9], das föll oyß greulich[10] schera[11]
Denck oh dey höller, doyß oyß kost, sölle mir dey all verlöyse[12]
Oen noch dörzou dey gaanze Sach, do soll woihl[13] mäncher[14] Böise.

---

[1] gel < gülden (mhd. guldîn), Liebes- und Schmeichelwort von besonderem Nachdruck, stärker als „lieb". Heute nur noch alten Leuten bekannt. S. Vilmar, Idiotikon von Kurhessen (1868), S. 140; Crecelius, Oberhessisches Wörterbuch (1897, 1899), S. 443.

[2]) Schriftsprachl. „zu": die Präposition heißt in unserer Mundart so, das auf mhd. ze zurückgeht; das Adverb lautet dsqu < mhd. zuo. Der Dialekt spiegelt also hier fein die früher gemeinsprachlichen Verhältnisse wieder. — Zur Bezeichnung des Ortes verwendet die Mundart allerdings heute „in" statt „zu".

[3] Die echte dialektische Form für Bußeck ist „bqusiy", aus altem Bu[o]cheseche (dafür später gewöhnlich Buch(e)secke, woraus durch Assimilation des ch vor s Busseck wurde).

[4] dausiy, = tausend. Die gemein-mhd. Form ist tûsent, im alem. und mitteld. kamen auch vor tûsinc, dûsing. tûsig.

[5] hē's; hē die betonte Form des masc. der 3. sing. des persönl. Fürworts.

[6] Offenbar, nach der Schreibung des Beuerers, = vorsangt: „vorsingen" wäre zu verstehen als „Vorschriften machen".

[7] hun's; in Beuern hū, hu < mhd. hân = haben.

[8] frai, ein Ausdruck des Bekräftigens und Hervorhebens, mit verschiedenen Bedeutungen, hier = „wirklich", „freilich". S. Vilmar S. 109, Crecelius S. 390.

Digitized by Google

Die Beuerer Abſchrift lautet vollſtändig a)

Geſpräch welches in Anſehung des Jnhalts. Merckwürtig weil es einen Bezug Auf den wichtigen, zwiſchen dem Hochförſtlichen Hauß Darmſtadt, und denen Hern Garnerben (!) des Buſeckerthals Gefürten Rechtsſtreit hat welches 1724 und 1725 zu wihn entſchüden worden

Herr Coärt ſonſt mit dem namen Conrad Schön Gerichtſchöffe] zu Aldenbuſeck Schmit Leps ſonſt Philips Schmit zu Groſenbu[ſeck] Kraut Johan ſonſt Jacob Wißner zu Beuern
Johannes wehrum zu Borghartsfelden von einem derrer Herrn Colloquenten Perſonen naturellen Redensarten Dialecten Maniren. wohlkundigen Thaliſchen Redner b).

Das Geſpräch Hat Folgenden Gang c).

Herr Coärt

Ey. Hort ö mohl ihr gölle[1] leu. Wöy lauts ſö[2] alle Beuſick[3]
Do Sprächt mer ja, au Sach wär aus, ön köſte ſo. viel Dauſig[4].
Oeyß Herr hot ja nu alles gewon, wey hes.[5] nur hot verlangtş
Das war öyß zeit, däß mir worn ſtöll Do ihr öyß ſo veerfangt[6].

Schmit Lepß

Ach Geut eich Huhs[7] Frey[8] ach gehort, eich möht[d]) als nöt, däß wär
ſo arg, weyß Laut of dem Babbejer[9], das[e]) ſöll öyß greulich[10] ſcheue[11].
Denck oh dey heller döyß öyß koſt. ſön mir dey all verlöyſſe[12].
Oen noch dörzau dey ganze Sach, Do ſoll woihl[13] mancher Boiſe.

---

[9] bovbaiər < *papîr = Papier.

[10] grǫiliχ, ſoviel wie „arg", „ordentlich". (Man ſagt: „əs ivs nęid grǫiliχ" = nicht weit her, nicht viel los.)

[11] ſcheren (slən) „ſchädigen", oder verſchrieben für šovrə, ſchaden?

[12] fəlęisə < mhd. verliesen, = verlieren.

[13] wǫil (ſo jetzt in Annerod) = wohl (in Beuern wǭl); weil = əwail, = „eine Weile" = 1) eine kurze Zeit, 2) einſtweilen. S. Crecelius S. 901.

[14] Die frühere Form für „manch", die man jetzt noch gelegentlich hört, iſt menχ (mhd. manic u. menic).

a) Der Unterſchied zwiſchen kleinen und großen Anfangsbuchſtaben, beſonders bei a und g, ſowie zwiſchen a und o iſt darin oft unklar.

b) verſchrieben „Reden".

c) Der Beuerer Aufzeichner hat ſich an die Schreibung in Gedichtform (in Verſen) bei Zangen nicht gehalten.

d) meinte, verbeſſert aus „möhn" (meine).

e) Das s verbeſſert aus ß.

Digitized by Google

Kraut Johann.

Höy öß dör Spruch, do ſöht ö mohl, könt öhr aut[15] aaners ſönne[16]
Leeſts recht ön nömt dö[17] Bröll dö bey, ön thaut uch[18] woihl[19] beſönne.
Beym Donner höe öß ſchlöm genug, höi öß nöt gaar veil aanerſt
Oeß wey[19] uch faart[20] Hr. Coärt ſaat, leeſt recht.

Schmid Lepß.

Jo wann aach nöit Ladeiſch drön wär, git rufft döm orgeliſta[21]
Däß hö möt brängt ſoy ladeiſch Buch, dör zöu däß allerbäſta,
Oen ſicht[22] mör off, waas höy das häiſt, daas kann eich nöt begreiffa
Eich möhn als ühs[23] wär aach aut dro, eich huh davoh höre peiffa[24]
Daas vör oyß wär, ön mir ſöln ſoy döm aale noch göhaale
Sö wärs doch noch ö truſt vor öyß, ön ſtins[25] nöt gaar ſö kaale.

Johannes Wehrum.

Göbt mirs heer, eich wills aauch[26] baal ſaa, waas das ladeiſch bödöutet
eich huh dör Sacha mieh[a)27] verdeutſcht, do mir als huh göläutet[28].
Wann ſo aut kohm, vo Wihn ön ſoſt, woy ſpert öhr off dey mäuler.
Hoy ön aum Hauß, Lepß Wöſters noch, ös Woy[19] dey arme Eüler[29].
Wann deen öhr Waar om Fauer ſpringt[30], noh hört mör zou öhr Bröider
öß öſt noit aanerſt, woy dör[31] ſaat, nuh ſoy mör all Börnhoiter[32].

---

[15] aud = etwas. — naud = nichts.
[16] fiənə = finden. Mit „ö" wird der gebrochene i-Laut bezeichnet.
[17] də brel, „Brille" in unſerer Mundart masc.
[18] ux oder ax = euch (āx = auch).
[19] əs węi < als wie (unbetontes als zu əs abgeſchwächt) = ſchſpr. wie.
[20] fōəd = vorhin (aus altem adverb. vor mit unorganiſchem Dental?).
[21] = Organiſt; „Orgeliſt" nachträgliche Ableitung von „Orgel".
[22] siχə = ſuchen.
[23] wahrſcheinlich verſchrieben für „es".
[24] aχ hü dəfō hiən paifə = ich habe davon ſprechen hören.
[25] šden's < ſtände es, šdin's < ſtünde es. Neben dieſen Formen hört man manchmal noch die alte šdoin < mhd. stüente (ind. praet. stuont.).
[26] „aauch" = euch.
[27] mī < mhd. mē = mehr. („ich habe ſolcher Sachen [ſchon] mehr verd.")
[28] = buchſtabiert, zu überſetzen verſucht.

a) verſchrieben oder verdruckt „meich".

Digitized by Google

Kraut Johann

Hey öß dör Spruch, do Sät ö mohl, könnt ihr aut [14] anners sönne [15].
Leäßt recht ön nömt [a]) dö [16] Bröll dörbey, ön thout uch [17] weil [18] Besönne.
Beym Donner höy ös schlöm genung.,ß [b]) Höy öß nöt gar viel annerst
öß wöy [19] ach sat [20] Herr Coärt sat. Leäst Recht.

Schmid Leps.

Ja wan ach nöt Latteinsch drön wär, Git ruft döm Orgeliste [21]
däß Hö met Brengt sei Latteinsch buch, darzäu daß allerbeste,
Den sich [22] mer of. was Hey daß Heyst, das kann eich net Bekreise.
eich möhn als jühs [23] wär ach aut Dro. eich Hut dövon hörn peise [24]
das vär ihs wär ön mir sölln sey döm alle noch göhale.
so wörs doch noch ö Trust vör ichs ön stöns [25] nöt gar sö kale.

Johannes Wehrum.

Gäbt mirs her eich wils ach bal seh, was das Lateinsch Bedeuttet
eich huh dör Sachö mih [27] verteutscht, do mir als huh gölauttet [28],
wann so aut kohm vo wiehn ön sost. wey spert ihr of die Meüller.
Hey ön aum hauß Leps wöst örs noch, ös wöy [19] dör [c]) arme Euler, [29]
wann dem [c]) öhr war am Feuer springt, [30] noch hört mör zou ihr Broirer
ös öft nöt annerst wöy der [31] sat auch sei mör all Bernheurer [d]) [32].

---

[29] qilr (Äuler), jetzt in Beuern unbekannt = „Töpfer", Zangen erläutert es mit dem älteren Wort „Haffner". S. Vilmar S. 96.

[30] Z. 21—23: es gehört zusammen als eingeschalteter Satz: „woy spert öhr off dey mäuler, — ös Woy dey arme Eüler, wann deen . . . springt".

[31] dər, dr, Nom. pl. des Pron. der 2. Person, unbetonte Form, = ihr. Siehe die ergänzende Anm. S. 159.

[32] Bärenhäuter: gewöhnlich „träger, untätiger Mensch". Das Wort ist hier nicht mehr in Gebrauch, älteren Leuten aber noch bekannt aus dem Vierzeiler:

Koathrinche, mach des Dierche [Thürchen] zou,
es kimmt e Kleppche Reuter [Häuflein Reiter]! —
„Lueß se komme, lueß se komme,
es sai doch kee Bärnhäuter!"

a) verschrieben „mönt".

b) Hierunter, am Ende der 1. Seite, am linken Rande, stehen die Worte „Diß dnch (?) seh ich".

c) Durch Mißverständnis für Plur. „dey" — „den", denn „öhr" setzt eine Mehrzahl voraus.

d) verbessert aus „Bernheuter".

Digitized by Google

Herr Coärt.

Eich ſaats uch jo, öhr Narrn möhnt als, mey Herr wörs[34] gar verlöiſe[11]
ös thouts nöt ſo möt gruſe Herrn, daas möiß aauch[35] nöt verdröiſe.
Jhr hött uch ſölle bombardiren[34], daas aauch[35] waar angeböidde
nuh ös nöt Zeit, bey döſer Sach, däß öhr krit gruſe ſchnöide[35].

Schmid Lepß.

Warim, herr Coärt, eich möhn als noch mäy herr ſöll ſaich erbaarme.
Hö öß gönädig, nömbt ſäich oh, vöraus dör gar zö aarme.
Waas möhnt ihr, Kraut Johann dörvo, öhr könt ö gout woirt ſpreche
öhr hät öß jaa ö nön[a] gefourth[36], nuh loſt ös[37] nöt verläiche[38].

Kraut-Johann.

Mäy Hertze[39]) Kerl, ös ös ö Sach, do mir jo ſälbſt bei Daiddert[40],
Eich huh ſoirg, ös raut maich jo noch, döß eich huh möt gehaiddert[41].
Genaad öß frailich bey maim herrn, wanns nöt ſo arg wär worra
ös hot ihn gar veil geld gekoſt, mör möiſe ö winck harra[42].
May holtz, may geld wird wohl droff gih, daas eich bößher genoſſa.
Doch will eich dozau, waas öhr ſaat, maich Zäige nöt verdroſſa.

Wehrum.

Thöuts nöit looſts gih, woiß laaſſa kann, mör kann öß[37] nöt göhencka[43].
Denckt oh maich, woy mirs waar gemaacht, no! wann eich noch dro dencka.
Eich lebe noch, ön ſterbe aach, ſo öß mäy ſach beſchloſſa
mör möiß nöt ſo bekimmert ſoy, daas ſey jo ſchlimme poſſa.

---

[11] wəś, unbetont, = „würde es", kommt jetzt kaum vor, dafür Umſchreibung mit dēd („täte").

[34] siχ bombədlən (< bombardieren), ſich vergleichen (vor Gericht), noch hie und da von älteren Leuten gebraucht. (b. wohl entſtellt aus unverſtandenem accordieren?)

[35] Dieſe Stelle haben beide verſchieden. „krit" = kriegt, bekommt. „grüsə śnairə" = Stolz zeigen. Sinn: „Jetzt iſt Zeit zum Nachgeben."

[36] gəfquəd (< mhd. gefuort) geführt; daneben gəfoiəd (< mhd. gefüeret).

a) verſchrieben oder verdruckt: „nöu".

Herr Coärt

Eich sats uch ja, ihr Narn möht als, Mey Herr wärs [33] gar verlöyse [13]
ös thouts nöt so möt gruse herrn, daß mus ach nöt verdroise
ihr Hät uch sölle Bombediern [34], däß uch war oh göboire,
nuh ös nöt Zeit. Bey dösser Sach, daß ihr kont gruse Schneire [35]. —

Schmit Leps.

Warim, Herr Coärt ich Möhn als noch, mein Herr söll sich örbarme
Hö öß gönerig, nömt sich oh, vöraus der gar sö armö,
was möht ihr kraut Jöhann dörvo, Ihr könt ö gout wart Spräche,
ihr hot ös ja ö nön göfourth [36], nuh lost ös [37] nöt drön Stäcke —

Kraut Jöhann

Mey Herze [39] kell ös öß so ö Sach do mir ja sälbst bey Doirret [40],
eich huh sarg, öß reut maich noch, däß eich huh möt göharrert [41].
Gönad ös Freylich Bey meim Herrn, Wanns nöt so arg wör warn,
ös hor ihn gar viel gäld gökost, mör moise o winck harrern [42],
mey holtz mei gäld, wird woihl drof gih, daß eich Bös her gönosse,
doch will ich dozou was ihr sat, maich Zaige nöt vördrosse —

Johannes Wehrum

Thouts nöt Losts gih woiß Lase kan, mör kann ös [37] nöt göhencke [43]
Denckt oh maich wäy mirs wor gömacht, no wann ich noch dro denke
Eich lebe noch ön sterbe ach, so ös mey sach Beschlosse,
mör muß nöt so Bökümmert sey, das sey ja Schlömme posse

[37] os unbetonte Form für ois, is = uns.

[33] wahrscheinlich = md. verlëchen austrocknen, verschmachten („laßt uns nicht im Stich").

[39] In Zusammensetzungen wird „Herz" oft als Liebkosungswort gebraucht, s. Crecelius S. 460.

[40] os dorəd (< dattert) mr̥ = es ist mir Angst. S. Crecelius S. 253.

[41] hourn < hadern = streiten, besonders einen Rechtsstreit führen, prozessieren. Nicht mehr gebräuchlich. S. Vilmar, S. 143.

[42] harren = warten. Der Beuerer Abschreiber hat es entstellt zu hourn, was keinen Sinn ergibt.

[43] gəhenkə, Infinitiv mit der so häufigen Vorsilbe ge- nach dem Verb können. — henkə = schspr. henken, hängen, hangen.

Digitized by Google

Herr Coärt.

Nöt ſo Johannes daas laut[44] naut[14], ſo möiſt öhrs öß nöt macha
Zö Hauß kricht, daas öß beſſer roth[45], mör möiß nöt drüber lacha.
Waas ſaat au perner ön der Körch, mör ſöll dem förſt gehorcha
mihr aale Bouſiger huh keen ſchaad[46], mör huh noch oiſer Foircha[47]

Schmid Lepß.

Waas hölffts verſöh öß aach verſpilt, mör moiß doch aut erdencka
Dömöt mör wieder kimbt zöm Brud, der Herr wird jo aut ſchencka
Eich will morrn[48] noach Reißkörcha gih, noach Radche ön noach Alpach
ön will dö loide ſpreche zou[49], eich kraze maich! ach! ach! ach!

Kraut Johann.

So recht Lepß, eich will möit uch gih, ön treulich darzau treiba
Geebt mir mäi hack on Beltzkapp hehr, ön ſöll eich maich dört käiba[51]
mör möiß die leut zo frieda ſtölle, ſoſt maache ſoy beym donner
ön naue Lerma, git nooros[52] fort dört ſtieh ſchuh ganze plonner[53].

Wehrum.

Gitt hieh, ihr wörd gaar wälckom ſoy, ſöht döß ſoy üch brav[54] prella.
Zö Bäirſchräid ſoy nör[56] aach noch veil, ön aach zö Borckets ſölle
ös thouts nöit ſo, ähr löibe leut, dörzau möt Kraut Johanne
ös näitſch[57] noch gaar mäi hertze hertze[59] Kerl, was der als hot empfange.

---

[44] dows laud (= lautet) naud, d. h. „ſo ſpricht man nicht!“

[45] Die ganze Stelle muß Zangen von ſeiner Vorlage falſch übernommen haben. Der Beuerer Abſchreiber ändert ſie nach ſeiner Auffaſſung, kaum auf Grund einer zweiten Vorlage, wie man vermuten könnte. ōwd = Art., in unſerem Idiom masc. und fem.

[46] ſchaad', wohl = Schaden; die Form in Beuern dafür iſt ſoworə.

[47] Zangen erklärt es als „Acker“. fourχ = Furche. Sinn: „wir haben noch unſere Acker.“

[48] moun < mhd. morn(e) = morgen.

[49] dsouſbreaxə: zureden, beruhigen.

[50] gehan = Johann mit Übergang des anlautenden j zu Verſchlußlaut g. Die Form iſt noch bewahrt in Zuſammenſetzungen: gehansdag = Johannistag, gehansdrauwil = Johannisbeere (drauwil < mhd. (md.) trûbel = „Traube“), gehansbīər = Johannisbirne (lokale Benennung einer frühen, zu Johanni ſchon reifen Birnenſorte; bīər < mhd. bir(e)).

Digitized by Google

Herr Coärt

Nöt so Jöhannes das Laut[44] naut[14], so mußt ihrs öß nöt mache
Dehem krit das ön Bössern orth[45], mör muß nöt drüber Lache
Was sat au Perner ön dör kirch, mör söll döm Först göhorche
mir ale boisiger huh kön Schömp, mir huh noch ihser Foirche[47] —

Schmit Leps.

Was Hölfts versöh öß aach verspielt, mör muß doch aut erdencke
Domöt mör wirrer kimt zou Brud, dör Herr wird ja aut schenke
Eich will marn[48] noch Reiskirche gih, noch Rädge ön noch Albach,
ön will de Leuhre Späche zou[49], eich kraze maich ach ach ach —

Kraut göhann[50]

So recht Leps, eich will möt uch gih ön kräulich[10] dozou treibe
gerbt mir mey Hack ön Belskabb her, ön soll eich meich dört keibe[51],
mör muß die Leu sö Frire stelln, sost mache söy Beym Donner
ön naue Lärme gihts norts[52] fort, därt stitt schuh gazer Blonner[53]

Johannes Wehrum

Git hih ihr wert gar Wöllkom sey, söhrt däß sö uch Brof[54] Brigin[55]
sö Bärschroh sey er[56] ach noch viel, ön aach sö Burkertsfälle,
ös Thouts nöt so, ihr Loibe leu, däzou möt kraut göehann[50],
ös neitschs[57] noch gar mey herzö[39] kerl, was der als hot Empfangö—

---

[51] kaiwə < mhd. kiben, zanken (jetzt nicht mehr üblich). S. Vilmar S. 197.

[52] = nur. S. Crecelius S. 633. Vilmar S. 287.

[53] = Plunder, mhd. blunder, plunder = Kleidungsstücke, Bettzeug und anderer Hausrat, dann überhaupt allerlei Gerät und Zeug, besonders wertlose Sachen, woraus dann der Begriff des Geringschätzigen, Verächtlichen erwachsen ist; hier zweifellos verächtlicher Ausdruck für Volkshaufen. Das Wort ist jetzt gänzlich unbekannt. Man beachte den Plural bei Zangen!

[54] brǭf = ordentlich, tüchtig, als Adjektiv u. Adverb.

[55] briɣin < prügeln.

[56] sai ərə (im Satzzusammenhang sainərə); ərə ist Teilungsgenitiv im Plural u. fem. sing. = mhd. ir, ihrer (im masc. u. neutr. sing. sn̥). S. Pfister S. 68.

[57] əs naidəd n̥ (von „Neid") = es ärgert ihn.

Digitized by Google

Herr Coärt.

Droff luhs[a]), ihr Bröider, sömbt nöt lang, öyr dei Notargos komme[b])
60 ön aach so veil Soldaten möt, doy schu brav[54] huh[c]) genomme.
Dör noach git fort noch Göise zöu, ön hört aach do was lautöt
62 Gitt hih, saats Zangen, döß höß uch zö Darmstaad enner bauöt[58].

Schmid Lepß.

Ey ouwiga[59], daas möiß aach soy, macht fort, gau[60] naacht Hr. Coärt.
64 Eich wäiß nöit, wuh mäi Kopff mir stit[61], eich will thou waas ihr foiddert

Herr Coärt.

Glöck off dö Weeg, ön zau dör Sach, göit loob mir könne schlaffa
66 zo Aale Bausig vör Wöy nooch[62], so röuig wai dei Schooffe.
Oeß öß gout, däß so komme ös, eich nöhm kö zwenzig Daler
68 Sö nuth mörs Geald thaut glaubt ör mörß, dann eich sey gar kö praler
Göitt geab döm Först glöck ön häil, ön all seyn Leibeserba[63]
70 Däß söy dö thaal[64] beherscha möga, ön ihn naut dro verderba
Oes göld uch Wehrum off dö Wunsch, Gott wöll ön doch erfölla
72 daß mir all wöder möge huh frid, rauh, ön alles die fölla.

---

[58] inrbaúə = unterbauen, sagt man, wenn man an einem Bau etwas erneuert, bildlich für „unterstützen". In diesem Sinne nicht mehr bekannt.

[59] Dieses Wort ist mir unverständlich, es scheint verschrieben zu sein.

[60] gǫud (gut) wird in den Verbindungen „guten Morgen, gute Nacht, guten Abend, guten Tag" wegen Unbetontheit abgeschwächt, aber in verschiedener Weise; „gute Nacht" = gǫu oder gewöhnlich noch schwächer gə nǭxd.

[61] aχ wę̄s nęid, wu mr̥ də kob šdid, sehr gebräuchliche Redewendung, wenn alles drunter und drüber geht.

[62] fīər węi nōx, = vor wie nach.

[63] sein Leibeserbe ist dat. plur.

[64] də dōvl, d. h. Bußecker Tal; Tal wurde früher im mitteldeutschen Gebiet auch masc. gebraucht.

[65] mōv = mag.

a) verschrieben oder verdruckt: lichs, b) ebenso: „kamme", c) ebenso: hich.

Digitized by Google

Herr Coärt

Drof Ihr Brourrer Saumt nöt lang eher 3. Notarius kom̄e
ön ach noch viel Soldate möt, bey ſchuh Braf[54] hu gönome,
donoch git Fort noch goiſe zou, ön hort ach weis do laut,
git hih ſats zange däß hös ach ſo Darmſtadt, inner Bauot[55],

Schmit Leps.

No ja das muß ach ſey, macht fort Gou[60] nacht Herr Coärt
eich weis nöt möy mey kopp mir ſtitt[61], eich will thoun was ihr
Fourrert,

Herr Coärt

Glöck of dö weg en zou dör ſach, Goutt Lob mir kom̄e[a]) Schlofe,
ſö allebouſig fär wäy noch[62], ſö Rouhig wey die Schoffe,
ös ös gout däß ſo kom̄e ös, eich nehm köh. 20. Daler
ſö nut mirs gäld Thout gläbt ihr mirs, dann eich ſey gar köh Braler,
gout gäb dem Förſt nu glöck ön heil, ön ach ſein leibes erbe[63],
daß hö dö thal[64] Böherſche mah[65], ön ach naut dro verderbö,
ös gölt nuh Wehrum of dö Wunſch Gout will ihn[b]) doch erfülle §§[c])

Baßquill Geſchriben Beuern den 11ten Merz 1819.

Nachtrag zu Anm. 31. Die Form „dihr" (auch im Odenwald, ſ. Ph. Buxbaum, Dorfſtücke. Liederſpiele aus dem Odenwälder Volksleben), „dehr" (Naſſau, Hunsrück), abgeſchwächt dər, dr. in Niederheſſen dē, də, iſt entweder durch falſche Abtrennung in der Inverſionsſtellung (gebt ihr > gebt dihr) entſtanden oder (Behaghel in Pauls Grundriß der germaniſchen Philologie S. 775) durch Übertragung des anlautenden d des Sing. auf den Plur. Zur Form vgl. noch Vilmar S. 67, Pfiſter S. 47, Crecelius S. 262.

In unſerer Gegend ſteht neben dīər, dr das ſchriftſprachliche „ihr", abgeſchwächt ər, und zwar wird erſteres nur noch in beſchränktem Maße angewandt. In der Stellung hinter dem Verb iſt nicht zu erkennen, welche von beiden Formen gilt. Klar erkennbar iſt dīər, dr in der Stellung nach Konjunktionen, die einen Nebenſatz einleiten: wẹi dr (= wie ihr) kommt oben im Geſpräch vor, ebenſo deas, bes. ob, wan, wü, wuſō uſw.; am Anfange eines Satzes und nach anderen Konjunktionen ſagt man ĭər (ər) (im Odenwald auch hier „dihr", ſ. Buxbaum, a. a. O.).

a) verſchrieben „kom̄e".
b) ebenſo „ich".
c) Die letzte Zeile des Gedichtes hat der Beuerer Abſchreiber weggelaſſen.

Digitized by Google

Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten in der Leihgesterner Mundart.

Von Gg. Faber.

Bei meiner Arbeit über Mundartgrenzen habe ich eine Anzahl Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten gesammelt, die ich hier vorläufig veröffentliche. Ich hoffe später eine größere Untersuchung über diese Art Volkspoesie liefern zu können. —

Die Umschrift ist durchweg phonetisch, mit Ausnahme von p, t, k, die stimmlose, leicht gehauchte, harte Verschlußlaute bezeichnen; außerdem ist die Nasalierung des Vokals a vor dem nasalen Guttural ŋ unbezeichnet geblieben, da er rein oral in dieser Stellung nicht vorkommt. Den Laut, der mhd. u vor n + dent., vor l + dent. und vor st entspricht, muß ich aus Rücksicht auf den Drucker mit o wiedergeben. Es ist jedoch zu beachten, daß sich diese o-Laute mit den übrigen nicht vollkommen decken. Ihr erster Bestandteil ist ein überaus kurzes ụ, das dann vor n + dent. und vor l + dent. zum reinen geschlossenen o wird, während es vor st diese Stufe nicht ganz erreicht. Ich benutze in der Hauptsache das in der Ztschrft. für hochd. Mundarten I, Seite 6/7 gegebene Lautsystem.

i = geschlossenes i (Sitz);
ị = offenes i (Hirte);
e = geschl. e (Kette);
ẹ = off. e (Bett; Kälte);
æ = überoff. e (Erle, fertig);
ɐ = helles a, mit zurückgezogenen Lippen. (glɐχ = gleich);
a = gewöhnl. a (Schatten);
å = sehr offenes o (håd = hart);
ọ = off. o (bọg = Bock);
o = geschl. o (Gott);
u = geschl. u (Butter);
ụ = off. u (kurz);
ə = auslaut. e in Erde.

Quantität der Vokale.

Länge wird durch Doppelschreibung wiedergegeben, Kürze bleibt unbezeichnet. Überkurze Vokale werden durch ˘ bezeichnet.

Nasalierung

wird durch ⁿ gekennzeichnet; daⁿmb = Dampf; raaⁿ = Regen; waaⁿnər = Wagner; (vor ŋ bleibt sie unbezeichnet!).

Anm.: Scheinbare Unregelmäßigkeit in der Bezeichnung der Nasalierung auslautender und zum Teil auch inlautender Vokale (sọi und sọiⁿ = sein; gọis und gọiⁿs = Gänse) entspricht dem Lautstande der Mundart.

Digitized by Google

Akzente.

Hauptakzent ', Nebenakzent `.

Konsonantismus.

p, t, k (siehe oben).
b, d, g: stimmlose, weiche, ungehauchte Verschlußlaute.
m; n; ŋ (gutturaler Nasal = ng in lang; baŋg und baŋk = Bank).
j; w; r; l; f; s; š = sch; ds = z;
h; χ = ich-Laut; x = ach-Laut.

In den Übertragungen sind Worte und Ausdrücke, die nicht schriftdeutsch sind, durch ein * bezeichnet.

Was die Gruppierung der Sprichwörter betrifft, so habe ich möglichst das Gleichartige zusammengestellt; eine alphabetische Anordnung halte ich für zwecklos.

Benutzt wurden: Crecelius, Oberhessisches Wörterbuch. Darmstadt 1897.
Vilmar, Idiotikon von Kurhessen. Marburg und Leipzig 1868.
v. Pfister, Nachträge zu Vilmars Idiotikon von Hessen. Marburg 1886.

1. Sprichwörter.

1. ə adsəl męχd kaaⁿ daub: Eine *Atzel (Elster) *macht keine Taube.

2. də abəl fęld nʃəd wɐid foom baaⁿm: Der Apfel fällt nicht weit vom Baum.

3. ębil səi kaaⁿ bjʃən: Äpfel sind keine Birnen.

4. ə sau ʃəs ə sau, ʃən waⁿmišə ʃənə færərbęd leegd: Eine Sau ist eine Sau, und wenn man sie in ein Federbett legt.

5. waⁿn ə laus ʃən grʃənd kimd, woildsə: Wenn eine Laus in Grind kommt, wühlt sie = die Katze läßt das Mausen nicht.

6. bim baⁿm, bim baⁿm boisərχər, wuu nes səi, səiⁿ aax loisərχər: Bim bam, bim bam *Beußercher, wo Nisse sind, sind auch *Läusercher. (nes plur., sgl. nos = Niß, Lausei; Boisərχər = *Beißercher, zu beißen, des Reimes wegen umgebildet, oder nur Lautmalerei? Siehe Nr. 11!) Sinn: Wo man Spuren eines Fehlers sieht, muß der Fehler selbst vorhanden gewesen, wohl auch noch da sein!

Digitized by Google

7. fęd šwimd oowə: Fett schwimmt oben; gebraucht z. B., waⁿnən šuúlįįrər di kįən foo də rɐχə bęsər bəhaaⁿnəld węi di aⁿnən: Wenn ein Schullehrer die Kinder *von den Reichen besser behandelt *wie die anderen.

8. rondəs bɐi rondəs įən šbaalə bɐi šbaalə: Rundes bei Rundes und *Spalten (gespaltenes Holz) bei *Spalten = Gleiches zu Gleichem.

9. glɐχ siχd siχ, glɐχ find siχ: *Gleich (Gleiches) sucht sich, *Gleich findet sich.

10. sįəs kaaⁿ debχə sə šæb, əs basd ə dęgilχə drof: 's ist kein Töpfchen so *schepp (schief), es paßt ein Deckelchen drauf.

11. węi də hær, soos gəšįər (oder auch mit erzwungenem Reim: gəšær): Wie der Herr, so's Geschirr (*Gescherr!) = Am Handwerkszeug erkennt man den Meister.

12. do įəs gor węi gar įən šdal węi fii: Da ist *Gorre wie *Garre und Stall wie Vieh. (gor = mhd. gorre, schlechte Stute; gar = mhd. garre, der Karren. Die beiden Wörter sind ihrer Bedeutung nach nicht mehr bekannt und werden lediglich als Klangmalerei empfunden.) Eine interessante Variante bietet Lich: do įəs gor węi gaul įən gaul węi gor. (gaul = mhd. gûl, männliches Tier, Hengst.)

13. laⁿndsååd — laⁿndsidə: Landesart — Landessitte.

14. wææə̆ nįəd ənaus kimd, kimd nįəd haaⁿm: Wer nicht hinaus kommt, kommt nicht heim. Sinn: Wer sich nicht in der Welt umsieht, von dem kann man nicht viel verlangen, da er „naud gəlænd hod“ (nichts gelernt hat!).

15. gǫud gəfróišdegd,	Gut gefrühstückt,
šbįįə̆d mər də gaⁿnsə dǫǫg,	Spürt man den ganzen Tag,
gǫud gəšlǫxd,	Gut geschlachtet,
dəs gaⁿns jųųr,	Das ganze Jahr,
įən gǫud gəhóirååd,	Und gut geheiratet,
sə lææwə dǫǫ.	Sein (?) *Lebe-Tage.

16. ə jeerəm nar gəfęld sǫiⁿ kab, įən jeerəm šǫudə sǫiⁿ hǫud: *Ein jedem Narr gefällt seine Kappe und jedem *Schoten sein Hut. [šǫudə = einfältiger Mensch.]

17. waⁿns kaaⁿ nan geeb, wæær kęif mauldromə: Wenn es keine Narren gäbe, wer *kiefe *Maultrommen? Die „mauldrom“ (Maultrommel) ist in L. nicht mehr bekannt. (Siehe: Weigand, D. Wörterbuch II³ S. 122.)

18. waⁿmər kaaⁿ jonfən hod, mus mər medə hǫuən daaⁿdsə: Wenn man keine Jungfern hat, muß man mit den Huren tanzen.

Digitized by Google

19. wææš siwə sęęd, dææš ligd: Wer „sieben" sagt, der lügt (wohl in Erinnerung an 7 als typische Zahl).

20. di fǫxd mus də waald hoirə: Die Furcht muß den Wald hüten.

21. waⁿn di maus bluus aaⁿ lǫx hęd, wįįšə baal gəfaŋə: Wenn die Maus *bloß ein Loch hätte, wäre sie *bald gefangen.

22. fəglaa di hęgs bʉim dǫiwil: Verklage die Hexe beim Teufel!

23. blęs bʉisd nįəd gaul: Bläß beißt nicht den Gaul. Ein sehr bekanntes und sehr beliebtes Sprichwort, im selben Sinne wie das vorige. Ich hielt es früher für sehr alt und nahm an, blęs sei = Bläß [dieses Wort ist als Name für Kühe sehr gebräuchlich]; also der Sinn: Kuh und Gaul, die zusammen gefahren werden, „halten zusammen". Nun wurde mir aber neulich folgende interessante Geschichte erzählt, die ich durchweg bestätigt fand, und die auf die Entstehung von Sprichwörtern ein helles Licht wirft: də aald E. hęib alsə wiŋ ɟən harən hond, sooə glaaⁿ hondxə, hęis blęs, do koom ən šadærm ɟən sas ofəm gaul; dås hondxə lęif of də gas ərim, ɟəns gaudsd aax əwiŋ; do kimd ə (scil. der Gendarm) ɟəm hoóbərjən gərɟərə ɟən sęęd iwən aalə E.: „Das kostet Sie eine Strafe, wie können Sie den Hund so herumlaufen lassen?" do saadə aald E., ə har aax əwiŋ gəšásgəld: „ẹ̄h", sęęrə, „blęs bʉisd nįəd gaul, blęs bʉisd nįəd gaul". sɟəsəm aa naud basįį'ə̄d. noox uúdsdəsən als dəmed; ə ɟəs ǫwər šuud laŋ duud. Wörtlich übersetzt: Der alte E. hob *als ein wenig (= trank gerne und oft einen Schnaps) und hatte einen Hund, so ein *klein *Hundchen, [der] hieß Bläß. Da kam ein Gendarm und saß auf einem Gaul, das *Hundchen lief auf der Gasse herum, und es *gauzte (bellte) auch ein wenig; da kommt er *im (= zum) Hof herein geritten und sagt *übern (zum) alten E.: „. . . .". Da sagte der alte E., er hatte *auch (= zufällig auch) *ein wenig (= ziemlich) *geschaskelt (= getrunken): „Äh", sagt er, „Bläß beißt nicht Gaul." 's ist ihm auch nichts *passiert (= er hat keine Strafe bekommen). *Nach (= nachher, später) *uzten *sie ihn (= foppte man ihn) *als (= bisweilen) damit. Er ist aber schon lange tot.

24. wæš šmįįšd, dæš gǫud fįįšd: Wer schmiert, der gut fährt.

25. fįįš jeedər djįər: waⁿn dåås nįəd wįįər: Vor jeder Türe: Wenn das nicht wäre; Sinn: Jede Familie [jeder Stand] hat ihren [seinen] besonderen Kummer.

Digitized by Google

26. winər węi aaⁿ kaⁿns nɟəd šloo: Weniger *wie eins kann's nicht ſchlagen = šlɟəmər węi šlɟəm kaⁿns nɟəd wææšn: ſchlimmer *wie ſchlimm kann's nicht werden. Auch in dem Sinne: mii węi də kob kaⁿns nɟəd kåsdə = „mehr *wie den Kopf kann es nicht koſten", gebraucht.

27. waⁿn də waaⁿ oom bęsdə lęęfd, fę'ldəmə rååd aus: Wenn der Wagen am beſten läuft, fällt ihm ein Rad aus = Wenn es dem Menſchen am beſten geht, kommt irgend ein großes Unglück.

28. waⁿn də himəl ərǫ'b feld, sǫiⁿ di šbadsə al gəfaŋə: Wenn der Himmel herabfällt, ſind die Spatzen *all gefangen.

29. dəs hemb ɟəs aaⁿm neejər węi də rǫg: Das Hemd iſt *einem näher *wie der Rock = jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte, und = erſt die näheren Verwandten, dann uſw.

30. gəfårəmaⁿn hii, gəfårəmaⁿn hæær, ǫwər blɐi mər fo mǫiⁿn kɟəšə: Gevattermann hin, Gevattermann her, aber bleibe mir von meinen Kirſchen!

31. šnɐir iχ mər di nåås ǫb, šéniχ məs gəsiχd: Schneide ich mir die Naſe ab, *ſchände ich mir's Geſicht = ſich ins eigene Fleiſch ſchneiden.

32. węi mər ɟən waald roifd, šalds aaⁿm əgaáⁿ: Wie man in Wald ruft, ſchallt's einem entgegen.

33. ofən groowə kɐil gəhɟǰəd ən groowə šleel: Auf einen *groben Keil gehört ein grober Schlegel.

34. máx diχ nɟəd sə groiⁿ, sosd fræsə diχ di gɐɐsdə: Mach dich nicht zu grün, ſonſt freſſen dich die Geißen.

35. hɟənə šdæxə di bii: Hinten ſtechen die Bienen.

36. fåⁿn gəlǫɪšd, bond hɟənə nɟəd: Vorn gelöſcht, brennt hinten nicht.

37. ən gǫurə rụụd ɟəs drɐi badsə wæəd: Ein guter Rat iſt drei Batzen wert = ziemlich viel!

38. waⁿmər oon hond wil, horə lærər gəfræsə: Wenn man an den Hund will, hat er Leder gefreſſen. (Vergl. die Fabel vom Wolf und dem Lamm, das das Waſſer getrübt haben ſollte!)

39. gleg of di redš, merəm aaš ɟənə peds: Glück auf die *Rütſche (Reiſe), mit dem Arſch in eine Pfütze, iſt hier nicht, wie Crecelius angibt, ein „ſcherzhafter Glückwunſch", ſondern durchaus ernſt gemeint: Widerwärtigkeiten und Unglück werden dem Wegziehenden auf die Reiſe gewünſcht.

40. waⁿns mụụs fol ɟəs, lęęfds iwər: Wenn das Maß voll iſt, läuft's über.

Digitized by Google

41. álsəšárb šnʷid nɟəd, ɟən álsəšbɟəds šdeχd nɟəd: Allzuſcharf ſchneidet nicht, und allzuſpitz ſticht nicht.

42. „waⁿn dåås nɟəd fjš di waⁿnsə ɟəs, daⁿn wʷʷs iχ nɟəd, wås bęsər ɟəs“, hadə K . . . gəsaad ɟən hads hoisi oógəšduxd: „Wenn das nicht *für die Wanzen iſt, dann weiß ich nicht, was beſſer iſt“, hatte der K . . . geſagt und hatte das Häuschen *angeſteckt (in Brand geſteckt).

43. Lebs, ax Lebs, ax lęiwər Lebs, də hósdǫiⁿ maul imsósd gəšbedsd: Lipps (Kurzform von Philippus), ach Lipps, ach lieber Lipps, du haſt dein Maul umſonſt geſpitzt.

44. wææš də lęsd laxd, laxdə bęsd: Wer zuletzt lacht, lacht am beſten.

45. iχ sǫiⁿ dər gǫud ɟən saaⁿ diš nɟəd, iχ kaafə dərən węg ɟən gæwə dən nɟəd: Ich bin dir gut und ſage dir's nicht, ich kaufe dir einen Weck und gebe dir ihn nicht.

46. waⁿns kɟənd gədaáfd ɟəs, wil jeedər pędər sǫiⁿ: Wenn das Kind getauft iſt, will jeder *Petter (Pate) ſein.

47. waⁿn də gaul gəšdǫǫɪn ɟəs, blagd mər də šdal: Wenn der Gaul geſtohlen iſt, *blackt (flickt, beſſert aus) man den Stall.

48. gədéliχə šoof gii fiil ɟən pɟrχ: Geduldige Schafe gehen viele in den Pferch. Manchmal iſt auch die Fortſetzung zu hören: ɟən úúgədeliχə nǫx mii, dęi šmʷisd mər səsocmə: und ungeduldige noch mehr, die *ſchmeißt man zuſammen (wirft man zuſammen).

49. waⁿn siχ di eesil gʷʷlən, gebds baal raáⁿwærər: Wenn *ſich die Eſel *geilern (ſich necken), gibts bald Regenwetter; Sinn: Wenn ſich zwei Perſonen necken, kommt es oft zum Streit.

50. wææš nɟəd kimd, gridə kob nɟəd gəwǫɪšə: Wer nicht kommt, *kriegt den Kopf nicht gewaſchen. Das Sprichwort wird nicht im Sinne von „ſich einer Unannehmlichkeit entziehen“ gebraucht, ſondern vielmehr im Sinne von „Verzichten auf etwas Angenehmes“, etwa wie wæə nɟed wil, hód gæse: Wer nicht will, hat *geſſen.

51. wææš nɟəd kimd, braux nɟəd fodsəgii: Wer nicht kommt, braucht nicht fortzugehen.

52. wæš glaabd, wɟəd seeliχ, wæš leemə dreęd, wɟəd leemiχ: Wer's glaubt, wird ſelig, wer Lehm trägt, wird lehmig.

53. də dseejəd wʷʷs nɟəd, węi siχ də ęlfd ənjjšd: Der Zehnte weiß nicht, wie ſich der Elfte ernährt.

54. gəwiijə ɟən gəmæsə, ɟəs baal gæsə: Gewogen und gemeſſen, iſt bald gegeſſen.

Digitized by Google

55. ə fraa kaⁿn mii ɟən də šụds ausəm haus ənaus draaⁿ, wẹi də maⁿn merəm lɐɐdənwaaⁿ ənɟ'ən fɟɟə̄d: Eine Frau kann mehr in der Schürze aus dem Haus hinaustragen, *wie der Mann mit dem *Leiternwagen hinein fährt.

56. wæə̄ də lẹsd lææbd, grid də gaⁿnsə bluusəbææ'g: Wer *zuletzt lebt, kriegt den ganzen „*Bloßen Berg" (eine Flur in der L. Gemarkung); gegen geizige, sogenannte háxəriχə (hacherige) Persönlichkeiten angewandt.

57. waⁿnən bælmaⁿn ofən gaul kimd, rɐidə loir im: Wenn ein *Bettelmann auf einen Gaul kommt, reitet er Leute um: eine ganz ausgezeichnete Charakteristik des Parvenu!

58. rob ə hụụr aus, wuu kaaⁿ ɟəs: Rupfe *eine Haar aus, wo *keine ist = Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren.

59. waⁿns hɟəšəbrɐi raaⁿd, humər kaaⁿ šésin: Wenns Hirsenbrei regnet, haben wir keine Schüsseln. Als Sinn wurde mir angegeben: waⁿn æbəs doijər ɟəs, hod mər naud sə fəkaafə, ɟən wẹis biliχ wåår, hádmiš: Wann etwas teuer ist, hat man nichts davon zu verkaufen, und *wie's (als es) billig war, hatte man's.

60. haur aləs as, måⁿn šdel sas: Heute alles aß, morgen stille saß = Mahnung, sich einen Zehrpfennig zurückzulegen. Dieses Sprichwort soll aus Kirchgöns stammen.

61. sɟəs kaaⁿ hols mii ɟəm waald: Es ist kein Holz mehr im Wald.

62. ə haaⁿbərχ nɐidšd: Ein Handwerk (scil. gutes H.) *neidscht (erregt Neid); ein ziemlich seltenes und fast nur von älteren Leuten gebrauchtes Wort. Die Form haaⁿbərχ ist ausgestorben, dafür jetzt haⁿndwærg.

63. fɟəŋišlaŋgəšẹ'fd ɟəs bẹsər wẹi ååmslaŋg æ'rwəd: Fingerslang Geschäft ist besser *wie armslang Arbeit. Geschäft = Handwerk.

64. hod də dọiwil di gɐɐsd gəhọɪld, mọọə də bọg aa nọx họɪn: Hat der Teufel die Geiß geholt, mag er den Bock auch noch holen.

65. kómiχ iwən hond, kómiχ aax iwən šwaⁿns: Komme ich über den Hund, komme ich auch über den Schwanz. Sinn: Wer große Widerwärtigkeiten überwindet, der wird auch der kleineren Herr werden.

66. wæə̄ kọọɪn oófaŋ grid, grir aax kaaⁿ en: Wer keinen Anfang *kriegt (findet, macht), *kriegt auch kein Ende.

67. droo ɟən dəfoo: Dran und davon!

Digitized by Google

68. də wa^{n}niχ ɟen də hę'riχ, dås won dswii ååmə menər: Der „Wann ich" und der „Hätte ich", das waren zwei arme Männer.

69. wa^{n}n ɟəs kaa^{n} keeskårb: „Wann" (Wortspiel zwischen „Wann" und *„Wanne" = flacher Korb) ist kein Käsekorb.

70. weems æsə nɟəd lǫǫɪsd, dem lǫǫɪsd aax di ærwəd nɟəd: Wem's Essen nicht ... (*abgeht, von Statten geht), dem ... auch die Arbeit nicht (lǫǫɪsə, ein Zeitwort, dessen Ursprung mir dunkel ist).

71. haal dǫi^{n} maul ɟən æs! wɟəns šoof blæd, šådsəm ən mofəl: Halte dein Maul und *ess(e); während das Schaf plärrt, schadet's ihm einen *Muffel (Mundvoll).

72. wås mər gæn dǫud, wɟraa^{n}m nɟəd sauər: Was man gern tut, wird einem nicht sauer.

73. wuu aa^{n}m di lęib hiidrɐibd, ɟəs aa^{n}m kaa^{n} węęg sə wɐid: Wo einem die Liebe hintreibt, ist einem kein Weg zu weit.

74. wæð láŋgsa^{n}m rɐid, kimd aax wɐid: Wer langsam reitet, kommt auch weit.

75. ofəm gǫurə węęg gid mər naurím: Auf einem guten Weg geht man nichts um.

76. ə faulər fəbęld siχ də aaš də ɟɟðšd: Ein Fauler *verbellt sich (beschädigt sich) den Arsch *am *ersten (zuerst). Das Wort „verbellen" (mhd. verbellen) kommt nur in diesem Sprichwort vor! (Siehe Crecelius S. 861!)

77. mər mus dəs ɐisə šmirə, wɟəns hɐɐs ɟəs: Man muß das Eisen schmieden, während es heiß ist.

78. få^{n}n gruus gədróməl, ɟən hɟənə wiŋg soldåå'də: Vorne groß Getrommel, und hinten *wenig Soldaten!

79. əs kimd nɟəd ofs loirə oo, əs kimd ofs komə oo: Es kommt nicht aufs Läuten an, es kommt aufs Kommen an.

80. də węds ɟəs gǫud, də węds ɟəs gǫud, mər wɐɐs nɟəd, wås də šnerər dǫud: Der *Wetz (das Wetzen, Schärfen der Sense) ist gut, der *Wetz ist gut, *man weiß nicht (man sieht nicht), was der Schnitter tut. Sinn: Die Vorbereitungen zu einer Arbeit werden gut getroffen, aber die Arbeit selbst wird nicht getan, und dann: allzu vieles Suchen nach Erleichterung bei einer Arbeit macht, daß nicht viel getan wird.

81. „hę́riχ nɟəd gəšɟəsə, wɟɟər iχ dụrχ də waald", hadə fogs gəsaad: „Hätte ich nicht geschissen, wäre ich (schon jetzt) *durch den Wald", hatte der Fuchs gesagt. Sinn: Notwendiges tun, ist kein Zeitverlust, wenn dadurch auch einiges, das man gern erledigt hätte, ungetan geblieben ist. Ein sehr beliebtes Sprichwort!

Digitized by Google

82. bads naud, sə šåds naud, fərégsdə, grídiχ də šinər: *Battet's (hilft's, nützt's) nichts, so schadet's nichts, verreckst du, *kriegt dich der Schinder; ursprünglich ein „Gəsaáⁿn,(*Gesegen, beim „Brauxə" (*Brauchen) angewandt), jetzt gern gesagt bei einer Arbeit, die von vornherein wenig Erfolg verspricht, die man aber trotzdem tut. Hier und da hört man auch als Fortsetzung des Sprichwortes: ʊχ griijə dǫx mǫiⁿn lɛɛ bruud: ich kriege doch meinen Laib Brot, im Sinne des „gəsaáⁿnəmɛχərs" (*Gesahnemachers) gesprochen, dem der Erfolg seines „Gesahns" gleichgültig sein konnte, da er auf jeden Fall seinen Lohn, einen Laib Brot, empfing.

83. waⁿns kaaⁿ pʉif gebd, måås ə fååds gæwə: Wenns keine Pfeife gibt, mag es eine *Farze geben. Dasselbe auch in der Form: gəreeds, gebdsə pʉif, fədjrbds, gebdsə fååds: Gerät's, gibt's eine Pfeife, verdirbt's, gibt's eine *Farze (siehe Crecelius S. 364). Sinn: Auch aus einem mißglückten Unternehmen läßt sich noch irgend ein Gewinst herausschlagen.

84. glinilds nʃəd, sə rabəls dǫx: Klingelt's nicht, so rappelt's doch.

85. də wɛg ʃən də groidsər kaⁿmər nʃəd huu: Den Weck und den Kreuzer kann man nicht haben.

86. šusdər, blʉi bʉi dǫiⁿm lʉʉsd: Schuster, bleibe bei deinem Leisten.

87. alə nauə mʏʏrə daad naud: *Aller neue *Moden (jede neue Mode) taugt nichts.

88. bɛsər ååmseeliχ gərʃərə, wɛi hófæædiχ ganə: Besser armselig *geritten (gefahren), *wie hoffärtig gegangen.

89. waⁿns əm eesil sə wǫǫil ʃəs, girə ofs ʉis daaⁿdsə: Wenns dem Esel zu wohl ist, geht er aufs Eis tanzen.

90. waⁿn di kads nʃəd dəhaaⁿm ʃəs, huu di mois kirməs: Wenn die Katze nicht daheim ist, haben die Mäuse Kirmes.

91. waⁿn di mois sååd sǫiⁿ, šmɛgds mɛɛl bʃədər: Wann die Mäuse satt sind, schmeckt (ihnen) das Mehl bitter.

92. hob wɛi dob: *Hopp *wie *Topp; *hopp sein = bankerott sein, dob kommt sonst im Dialekt nicht vor; Sinn: „gehüpft wie gesprungen", das auch oft gebraucht wird: gəhebd wɛi gəšbruŋə.

93. ə ʃəs hʃənə wɛi of əm reg, wɛi də liχər dsiilər: Er ist hinten wie auf dem Rücken, wie der Licher Ziegeler. Sinn: Er hat eine Arbeit vergebens getan. Der Vergleich „wie der Licher Ziegler" ist in Lich selbst nicht bekannt; merkwürdiger Weise aber soll er in Merlau bei Grünberg und in Muschenheim bei Lich vorkommen.

Digitized by Google

Ueber den Urſprung dieſes Sprichwortes habe ich nichts erfahren können.

94. onə wẹi oowə wẹi noiənsẹ'χdsiχ: Unten wie oben wie neunundſechzig (69); der Sinn dieſes Sprichwortes iſt gleich dem des vorigen.

95. wåsə láŋg dauəd, laud naud mii: Was zu lange dauert, *lautet nichts mehr (klingt nicht; laurə = klingen, davon deutlich und in der Bedeutung ſtreng geſchieden: loirə = läuten).

96. ə gọurər komədjị'ərər jəs bẹsər wẹiə šlẹẹχdər ærwədsmáⁿn: Ein guter *Kommandierer iſt beſſer *wie ein ſchlechter Arbeitsmann; als ich nach dem Sinn fragte, wurde mir geſagt: no, dæš dọud dọx aa naud: nun, der tut doch auch nichts!

97. mårjədruud gebd ə nas fẹiəråuənbruud: Morgenrot gibt ein naſſes *Vieruhrbrot (Veſperbrot).

98. mårjədraaⁿ jən aaləwʙíwərdens dauən nị́əd laŋg: Morgenregen und *Alte-Weibertänze dauern nicht lang.

99. waⁿns də sóndọọg raaⁿd fị́ðm æsə, sols aaⁿm di gaⁿns wox nị́əd fəgæsə: *Wann's *den Sonntag regnet vorm Eſſen (scil. Mittageſſen), *ſoll's *einem die ganze Woche nicht *vergeſſen. (Es wird die ganze Woche regnen.)

100. də šmææ'rmaⁿn kimd, s gebd raáⁿwærər: Der Schmermann kommt, es gibt Regenwetter.

101. di gegil grʙišə, s gebd raáⁿwærər: Die *Gückel *kreiſchen (krähen), es gibt Regenwetter.

102. wås də auxúsd nị́əd kọxd, dọud də sẹbdémbər nị́əd bruụrə: Was der Auguſt nicht kocht, *tut der September nicht braten.

2. Sprichwörtliche Redensarten.

103. ə jəs sə laŋg, ə kaⁿn foom gərésd æsə: Er iſt ſo lang, er kann vom *Gerüſt (dem Gebälk über der Tenne) eſſen.

104. ə jəs sə fẹd wẹi ə odər: Er iſt ſo fett wie eine Otter.

105. ə horən raⁿnsə, mər kaⁿn ən fluug drof diirə: Er hat einen *Ranzen (Bauch), man kann einen Floh drauf töten (der Floh wird ſonſt zwiſchen zwei Fingernägeln zerdrückt!).

106. ə jəs sə dụr, mər kaⁿn ən oópẹŋə: Er iſt ſo dürr, man kann ihn *anpengen (anzünden).

107. ə wị́əd nị́əd fẹd, jən waⁿmən jən bodər breed: Er wird nicht fett, und wenn man ihn in Butter brät.

Digitized by Google

108. ə gugd doəráus wẹi ə búnsi aus də oóšẏdsə: Er guckt da heraus wie ein *Bunzi (Kätzchen) aus den *Abſchutzen (?). (Abfall vom Flachſe beim „Schwingen", daher in Merlau die Bezeichnung oóⁿswɪəŋə (Anſchwingen); in Holzheim oóšusin. Der erſte Teil „oo" iſt mhd. â = abe; šẏdsə gehört ſicher zu mhd. schutzen = durch Schwung oder Stoß in ſchnelle, kurze Bewegung ſetzen. Vergl. auch mhd. schutze = Weberſchifflein). Gerade dieſes Bild iſt ein gutes Beiſpiel für die Beobachtungsgabe des Volkes, für ſeinen Humor; man ſieht die Katze, die mit dreiviertel zugekniffenen Augen neben dem *Schwingſtock in den *Abſchutzen liegt, während immer wieder neue auf ſie herniederſchneien. Die jüngſte Generation verſteht das Bild nicht mehr; ſie weiß nicht, was Abschutzen ſind, da ſeit ungefähr 30 Jahren kein Flachs mehr gebaut wird.

109. ə mẹχd ə gəsiχd, mər mọọĭd, ə hẹd di pals fəgɪəfd: Er macht ein Geſicht, man meint, er hätte die Pfalz vergiftet.

110. ə mẹχd ə gəsiχd, mər mọọĭd, ə hẹd di wæ'rəraa bəhẹgsd: Er macht ein Geſicht, man meint, er hätte die Wetterau behext.

111. ə mẹχd ə gəsiχd, mər mọọĭd, ə wɪɪə̆r iwər fæld hẹgsə gəwæəsd: Er macht ein Geſicht, man meint, er wäre *über Feld (in einem nahen Dorfe) hexen geweſen.

112. ə mẹχd ə gəsiχd wẹi siwə dọọ raáⁿwærər: Er macht ein Geſicht wie ſieben Tage Regenwetter.

113. ə mẹχd ən bugil wẹiə kads, waⁿns donəd: Er macht einen *Buckel (krummen Rücken) wie eine Katze, wann's donnert.

114. ə kaⁿn šwɪəmə wẹi ə blʊiən end: Er kann ſchwimmen wie eine *bleierne Ente.

115. ə wágild wẹi ə fẹd end: Er wackelt wie eine fette Ente.

116. ə jẹẹd doənáus wẹi də wel jẹẹər: Er jagt *dahinaus (dahin) wie der wilde Jäger.

117. dẹi sẹid aus, mə mọọĭd, sə wɪɪə̆ med də holə gəfåån: Die ſieht aus, man meint, ſie wäre mit der Holle gefahren (zerzauſt).

118. ə dsírəd wẹi ẹsbəlaáb: Er zittert wie Eſpenlaub.

119. æbəs rond maxə: Etwas rund machen = eine Geſchichte ohne Widerſprüche ſo erzählen, daß ſie innerlich wahr und alſo auch glaubhaft erſcheint. Derartige Erzählungen werden meiſt in großer Ruhe angehört, bedächtig wird die Pfeife geraucht. Hat der Erzähler geendet, dann wird die Geſchichte gründlich beſprochen; oft aber kommt es auch vor, daß alle Anweſenden in eiſiger Ruhe verharren, nachdem der Erzähler geendet, bis ihm dann irgend

Digitized by Google

jemand mit Ernſt und mit Kopfſchütteln erklärt: əs šibəld nɟəd: es *ſchüppelt nicht (rollt nicht); die Erzählung war alſo nicht „rund". Es iſt dies der größte Vorwurf, der einem gemacht werden kann, und nun geht's eifrig ans „diśgərɟi'ən" (diskurieren, disputieren).

120. dær ɟəs ɟən alə sędəl gərẹχd: Der iſt in allen Sätteln *gerecht (geſchickt, fertig; es iſt mhd. gerëcht = geſchickt, bereit, tauglich, das ſich nur in dieſer Redensart in dieſer Form erhalten hat).

121. wẹi mər deen wɟəfd, so šdirə: Wie man den wirft, ſo ſteht er; das Bild iſt von der Katze genommen, die immer nur auf die Füße fällt (of di šdedsil = auf die *Stützel!), wenn ſie irgendwo herunter geworfen wird, falls man ihr nicht ein Stück Holz oder etwas ähnliches an den Schwanz bindet.

122. ə gebd ọọxd wẹi ə hẹ'χilmẹχər: Er gibt acht wie ein Hechelmacher. Als ich nach dem Sinn fragte, wurde mir erzählt: ə hẹχil ɟəs ə gaⁿns niídliχ ding sə maxə, sosd dæəd mər də flääs fəwæægə: Eine Hechel iſt ein ganz *niedliches Ding (ſchwieriges Ding) zu machen, ſonſt *tat man den Flachs *verwergen (zu Werg machen). Die einzelnen Stifte der Hechel mußten ſehr genau gerichtet ſein und genau ſenkrecht ſtehen, weil ſonſt beim Hecheln, wobei das Werg entfernt wurde, zu viel Flachs in der Hechel (alſo beim Werg) hängen blieb.

123. ə hụds hinə də ụụn sedsə: Er hats hinter den Ohren ſitzen.

124. ə gid doənáus, mər mọọld, ə kend kaaⁿ drɐi dseen, ɟən dọx horə úŋglegər ɟən siχ: Er geht *dahinaus (dahin), man meint, er könnte keine drei zählen, und doch hat er *Unglücker in ſich (hat den Kopf voller Unglücksſtreiche, Schelmenſtreiche).

125. ə šdẹ'ldsiχ wẹi di mog dsọum grẹ'binbagə: Er *ſtellt ſich (ſtellt ſich an) wie die *Mucke (mhd. mocke, Mutterſchwein) zum Kräpfelbacken.

126. dem gir aax də aaš ẹijər of wẹis maul: Dem geht auch der Arſch eher auf *wie's Maul.

127. ə šdid doo wẹis kɟənd bɐim dræg: Er ſteht da wie das Kind beim Dreck.

128. ə šdid doo, mər mọọld, di hoijər hẹ'rəms bruud gənomə: Er ſteht da, man meint, die Hühner hätten ihm 's Brot genommen.

129. ə šbɟəds maul of, mər kend merəm lɐɐdənwaaⁿ ənɟən fääšn: Er ſperrt das Maul auf, man könnte mit einem Leiterwagen hinein fahren.

Digitized by Google

130. əs ɟəs ə rɛɛχdər dóldabχ; ə dabχd íwəral hii wɛi di mog ɟəns jírəhaus: Es iſt ein rechter *Dolltappch; er *tappcht überall hin wie die *Mucke ins *Jüdenhaus.

131. ə lɛɛ'fdòərím wɛi ə gaaⁿs ųųnə kob: Er läuft *da herum (umher) wie eine Gans ohne Kopf. Das Federvieh wird gewöhnlich dadurch zum Tode befördert, daß man ihm mit dem Beile den Kopf abhaut. Solch ein gerupftes Tier muß ſo lange feſtgehalten werden, bis es ſich verblutet hat. Hier und da nun kommt es vor, daß es ſich vorher noch einmal frei macht, es läuft dann ungeheuer raſch umher und rennt überall wider.

132. ə mɛχd oóšlɛɛ wɛi noódnǫǫəls méχil: Er macht Anſchläge wie Notnagels Michel. Dazu wurde mir folgendes Geſchichtchen erzählt: dæ̃ har iwər sǫiⁿn fådər gəsaad, wɛi sə of Gɛisə woldə, „wɛɛsdə wås, fådər, mər maxə siχ ən šdomb kådófin aus ɟən nɟəmən med of Gɛisə, doo humər glɛiχ uus dsjjərgæld: Der hatte *über ſeinen Vater geſagt, *wie ſie *auf Gießen *wollten, „weißt du was, Vater, wir machen *ſich einen *Stumpf (ungefähr einen halben Sack voll) Kartoffeln aus und nehmen ihn mit *auf Gießen; da haben wir gleich unſer Zehrgeld.

133. ə hod ɟ'ənfɛl wɛi ə aald waaⁿd: Er hat Einfälle wie eine alte Wand.

134. ə ɟəs ə kæl wɛi də áuənšbiil, dæ̃ had sǫiⁿ modər med də mɟ'əsdgǫwəl gəkɟ'ədsild: Er iſt ein Kerl wie der Eulenſpiegel, der hatte ſeine Mutter mit der Miſtgabel gekitzelt.

135. ə ɟəs sə niídliχ, deen hinən di fliχə oo də waaⁿd: Er iſt ſo *niedlich (empfindlich, leicht reizbar), den hindern die Fliegen an der Wand.

136. ə ɟəs sə niídliχ, ə hjjəd di flii hǫusdə: Er iſt ſo *niedlich, er hört die Flöhe huſten.

137. ə ɟəs sə niídliχ, ə mus di kɟənfraa huu, waⁿ'nəm ən fods dswææχ lɛid: Er iſt ſo *niedlich, er muß die *Kindfrau (Hebamme) haben, wann ihm ein Furz *zwerch (quer) liegt.

138. ə ɟəs sə híŋəliχ, ə kaⁿn kaaⁿ kads ausəm oówəlǫx drɛiwə: Er iſt ſo *hingelig (ſehr wenig anſtellig, ungeſchickt, ſteif; ein dem Leihg. Dialekt eigentümliches Wort; es hängt wohl mit mhd. hingelen = hinken, zaudern zuſammen), er kann keine Katze aus dem *Ofenloch treiben.

139. ə ɟəs sə híŋgəliχ, ə kaⁿn nɟəd əlaaⁿ pisə gii: Er iſt ſo hingelig, er kann nicht allein piſſen gehen.

Digitized by Google

140. dæð dręęd fįįðraⁿ'nən wɐɐs, ɟən fįð siχ kaaⁿ šbraa: Er trägt für andere Weizen und für sich keine Spreu; Sinn: Um sich überall gut Freund zu machen, vernachlässigt er sein Eigentum.

141. ə feŋd fįð di aⁿnən radə, ɟən fįð siχ kaⁿnə kaaⁿ mois faŋə: Er fängt für die anderen Ratten, und für sich kann er keine Mäuse fangen.

142. ə leesd siχ aləs gəfaⁿn; ə leesd siχ də lęfil hinər di dįįðr wæfə įən hǫild siχ ən aax wirər: Er läßt sich alles gefallen; er läßt sich den Löffel hinter die Tür werfen und holt *sich ihn auch wieder.

143. siχ ən ruurə rǫg fədęin: Sich einen roten Rock verdienen. Dazu wurde mir Folgendes erzählt: ə dręęd nauə mįįðn fod ən wil siχ bɐi aⁿnən ɟən gonsd sędsə. əs kimd wååršǫ'iⁿns foom bondiχə rǫg, deen də joosęf gríd had: Er trägt neue Mären fort und will sich [scil. dadurch!] bei anderen in Gunst setzen. *Es kommt *wahrscheints vom *buntigen Rock, den der Josef *kriegt hatte.

144. ə gid drimərím węi ə kads im də hɐɐsə brɐi: Er geht drum herum wie eine Katze um den heißen Brei.

145. dås ɟəs nɟəd gəhaaxə ɟən nɟəd gəšdǫxə: Das ist nicht gehauen und nicht gestochen.

146. di kįrχ ims aaldåå'r draaⁿ: Die Kirche um *das Altar tragen = sich viele Umstände und diese zur Hauptsache machen, etwas Zweckloses und Törichtes unternehmen, ähnlich:

147. max kaaⁿ bææðjə ɟəm glɐχə: Mache keine Berge im *Gleichen (wo es eben ist).

148. ə sęid fįð laurər beem də waald nɟəd: Er sieht *vor lauter Bäumen den Wald nicht.

149. də hosd æbəs loirə hįįðn, wɐɐsd ǫwər nɟəd med welər glǫg: Du hast etwas läuten hören, weißt aber nicht mit welcher Glocke.

150. mérər wošd nooxəm sɐ'idəšdeg wæfə: Mit einer Wurst nach einem *Seitenstück (Speckseite) werfen.

151. ə bleesd siχ of węi ə poo: Er bläst sich auf wie ein Pfau.

152. ə dabχd dooərím węi ə šdorχ ɟəm səlååd: Er *tappcht da herum wie ein Storch im Salat.

153. ə męχd aus əm fods ən dónəršlǫǫg: Er macht aus einem Furz einen Donnerschlag.

154. dęi hods hęfd įən də haaⁿd: Die hat das Heft in der Hand.

Digitized by Google

155. ə bʉisd kaaⁿ oówəšrauwə ǫb ʃən fresd aax kaaⁿ råå'ɔnʉʉl: Er beißt keine Ofenſchrauben ab und frißt auch keine Radnägel (Nägel, mit denen der Reif auf das Rad genagelt wurde).

156. ə måå'sis əráusgraurə: Er mag ſich's *heraus *krauten (ausſuchen, wie man das Unkraut ausrupft).

157. ə ʃəs sə groob wẹi sáubunšdruu: Er iſt ſo grob wie Saubohnenſtroh.

158. ə ʃəs sə groob, ə nimd də sag medsáⁿmdəm dsʃəbə: Er iſt ſo grob, er nimmt den Sack *mitſamt dem *Zipfen (Zipfel).

159. əs maul girəm, mər mǫǫld, ə hęds merəm éndəaašlǫx gəšmụụd: Das Maul *geht ihm (er ſpricht ſo viel), man meint, er hätte es mit einem Entenarſchloch geſchmiert.

160. ə ʃəs nʃəd sə lang rǫux, wʃənə hǫu ən kæn ófheebd: Er iſt nicht ſo lang ruhig, als ein Huhn einen Kern aufhebt.

161. ə ʃəs nʃəd sə lang rǫux, wʃəmər aaⁿmen sęęd: Er iſt nicht ſo lange ruhig, als man „Amen" ſagt.

162. ə ʃəs grååd wẹi də eéwix jid: Er iſt gerade wie der ewige Jude. (Meiſtens von Kindern gebraucht, die ſehr unruhig ſind, doch auch von Erwachſenen, die fortwährend pfeifen, brummen, ſummen (= ǫuən, orare?).

163. aaⁿm di hęl hʉʉs maxə: Einem die Hölle heiß machen.

164. wẹi had də bǫub gəsaad? „waⁿns mǫiⁿ fådər ʃən də hęl gəwuud ʃəs, dǫuds əm naud mii": Wie hatte der Bub geſagt? „Wenn's mein Vater in der Hölle gewohnt iſt, tut's ihm nichts mehr."

165. nụ̈ð nʃəd bromə, əs wʃəd šuud komə: Nur nicht brummen, es wird ſchon kommen.

166. waⁿnsəm nʃəd šmęgd, mǫǫəs áušbʉiə: Wenn's ihm nicht ſchmeckt, mag er es ausſpeien.

167. wàs soliχ miχ daⁿn gradsə, wuu mis nʃəd bʉisd: Was ſoll ich mich denn kratzen, wo mich's nicht beißt!

168. wuu mis nʃəd bond, bráuxiχ nʃəd sə blụụsə: Wo mich's nicht brennt, brauch ich nicht zu blaſen.

169. aⁿm dəs mau lang (wẹ̈səriχ) maxə: Einem das Maul lang (wäſſerig) machen.

170. dæ̈ð grirə ẹ̈gsdrǫǫ wʃəšdχə gəbrụụrə: Der kriegt ein *extra Würſtchen gebraten!

171. dæ̈æ̈ð braux siχ nʃəd sə oiwə, ə horə hǫuwʉisə ǫ'bgədræ̈ərə: Der braucht ſich nicht zu *üben (in ein Geſpräch eingreifen, ſich hervortun), er hat *ein Hufeiſen abgetreten (= hat ſich geſchlechtlich vergangen).

Digitized by Google

172. do miχd mər ən fjjəxəm gəlǫusə: Do möchte man einen *Fiechem (wohl aus dem Hebräiſchen? Furz) *gelaſſen. Dieſe Redensart wird gebraucht zur Kritik an jemand, der „einfältiges Zeug geſchwätzt" hat, oder der „übergeſcheite Sätze macht", beſonders aber, wenn jemand, deſſen Vermögenslage man kennt, weit über ſeine Verhältniſſe lebt, um es „den Reichen" gleich zu tun. [„gəlǫusə" iſt der jüdiſchen Ausſprache bewußt nachgebildet, um eine komiſche Wirkung zu erzielen; ſonſt: lụụsə.] Im gleichem Sinne wird gebraucht:

173. əs wi'raaᵘm iwəl: Es wird einem übel; oder əs šʁ'isərdaaᵘm: Es *ſcheißert einem. Derartige Redensarten ſind in der unbefangenen Art und Weiſe der Unterhaltung in der Mundart gang und gäbe; es „denkt ſich niemand was dabei", und ſie klingen dem Ohr nicht ſchlechter als die anderen Wörter. Trotzdem wurde mir geſagt: „mər nimd jǫǫ soo æbəs dəs gaᵘns jụụr nj'rəns maul, mər hjjəds ǫwər dǫx: Man nimmt ja ſo etwas das ganze Jahr nicht ins Maul, man hört's aber doch".

174. ə horərə jəm solbər lʁijə: Er hat einiges (ərə = mhd. ire, ahd. iro) im *Solper (Salzbrühe) liegen = Es wird ihm nichts verziehen; denn „ſeine Miſſetaten bleiben unvergeſſen" und werden bei gelegener Zeit gerächt werden.

175. di gal gi'raaᵘm iwər: Die Galle geht einem über (scil. vor Aerger).

176. deem jəs ə laus iwər di læwər gəlaafə: Dem iſt eine Laus über die Leber gelaufen (macht ein finſteres Geſicht.)

177. dəs debχə kǫxdəm lʁχd iwər: Das Töpfchen kocht ihm leicht über = er wird leicht zornig; gleichen Sinn hat:

178. ə kimd lʁχd jəns dáxšdibχə: Er kommt leicht ins Dachſtübchen.

179. masələ brǫuxə sęęd də jid: *Maſſele *Brouche ſagt der Jude (hebräiſch mazaloth = der Stern; baruch, bᵉrúch = geſegnet, glücklich.) Sinn: meinetwegen, ich bin es zufrieden, „fort mit Schaden."

180. də jid sęęd, di jjər gəfęld aaᵘm: Der Jude ſagt: die Ehre gefällt einem = einem „die Ehre geben, die ihm gebührt."

181. oo deem jəs hobə jən maals fəlâᵘn: An dem iſt Hopfen und Malz verloren.

182. ə jəs šjəmb ən šaaᵘn gəwuud węi lómbəmaᵘns eesil: Er iſt Schimpf und Schande gewohnt wie Lumpenmanns Eſel.

183. wâs dæš bææd, soi liijə: Was der betet, ſind Lügen.

Digitized by Google

184. ə bodsd də pooš: Er putzt den *Pasch (Crecelius gibt an: Futterstelle für Wild. Das Wort habe ich sonst nicht gehört). Sinn: sich drücken; als Beispiel wurde mir angegeben: iχ wil saaⁿ, əs hórǫǫɟnər aaⁿ dégəmǫǫxd, nooxəd męχdə siχ din: ich *will sagen (kann als Beispiel anführen), es hat einer eine „dick gemacht", nachher macht er sich dünn.

185. əs gid węi gəšmụụd: Es geht wie geschmiert.

186. med šǫu ɟən šdrimb ənɟ'ən šbrɟəŋə: Mit Schuhen und Strümpfen hinein springen.

187. dææə̆ wịrəm lɐijə gǫud węi di ˌhólsębil: Der wird im Liegen gut wie die Holzäpfel.

188. doo hɐɐsds aax: „bæl miš bruud, šdeg miš aax ɟən sag": Da heißt es auch, „bettle mir das Brot, stecke mir es auch in *Sack (Tasche)". Als Gipfel der Faulheit angeführt!

189. gæwǫǫ'xd, sosd gidər də šmęlsər oo:] Gib acht, sonst *geht dir der *Schmelzer an. (Schmelzer = das Rückenfett der Schweine, ehe es „ausgelassen" = gekocht ist. *Angehen = sich entzünden.) Es wird ironisch zu einem faulen Menschen gesagt.

190. dęi sedsd siχ di ręg bladəriχ: Die sitzt sich die Röcke *platterig (zu Platte); von einem faulen Frauenzimmer gesagt, die den ganzen Tag am Fenster sitzt. In etwas stärkerer Fassung:

191. dęi sedsd siχ də aaš ˌlærəriχ. Die sitzt sich den Arsch *lederig.

192. ə hęęld ən hond ɟən leesdən aax gaudsə: Er hält einen Hund und läßt ihn auch *gauzen (bellen). Dem Sinne nach gleich dem folgenden:

193. ə hod di mašiín ɟən leesdsə aax laafə: Er hat die *Maschin (Dreschmaschine) und läßt sie auch laufen. Beides Zeichen der Verschwendung.

194. ə męχd ən raax, mər mǫǫɪd, də báxhǫijər biiχ oo: Er macht einen Rauch (er raucht), man meint, der Bach-Johann-Georg *büke an. („Anbäcker" sind die Leute, die am Montag zuerst backen. Da der Ofen über Sonntag kalt geworden ist, braucht man, um die nötige Hitze zu erzeugen, ziemlich viel Holz, das herbeizuschaffen armen Leuten schwer wird. Sie nehmen deshalb oft grünes Holz, das natürlich sehr raucht!)

195. iχ kaⁿn merəm énbǫǫə nịrən sag = Ich kann mit dem Ellenbogen nicht in den *Sack (in die Tasche), sagt der Vater zu seinem Sohn, wenn dieser ihm zuviel Geld verbraucht. Oder auch:

Digitized by Google

196. iχ kaⁿn kaaⁿ gæld ausəm i'rmil dsísin: Ich kann kein Geld aus dem Ärmel *ziſſeln (ſchütteln).

197. ə nimds fo də lææ'wixə: Er nimmts von den Lebendigen; von Handwerkern uſw. geſagt, die gepfefferte Rechnungen ſchreiben.

198. di gọis fiə̈ di gnedil hoirə: Die Gänſe für die *Knöttel (Kot) hüten = eine Arbeit tun, bei der man nicht nur nichts verdient, ſondern bei der man noch Schaden hat.

199. də kæn ófšnębə: Den Karren *aufſchnäppen = den hinteren Teil des zweirädrigen Karrens raſch zur Erde fahren laſſen, wodurch die Ladung herunterfällt. Der Sinn der Redensart iſt nur: Bankerott machen.

200. ə i̯əs sə ååm wẹi ə kį'rχəmaus: Er iſt ſo arm wie eine Kirchenmaus.

201. ə i̯əs sə ååm, ə hod di wẹ́ẹ́gšdoijər nį̈əd mii: Er iſt ſo *arm, er hat die *Wegſteuer nicht mehr (arm, hier = abgemagert, kraftlos, beſonders nach Krankheiten; *Wegſteuer = Wegſteuerung). Sinn: Er iſt ſo kraftlos, abgemagert, daß er nicht mehr allein gehen kann, daß er ſich beim Gehen auf einen Stock ſtützen muß, daß er nur noch taumelnd ſich fortbewegen kann.

202. ə kaⁿn aax sə laŋg bårjə wẹi də šnʊirər: Er kann auch ſo lange borgen wie der Schneider. Dazu wurde mir folgendes Geſchichtchen erzählt: də šnʊirər horəmụụl əm . . .-Haⁿnəs ə gəwaⁿnd gəbrooxd, i̯ən sə sasə gråå'room æsə; i̯ən do froogdə Haⁿnəs: „ʊi ååm, woldər daⁿn dəs gæld glʊiχ huu?" „naaⁿ", saarə, „əs hod dsʊid, bisdər gæsə hod": Der Schneider hat einmal dem . . .-Hannes ein *Gewand (Anzug) gebracht, und ſie ſaßen gerade *am Eſſen; und da fragte der Hannes: „Ei, Adam, wollt Ihr denn das Geld gleich haben?" „Nein", ſagte er, „es hat Zeit, bis ihr *geſſen habt."

203. ə kaⁿn aax sə laŋg bårjə, bis də šmaálsmaⁿn foo Hi̯ənsəm kimd: Er kann auch ſolange borgen, bis der *Schmalzmann von Hörnsheim kommt. (*Schmalz war früher in Leihgeſtern die einzige Bezeichnung für „Öl".) Dazu das Folgende: di . . .-Lisbẹd haraáx šmaals gəkaafd, i̯ən do froogdsə də šmaálsmaⁿn: „woldər daⁿn dəs gæld glʊiχ huu?" do saarə: „naaⁿ, əs hod dsʊid, bis iχ foo Hi̯ənsəm komə": Die . . .-Lisbet hatte auch *Schmalz gekauft, und da fragte ſie den *Schmalzmann: „Wollt Ihr denn das Geld gleich haben?" Da ſagte er: „Nein, es hat Zeit, bis ich von Hörnsheim komme". (Hörnsheim, ein Dorf, ungefähr $^3/_4$ Stunde von Leihgeſtern.)

Digitized by Google

204. ə esd węi ə drǫɪšər: Er ißt *wie ein Drescher (sehr viel!).

205. ə hod siχ áusgəfræsə, ə šdid šdɐif: Er hat sich ausgefressen, er *steht steif.

206. ə ɪəs sə sáád, dæs ə fáádsd: Er ist so satt, daß er *farzt.

207. ə gid of węi ə grębil: Er *geht auf wie *eine Kräpfel. Von einem gesagt, der mager aussah, dann aber in „gute Kost" kam und sich nun „herausißt".

208. ə dsęgd węi ə wísiχər aáⁿšbenər: Er zieht wie ein Wiesecker Einspänner (ein Pferd, das allein im Wagen geht), d. h., sehr schwer. Meistens gebraucht für: „Ziehen am Glas," doch auch für „Ziehen an einer Zigarre, wenn sie "keine Luft" hat".

209. dás ɪəs gəšɪər węi gədsǫɪg: Das ist *Geschirr wie *Gezeug. (Geschirr = Gesindel, Pack; *Gezeug kommt sonst nicht vor, und man weiß sich auch hier nichts Rechtes darunter vorzustellen: *Gezeug vielleicht = mhd geziuc = reisige Schar?). Sinn: Das ist schlechtes Gesindel, Pack.

210. max diχ męęliχ: Mach' dich [nicht] mehlig = Laß dich von Sachen, die dich nichts angehen!

211. of aaⁿm baaⁿ gid mər nɪəd: Auf einem Bein geht man nicht; Aufforderung, noch eine Tasse Kaffee zu trinken.

212. də kimsd ɪən di hęl ɪən musd lóisob æsə ɪən gədɪədə fliídsuŋə: Du kommst in die Hölle und mußt *Läussuppe essen und gedörrte Flöhzungen; Drohung an Kinder.

213. max, dæs di kɪrχ ɪəm dárf blɐibd: Mache, daß die Kirche im Dorf bleibt. (Wenn jemand gar zu sehr aufschneidet.)

214. saa, wásdə wid, fǫɪrər mər nụ̄ə kaaⁿ gæld ǫb: Sage, was du willst, *fordere mir nur kein Geld *ab.

215. Haⁿnəs dug diχ, ə wɪəfd: Hannes ducke dich, er wirft; eine leicht ironisch gemeinte Mahnung, sich gegen Sticheleien zu wehren.

216. kaⁿnsd miχ əmụụl oom ɪ'rmil kesə: Kannst mich einmal am Ärmel küssen (oder kissen = kratzen?).

217. max diχ nɪəd dụ'rχənaaⁿ: Mach dich nicht durcheinander = Bleibe bei klaren Sinnen, eine Mahnung, die gebraucht wird, wenn jemand ungereimte Sachen behauptet.

218. dæs diχ ə raáⁿwærər nas męęχd: Daß dich ein Regenwetter naß machte! eine im gewöhnlichen Wortstreite häufig gebrauchte Redensart.

219. gloi solsdə gii: *Glüh (Glühend) sollst du gehen; sehr starke Art der Verwünschung, wie auch das folgende:

Digitized by Google

220. də dofd solən dregə, dəs mísgəbuųr: Der Duft ſoll ihn drücken, *das Mißgeburt.

221. iχ haaxə dər ofs maul, dæs di ruud broi noóxkimd: Ich haue dir auf's Maul, daß die *rote Brühe (Blut) nachkommt.

222. fræs hónsfodsə, doo wɟədər dəs maul nɟəd færəriχ: * Freß *Hundsfotze, da wird dir das Maul nicht *federig (faſerig). (honsfodsə iſt ſehr beliebt bei ſtarker Verneinung, = gar nichts.)

223. də swisd aánaⁿnɟəd duɾχ də foisdər waald hii: Du biſt auch noch nicht durch den *finſtern Wald *hin. Sinn: dir wird es hoffentlich noch recht ſchlecht gehen; „es wird dir noch kommen."

224. gæwọọ'xdæ'sdəmər nɟərən di globə kimsd: Gib acht, daß du mir nicht in die *Kluppen (Hände) kommſt. (Kluppen für Hände nur im Sinne zuſammenpreſſender Organe.)

225. gug nɟəd sə biis, di gaⁿns melχ lęęfd səsoomə: Gucke nicht ſo *bös, die ganze Milch *läuft zuſammen (gerinnt).

226. blɯi bɯi də fârχ: Bleibe *bei der Furche (gehe nicht nebenaus).

227. iwər di šdreŋ haaxə (šloo): Über die Stränge hauen (ſchlagen), und: iwər di šnọuər haaxə: Über die Schnur hauen.

228. də wɟəšdər ɟən hals šnɯire: Du wirſt dir in den Hals ſchneiden (du wirſt dich zum eigenen Schaden ſehr irren).

229. aaⁿm di nɯəl šnɯirə: Einem die Nägel ſchneiden = einem übermütigen Menſchen kräftig die Meinung ſagen.

230. do wíliχəm ən gnob dəfjjər maxə (dâs wíliχ əm fəgnebə): Da will ich ihm einen *Knopf (Knoten) *dafür (davor will ich ihm . . . .) machen (das will ich ihm *verknöpfen). Sinn: einem etwas verbieten.

231. aⁿnən sɯdə ófdsęijə: Andere Saiten aufziehen.

232. aaⁿm də bruúdkârb ə wiŋg hiiər hengə: Einem den Brotkorb etwas höher hängen (ihn kürzer halten).

233. əs músiχ ə jeedər noox sọiⁿər dęgə šdręgə: Es muß ſich ein jeder nach ſeiner Decke ſtrecken.

234. əs mus ə jeedər də bęsd wɟəsə, wuu ən də šux dregd: Es muß ein jeder am beſten wiſſen, wo ihn der Schuh drückt.

235. əs ɟəs əm ən bææg (də hii sə gii): Es iſt ihm ein Berg (dahin zu gehen) = fällt ihm ſehr ſchwer, tut es ſehr ungern.

236. ɟən ən sauərə abəl bɯisə: In einen ſauren Apfel beißen.

Digitized by Google

237. ə mus di kads bunsi hʏʏsə: Er muß die Katze *Bunzi heißen. (Bunz, Verkleinerungsform Bunzi, ist der Lockruf für die Katze.) Der Sinn ist: Man muß da schmeicheln und bitten, wo man eigentlich befehlen könnte, wenn man sich nicht dieses Rechtes begeben hätte! Statt dieser Redensart sagt man auch:

238. ə mus bunsi, bunsi maxə: Er muß (nun) „Bunzi, Bunzi" *machen (sagen).

239. mər sol siχ nɟəd ɛijər áusdǫu, ɛijər mər siχ leegd: Man soll sich nicht eher *austun (ausziehen), *eher man *sich legt (schlafen legt). Hauptsächlich älteren Leuten gesagt, die ihr Vermögen (Aecker und Wiesen) unter ihre Kinder aufteilen; jeder soll noch so viel behalten, daß er unabhängig von seinen Kindern leben kann.

240. ə ɟəs ausəm raaⁿ ɟən dáxdraaf komə: Er ist aus dem Regen in *den Dachtrauf gekommen. Den gleichen Sinn hat:

241. ə hod dswi'win of gnoówəlǫx fədausd: Er hat Zwiebeln auf Knoblauch vertauscht.

242. əs ɟəs kaaⁿ kǫu fəlåⁿn: Es ist keine Kuh (nicht viel) verloren.

243. əs ɟəs də šbɟədsə mois gəpɟəfə: Es ist den *spitzen Mäusen gepfiffen = es ist umsonst.

244. dås ɟəs grååd sə fiil, wɛi waⁿmər əm ǫis ɟəns håⁿn pædsd (bʏisd): Das] *ist (hilft) gerade so viel, wie wenn man einem Ochsen ins Horn pfetzt (kneipt) (beißt) = es ist umsonst.

245. əs ɟəs fiš grååd sə fiil, wɛi waⁿnə meg ɟən rǫiⁿ pisd: Es *ist für (hilft) gerade so viel, wie wenn eine Mücke in den Rhein pißt.

246. dås hɛɛld aax foo dswelf bis mɟədǫǫ'g: Das (z.B. Schuhe, die geflickt worden sind) hält auch von zwölf (Uhr) bis Mittag.

247. ə šleefd, bis di kǫu ən badsə geld: Er schläft, bis die Kuh einen Batzen gilt.

248. waⁿn uusdən ɟən pinsdə of ǫǫiⁿn dǫǫg fɛld: Wann Ostern und Pfingsten auf einen Tag *fällt (= nie).

249. ə pʏifd ofəm lɛsdə lǫx: Er pfeift auf dem letzten Loch = er stirbt bald. Gleichen Sinn haben die folgenden drei:

250. ə hod də bebəs: Er hat den *Pips (eigentlich: Zungenkrankheit der Hühner).

251. ə hod di riirə: Er hat die *Röten (Röteln).

252. ə hods lɛsd haa of də rɛɛf: Er hat das letzte Heu auf der Raufe.

Digitized by Google

253. siχ grǫǫld ən gədangə maxə: Sich *Krot (mhd. krot = Kummer) und Gedanken (Sorgen) machen.

254. dęi sǫi din gəsụụd . . . . Die ſind *diinn geſät . . . .

255. dâs wâår ə ærwədχə, dâs had siχ gəwǫlšə: Das war ein *Arbeitchen, das hatte ſich gewaſchen (eine ſchwere Arbeit!).

256. med mụụs ən dsiil: Mit Maß und Ziel.

257. əs lɐ'irâləs dụ'rχəⁿaaⁿ węi graudən roiwə: Es liegt alles durcheinander wie Kraut und Rüben.

258. sə hods rɐisə węi lebsə gǫisi, dâs wâår med aⁿnədhalwə fedχ haáⁿmkomə ɟən med siwə gụụdsər: Sie hat das Reißen (man reißt ſich um ſie) wie *Lippſe Gänschen, das war mit anderthalben Fittichen heim *kommen und mit ſieben *Ganſern (Gänſerichen).

259. di juuxənd wil gədoobd sǫiⁿ: Die Jugend (= das junge Volk) will getobt *ſein (werden) = die jungen Leute beanſpruchen es als ihr Recht, ſich auſtoben zu dürfen.

260. əs gid hæær węi ɟənər ji'rəšuul: Es geht her wie in einer *Jüdenſchule (wie im polniſchen Reichstag!).

261. doo ɟəs mii blads węi kuxə: Da iſt mehr Platz wie Kuchen = mehr als nötig iſt.

262. əs lęęfd mər əm maul ərim, iχ káⁿnǫwər nɟəd drof komə: Es läuft mir im Maul herum, ich kann aber nicht draufkommen.

263. waⁿn dâs wụụr ɟəs, lụụs iχ mər də kob merər dóbəldiil óbmaxə: Wenn das wahr iſt, laſſe ich mir den Kopf mit einer Doppeldiele abmachen.

264. aaⁿm dəs debχə ofdęgə: Einem das Töpfchen aufdecken = hinter ſeine Schliche kommen.

265. sɟəs ə kęl, dæs di hon gaudsə: Es iſt eine Kälte, daß die Hunde *gauzen.

266. sɟəs ə wærər, mər šegd kǫǫin hond ənaus: Es iſt ein Wetter, man ſchickt keinen Hund hinaus.

267. waⁿn di wɐirə al sǫiⁿ, hǫild mər di nooə: Wenn die { Weiten / Weiden } (Wortſpiel) alle ſind, holt man die Nahen.

268. də dóməldiχ hod də hals óbgəšdụdsd: Der *Tummeldich (Eiledich) hat den Hals *abgeſtürzt.

269. waⁿn di debə al sǫiⁿ, gebds — grig: Wenn die Töpfe *all ſind (wenns keine mehr gibt), gibts { Krieg. / Krüge. } A.: „əs gebd grig!“

Digitized by Google

B: „ẽh, di debə sǫi naⁿnʃəd al“: A: „Es gibt Krieg!“ B: „Äh, die Töpfe sind noch nicht all.“

270. waⁿnəs nʃəd glaawə wil, mǫǫəs mauən: Wann ers nicht glauben / klauben will, mag er es mauern.

271. wǫi lángdaáⁿn? „ən aáblæg!“ ǫwər kǫǫɪn óilišaablæg! Wie lange dann? „Einen Augenblick!“ Aber keinen *Eulersaugenblick! Dazu erzählt man sich folgende Geschichte: də aald oilər, ǫx du lǫiwər gǫld, sʃəs šuud lang hæær! ʃəs əmụụl dsǫum gruusə paaləs komə ʃən saad: „paaləs“, sǫǫrə, kondərmər əmụụl ǫǫɪn aáblæg auən kæn liin?“ „ʉijǫǫ'“ sǫǫrə, „wuu wídaⁿn hii?“ „ʉi“ sǫǫrə ʃən gradsd siɣ oom kob, „iɣ woldəmụụl bʉin šʃ'əfəmụrg fáán, ʃən woldmərə wing hols hǫɪn“: Der alte Euler, ach du lieber Gott, es ist schon lange her, ist einmal zum „großen Paulus“ gekommen und sagte: „Paulus“, sagt er, „könnt Ihr mir einmal einen Augenblick Eueren Karren *lehnen (leihen)?“ „Ei ja“, sagt er, „wo willst Du denn hin?“ „Ei,“ sagt er und kratzt sich am Kopf, „ich wollt' einmal *bei den Schiffenberg fahren und wollt' mir ein wenig Holz holen.“ (Der Schiffenberg liegt ungefähr eine Stunde von Leihgestern entfernt, und es führten in jener Zeit sehr schlechte Wege dorthin!)

272. doo sedsd jǫǫ aax wirər gaⁿns dóidšlaⁿnd ʃən: Da sitzt ja auch wieder ganz Deutschland *in (nämlich im Kaffee, in dem zu viel doidšəs (Deutsches) = deutscher Kaffee, Cichorie ist). Die Redensart ist ebenfalls jung und von einer bekannten Persönlichkeit geprägt.

Kleinere Mitteilungen.

Volkskundliches aus alten Akten.[1])

II. Langenschwalbacher Gespenst anno 1588.

Kassel, Landesbibliothek. Ms. Hess. Fol. 84 (4).

Verzeichnus, was sich den 18ten und 19ten Novembris anno 88 zu Langenschwalbach in eines Gerichts Scheffen Johann Phelers Behausung angefangen, verlauffen und zugetragen, und aus allerley bedencken ein Meidlein von ungefehr 13 Jahr alt des obgenannten Johann Phelers Enckel dieser verlauffenen sachen halber und wie es sich angefangen, abgehoret worden.

[1]) Vergl. oben S. 44ff.

Digitized by Google

Erstlich sagt obgedachtes Medlein Ela, es habe sich montag den 18ten Novembris umb 9 uhren Vormittag begeben, das es mit seiner Altmutter Leukeln allein in der stuben gesessen, sei das bett in der stuben aus der bettladen in die stuben uff die erd gefahren, darnach wehre ein großer stein von 10 Pfund schwer von seiner Altmutter Leukeln spinradt uff und in der stuben umbhero gefahren, hernacher uff die erd an kleine stucker zerfallen. Item seiner Altmutter spinradt uff das bett gefahren, und sein des Medleins spinradt uff den webstul gefahren. Nach diesem haben sie die spinräder mit steinen wieder beschweret, sei sein Altmutter in die scheur gangen hew zuholen, hette es ihr den hewrupffer uff das heupt geworffen, Als das medlein darnach auch in die scheur gehen und hew ropffen wollen, hette es ihnen den hewropffen zum zweitten mahl mit gewalt aus der hand gerissen für das scheurenthor herausgeworffen, das die hewropffer jedesmahl an einen Kirschbaum, so für der scheuren stehet, hangen blieben. Hierauff weren sie wieder aus der scheuren in das Haus in die stuben gangen, were das bett aus der bettladen, spinräder und wolle wieder durcheinander geworffen worden und in der stuben gelegen. Da sie solches gesehen, wehren sie das Medlein und Altmutter in Hans Wilhelms des Johan Phelers Eithumbs Haus gelauffen, ihme Johan Phelern geruffen, und als sie samtlichen nach dem Haus gangen und in die stuben kommen, wehre der tisch umbgekehret gewesen. Nach diesem weren sie wieder in Hans Wilhelms Haus, so negst bei ihrem Hause stehet, gangen. Als sie nunn zwo stund ungefehr darin verblieben, ist es nacht worden, da sein sie wieder heim gangen. Als sie nun ein weile wieder im Haus gewesen, hette es wieder angefangen das bett und spinräder in der stuben zusehens hin und her geworffen. Item es hette auch ein groß Eichencloz in der stuben gelegen, welches auch in der stuben uffgefaren und an zwey stucker geworffen worden, doch hat man nichts sehen konnen, durch was es zugegangen. Da das Medlein die zwey stücker von dem cloz uffgehoben und heraus in den hoff zu dem Duchramen geworffen, und wieder in das Haus gangen, wehre ihme das kleineste stuck von dem cloz nachgefahren in die stuben. Darnach habe es das stuck cloz wieder genommen und bei deme webstuel gelegt und sich wieder bei sein spinradt gesetzt, wehre das cloz wieder uff und wieder die stubenthür gefahren, das es zu 3 stuck zerfallen, welche stuck do das medlein ergriffen und bei den Herdstein in Ehren geworffen. Nach der Hand ohngefehr umb 8 Uhren Abends hette es etzliche Leyenstein, damit sie die Spinräder vflegen zu beschweren, uffgehoben, und in der stuben zu stückern geworffen. Item ein schurz hinder dem offen herfür dem alten Johan Phelern uff den Kopff gefuhren. Item den leuchter mit dem liecht in die 20 mahl in die stuben geworffen. Als sie aber das liecht zu vielen mahlen wieder angezündet, und in die stuben wieder gangen, sei einmal ein Messingkropffen oder Toppen, so uff dem banck bei dem Herdt gestanden, inn die stuben gefahren, das andermal der Dreifuß am herde zum dritten das saltzfaß aus der Kuchen. Darnach were das liecht noch etzlich mahl mit dem leuchter umbgefallen aber nicht ausgangen. Nach diesem allen wehren sie schlafen gangen.

Wie nun das medlein sich niedergelegt in ein Kammer, so durch die stuben den eingang hatt, und ehe es angefangen zu schlaffen, wehre ihm ein klein schiefferstein uff die stirn aus der stube in die Kammer gefahren, den-

Digitized by Google

selbigen es ergriffen und in die Kammer geworffen. Fürters umb die Mitternacht seines bedunckens wehre das guckfenster bei seinem bett genommen, und uff die Deck des bettes geworffen worden, aber in diesen allen erzellten punkten und geschehenen Dingen hab es nichts gesehen, der solches angriffen, geworffen und uffgehoben habe. Es sagt Johan Pheler es sei wie oben herab erzelet, anders nicht zugangen.

Dingstag den 19 novembris anno 88 sagt Johan Pheler, hab sich nachfolgends in seinem Haus verlauffen. Als er morgens umb ohngefehr 4 uhren uffgestanden, das Feur angesteckt, wegen das sich sein Eh geforchtet, habe er ein gerumpel mit den Meissingen Toppen gehöret, sei daruff in die stuben gangen, sein Frau Leuckel zu ihm gesagt und gebetten, Er solle das Topfen, Tryfuß, Saltzfaß und Küebel, so den vergangenen Abend hinein gekommen, heraustragen. Inn diesem reden seien 6 scheiben aus einem Fenster gefahren, Er habe nichts gesehen das darwieder gefallen. Daruf sein Frau wieder gesagt, Lieber ich will aus dem Haus gehen, es ist doch kein Glück hier innen, weil ich hierinnen bin. Und ist die Fraw daruf in seines Eithumbs haus gangen. Uff solches wehre sein Eithumb und Dochter kommen, und an ihme angehalten, er solte auch aus dem hause gehen, welches er doch nit thun wollen. Sonder gesagt, Er wolle in Gottes namen darinnen bleiben.

Als sie nun wieder von ihm kommen, sind abermals alsbald 6 scheiben aus einem andern Fenster gefallen, wie aus dem ersten. Als er nun solches gesehen, sei er kleinmütig worden und auch in seines Eithumbs haus, welches allernegst an seinem stehet, gangen, bis sich der Tag herbei genahet.

Als es nun tag worden, wehre er zu dem Pfarher gangen, sein nott und was sich bei ihme den vorigen tag und vergangener nacht in seinem hause hette verlaufen und zugetragen, geclagt und umb einen guten rath gebeten. Daruff ihne der Pfarher ein weil bei sich behalten, mit vielen Exempeln und Trostsprüchen getröstet und nachgehends in sein haus wieder zu gehen gerathen. Daruff er gesagt, er wolle ihme folgen, und nicht daraus weichen, man trage ihn dan heraus. Diß ist geschehen morgens umb 7 Uhrn. Als er nun in dem heimgehen gewesen, hatt er einen nachbarn Christianus Bucher genant geruffen, er wolle doch mit ihme heim in sein haus gehen, und sehen wie es dort gehandelt habe. Als sie nun beide in das haus kommen, ist das eine Fenster da am andern mahl die 6 scheiben ausgefallen, mehr zubrochen gewesen. Item bett tücher aus der bettladen, ein werchen von der wand. Item gestrichen wolle, alles durcheinander uff der Erden gelegen. Inndes sein mehr nachparn zu ihm kommen und ihne besucht, were er mit etzlichen in ein speiskammer gangen. Da wehre ein ehrne (von erd gebacken) schussel gestanden, dieselbig zur Kamer herausgefahren und zerbrochen. Darnach hatt sich wieder ein getümmel und rumpeln erhoben, das 2 scheiben an einem guckfenster ausgangen. Dis ist ohn gevehr umb 10 uhrn geschehen. Ist nun still blieben bis ungefehr umb 1 uhren nachmittag.

Umb ein uhr nachmittag bin ich Pfarher und Schultheis zu Johan Pfelern gangen, ihne in seinem haus besucht. Als wir gegen das haus kommen, horen wir die Fensterscheib klingen und sehen heraußer fallen. Forders gehen wir fortan in das haus, fragen ihne wie es ihm gehe und trosten ihne. Daruff erzelt er uns, er hette itz gleich. ehe wir kommen, ein seul, damit man die schu flicket, aus der hand uff den tisch gelegt, solche da-

Digitized by Google

von in das dritte new Fenster 10 noch gantz gewesen gefaren. Inn dem wir reden und etzliche Psalmen und trostfprüche gelesen und gesagt werden, hebt sich das gespenst oder zauberey in der stuben wieder an, wirfft erstlich ein newen schuch vom webstul dem alten Johan Pfelern wieder ein schenckel, darnach ein sack mit höbling oder saurteig, welcher an dem webstul gehangen, bei den Schuldheißen in die stuben. Bald hernach kompt ein pfannen holtz, so auch am webstul gehangen, in die stuben fahren, einem nachparn wieder ein schenkel, doch alles gelind. Inn dem Ehrn oder vor der stuben thur, nimbt es off genanten Messen Kropffen oder Topffen, Item ein Pfan, item ein erden topffen, ein offenblech, wirfft solches alles, doch eines nach dem andern wieder die stubenthür, das es bufft. Inndem wir nun bald wieder zu Haus wolten gehen, den alten (mit unserm gebett vor ihme zu bitten) trosteten, — die frawen sahen wir nicht, — inn dem kombt ein zimlich großer schifferstein hinder dem offen herfur, und fert hinter einem Nachbarn in das erst zerbrochene fenster, da nichts wahr als blei.

Diß hat sich zugetragen in einer stund oder zwo in unserem[1]) beiwesen.

Nach diesem, sagt Johan Pfeler, sey ein nachbar Johan Ferber genant, mit zwey trostbüchlein zu ihme kommen, der meinung, wan jemand hinein keme, darin lesen und ihn trösten möcht, und ist also von 2 uhren bis umb 4 uhren still gewesen.

Als nun der Abend herbei kommen, und tunckel worden, were er Johan heraus aus dem Haus gangen, die fensterladen uffheben wollen, da wehre das neuwe fenster gar ausgefallen. Hette nichts darin fahren sehen, wehre auch niemand in der stuben gewesen als das Medlein Ela sein Enckel. Als er nun wieder in die stuben kommen, da habe er das eine buch under dem webstul ligen, das ander an seinem ortt da es zuvor gelegen. Bald aber fehrt dasselbig in ein fenster, das es darin stecken bleibet. Wie er dan solches etzlichen Nachparn gewiesen. Ferners kommen mehr nachbarn ihn zu besuchen, under welchen einer gewesen ist, so ein handbeil bei sich gehabt, und vor der stubenthür stehen lassen. Dieweil sie nu mitteinander, einer von diesem, der ander von jenem reden, fehrt dasselbig handbeil einmahl oder drey wieder die thür das es *saupt*, wie auch ein ander beil, damit die fraw und medlein im ehrn holz gehauwen wieder die thür gefahren und beid von der frauw und medlein solches fahren gesehen worden. Wie es aber gefahren oder wer es uffgehoben, wissen sie nicht, dan man hab auch gar nichts in allem sehen konnen.

Nach diesem ist ein banck, ein garn haffel, item ein stuck bortt und ein bier entzel, die stegen von dem haus heraber geworfen worden, hat damals das medlein hinauff gehen wollen. Ist solches alles geschehen als sich tag und nacht scheiden wollen. Uff solches were er Johan mit seiner frawen und medlein in des Eithumbs haus gangen, der meinung, die nacht darin zu bleiben. Inndem sie nun die abends mahl zeitt gehalten, und ein halb leib brodt von dem tisch uff das bett in des Eithumbs haus gelegt worden, bald fehrt dasselbig brodt durch ein fenster in einen gartten hinaus. Inn des hatte seine Fraw gesagt, wir wollen wieder in unser haus gehen und ander leuten kein ungemach machen, seind auch daruff wieder in ihr haus gangen.

[1]) korr. aus: meinem

Digitized by Google

Als nun die Nachparn und Wechter, so der Schuldheis verordnet hette zu wachen, gesehen, das sie wieder in das haus gangen, sind etzliche hineingangen mit ihnen geschwetzt, und in büchern gelesen, biß umb die Mittnacht. Demjenigen so in einem buch gelesen, ward under dem lesen eine handvoll wolle uff das buch geworffen. Item es ward auch ein schaff scher, item ein hölzern nagel aus der wandt, und ein stuck brodt so in der stuben (doch wisse er nicht wo) gelegen, alles in die stuben auf die erd gefahren oder geworffen worden, und ist dies das letzte gespenst gewesen, und biß dahero nichts mehr gehort worden. Wehre vor den erlittenen schaden, so sichtbar, 8 od 10 fl. zu geben.

Solches alles ist aus obgedachtes medleins und seines altvatters Johan Phelers Mund geschrieben worden.
Actum Langenschwalbach in unser underbenenten beisein den 22 novembris anno 88.

Joannes Streitt Pfarher zu Schwalbach
in fidem presentium subscripsit.
Caspar Bader Schuldheis zu Langenschwalbach ff.[1])

Gießen. Th. Vogt.

Nachtrag zur „Cyriakswage" (s. o. S. 32 ff.).

Bei der Abfassung meines Aufsatzes über die Cyriakswage in Neuhausen bei Worms war mir leider die wertvolle Abhandlung von G. Polívka über slavische Sagen vom Wechselbalg im Archiv für Religionswissenschaft Bd. 6 (1903) S. 151 ff. noch nicht bekannt. Außer vielen Parallelen zu anderen deutschen Wechselbalgsagen werden darin auch einige slavische Erzählungen mit dem von mir behandelten Sagenmotiv angeführt. Der Vollständigkeit halber seien sie hier noch nachgetragen.

1. Aus der Ukrajina (a. a. O. S. 159): „Die Teufel wechselten ein Kind aus; die Mutter wußte nichts davon und pflegte es wie ihr eigenes. Das Kind wuchs gar nicht, obwar es sehr viel aß. Endlich fingen sie an, an dem Kinde Hörner zu beobachten. Die Frau verlegte sich auf eifriges Beten, doch ohne Erfolg. Einmal, als sie von einer Wallfahrt heimkehrte, führte sie der Weg durch hohes Schilfrohr. Wie sie so längs des Dammes mit anderen Frauen ging, hörte sie aus dem Schilf eine Stimme: „Inderes! wo warst du?" — „Bei einem Weibe", antwortete das Kind. — „Was hast du dort gemacht?" — „Gegessen und getrunken." Eine Pilgerin sagte nun der Frau, sie solle das Kind wegwerfen, es sei nicht das ihre. Als sie es wirklich tat, fing es an zu pfeifen, zu tanzen und mit dem Wirbel das Schilf zu brechen."

2. Sage der ungarischen Slovaken (a. a. O. S. 159 f.): „Gewisse Eltern gingen mit dem Wechselbalg um Ablaß zum hl. Geist, am Wege wollten sie ausruhen bei einem Sumpfe. Da rief aus dem Sumpfe eine Kröte: „Quorsum, quorsum?" Der Wechselbalg antwortete: „Ad sanctum spiritum." Der Vater wunderte sich sehr, daß das Kind zu Hause nicht ein Wort sprechen kann, und jetzt kann es sogar lateinisch, und warf es in den Sumpf. Als er nach Hause zurückkehrte, fand er sein eigenes Kind."

[1]) Beide Unterschriften von ders. Hand wie der Text.

Digitized by Google

3. Aus dem nordöstlichen Mähren (a. a. O. S. 153 f.): Nachdem die Eltern vergeblich mit ihrem Zauberkind die bekannte Wechselbalgprobe des Wasserkochens in Eierschalen gemacht hatten, gingen sie mit ihm nach Freiberg zum hl. Valentin. „Als sie am Wege auf sumpfige Wiesen kamen, hörten sie eine sonderbare Stimme aus dem Gebüsche: „Wohin gest du?" Und das Zauberkind meldete sich: „Ach, zu einem gewissen Valentin nach Freiberg." Die Mutter ichlug nun den Wechselbalg mit der Rute von einer Goldweide, bis er sich am Boden wand. Da erschien im Gebüsch ein altes, häßliches Weib ..., gab der Mutter das Kind zurück und nahm sich sein eigenes."

Polívka nimmt wohl mit Recht an, daß diese slavischen Sagen auf deutschen Einfluß zurückzuführen sind. Das Motiv, auf das es mir besonders ankam, daß nämlich das Kind in der Kirche gewogen werden soll, findet sich in diesen Erzählungen nicht.

Durch Polívka werde ich auch noch auf eine deutsche Erzählung hingewiesen, in der sich, wenig glücklich, das Motiv der Wallfahrt mit dem Kinde und andere Wechselbalgsagen vermischt haben: Aus Scheel bei Neuenberg (O. Schell, Bergische Sagen S. 325): „Weil trotz bester Pflege das Kind nicht gedeihen und nicht größer werden wollte, gelobten die Eltern, mit ihm eine Wallfahrt nach Marienhaide (sic!) zu unternehmen. Ihre Reise führte sie an der Zwerghöhle des Neuenberges vorbei, und hier angekommen sprang das Kind, oder vielmehr der Zwerg, schnell vom Arme der Mutter, und sagte zu den erstaunten Eltern:

„Ich bin so alt — wie der Duisburger Wald —
Siebenmal gemollt[1]) — und siebenmal gekollt[2]) —
Und doch wieder bewachsen — mit Mühlenachsen —
Ihr wollt mich tragen nach Marienhagen —
Daß ich einen bessern Deiß[3]) soll haben." —

Hierauf lief er der Zwergenhöhle zu, in welcher er auf Nimmerwiedersehen verschwand."

Die von mir S. 36 f. unter Nr. 8 behandelten Fälschungen von Montanus sind auch bei Schell a. a. O. S. 351 ff. und 458 ff. abgedruckt. Zu S. 35 bemerke ich noch, daß auch in der Sage Nr. 3 aus Rulle es sich um eine Wallfahrt zur Jungfrau Maria handelt (s. Mitt. d. hist. Ver. z. Osnabrück I, 266), und zu S. 36 Anm. 2, daß, wie hier der Kielkropf Kilian genannt wird, so auch in Ad. Kuhns Sagen, Gebräuchen und Märchen aus Westfalen I, 319 Nr. 363 ein Wasserwesen den Namen Killejân trägt.

Gießen. H. Hepding.

Zwei Randbemerkungen zum Seelenglauben.

1. In Sossenheim im sog. „blauen Ländchen" (Nassau) wurde nach Mitteilung einer Teilnehmerin ein Totenschmaus im Jahre 1874 folgendermaßen abgehalten: Die Geladenen aßen in der „großen Stube", das Gesinde in einem anderen Raum. Die Tür von der großen Stube nach dem Sterbezimmer blieb offen, in diesem selbst war das Bett ungeglättet gelassen, sodaß

[1]) abgeholzt. [2]) gekohlt. [3]) Zug, Wachstum [wohl Deih zu schreiben?].

Digitized by Google

man noch den Eindruck der Leiche sah, auch die Stühle, auf denen der Sarg gestanden, waren unberührt geblieben. Das alles deutet auf die Annahme, daß die Seele an einem der Orte, die zuletzt der Leiche als Ruheort gedient hatten, für die Zeit des Mahles anwesend sei. Auch ein Trinkspruch auf das Wohl des Toten wurde ausgebracht, zu dem die Bediensteten hereingerufen wurden, um mit anzustoßen.

2. Einen Beleg zum Glauben vom Seelenvogel bot Anfang d. J. im Kunstgewerbemuseum in Berlin die Ausstellung der Kopien von Bilderchroniken, wie sie auf der Insel Pelau an den Häuptlings- und Versammlungshäusern angebracht werden. Dort sah man auf einem mit 18 b Ngaraban bezeichneten Blatt eine Totenklage. Die Leiche lag in Seitenansicht auf einem Paradebett, bis zum Kopf in Matten eingeschnürt; rechts und links von der Leiche standen Klagende. Am Kopfe der Leiche war ein krummschnäbliger Vogel sitzend dargestellt (Rabe, Adler?), der mit seinem Schnabel den Mund des Toten berührte. Entweder ist hier ein Vogel gemeint, der die Seele in Empfang nimmt, wenn sie durch den Mund den Körper verläßt, oder es ist der Seelenvogel, der die Mumie besucht, eine Auffassung, die auch den alten Ägyptern nicht fremd war (vergl. American Journ. of Archeology XI 1907, p. 336, fig. 10).

Gießen. A. Abt.

Bücherschau.

Northcote W. Thomas, Bibliography of Anthropology and Folk-Lore 1906. Containing Works Published within the British Empire. First Annual Issue. London, David Nutt, 1907. 8°. 72 S.

Auch für das Jahr 1906 ist die volkskundliche Bibliographie Englands der deutschen vorausgeeilt. Der Jahresbericht erscheint von jetzt an im Auftrage des vereinigten Ausschusses des R. Anthropological Institute und der Folk-Lore Society und trägt dementsprechend den erweiterten Titel. Wenn auch die Anthropologie in der Bibliography of Folk-Lore 1905 schon zum Worte gekommen war, so ist doch der vorliegende Band auf einer breiteren Grundlage aufgebaut und doppelt so stark als sein Vorgänger. Die Zahl der angeführten Werke und Abhandlungen ist gegen früher von 404 auf 779, die der durchgesehenen Zeitschriften von 72 auf 165 gestiegen, obwohl das Zeitschriftenverzeichnis eine ganze Reihe von Titeln des vorigen Heftes nicht aufweist. Es sind auch einige außerhalb des Britischen Reiches, besonders in China erscheinende englische Zeitschriften berücksichtigt. Außer dem alphabetischen Sachregister ist eine systematische Inhaltsübersicht beigegeben. Sonst hat der Verfasser nichts Wesentliches in der Anlage seiner Bibliographie geändert, die an Trefflichkeit der im vorhergehenden Jahre erschienenen gleichkommt.

Darmstadt. L. Dietrich.

Digitized by Google

Abt, Adam. Die Apologie des Apulejus von Madaura und die antike Zauberei. Beiträge zur Erläuterung der Schrift De magia. (Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten IV, 2.) Gießen 1908. 7,50 Mk.

Die Neuabfassung eines Kommentars zu Apulejus' Schrift de magia unter Berücksichtigung des seit Hildebrand für Apulejus Geleisteten und mit Verwertung der neuen magischen Literatur war eine dankbare Aufgabe und um so dankbarer, wenn man über eine solche Belesenheit wie Abt verfügt. So bietet die Schrift nicht nur einen interessanten, manches Neue bringenden volkskundlichen Kommentar zu Apulejus, sondern, da im weitesten Umfange Parallelen aus dem Volksleben der verschiedensten antiken und modernen Völker beigebracht sind, auch eine Art Repertorium für magische Gebräuche alter und neuer Zeit, das sicher viel benutzt werden wird. Mit Rücksicht darauf nimmt man es gern in Kauf, wenn diese Nachweise gelegentlich über den Rahmen eines Kommentars hinausgehen. Schade, daß im angefügten Index nicht der Versuch gemacht ist, irgendwie die angeführten Anschauungen und Gebräuche nach den Völkern, denen sie entlehnt sind, zu gruppieren. Umgekehrt fällt natürlich auch manches für das Verständnis der Zauberpapyri, zu denen auch eine Reihe Emendationen geliefert wird, ab. Den allgemeinen volkskundlichen Wert der Arbeit aber charakterisiert der Verfasser am Schluß seiner Arbeit selbst so: „dann liefert sie uns ein hübsches Kulturbildchen einer römischen Provinzstadt des 2. Jahrh., zeigt uns, was man damals alles für möglich hielt und ernsthaft vor Gericht erörterte, obschon der Götterglaube überall ins Wanken kam, und der Gebildete schon längst nur mehr eine philosophische Überzeugung, keine Religion mehr hatte, und läßt uns so die viel beschriebene Finsternis unseres Mittelalters besser verstehen, wo man im einseitigen Glaubenseifer und unter dem Deckmantel des Glaubens Hexen suchte und fand". Denn daß wir in der ganzen Schrift de magia durchaus auf realem Boden stehen, führt die Einleitung aus. Mit einer Deklamation hat die Rede nichts gemeinsam. Daß die Anklage auf Grund der lex Cornelia erfolgt ist, macht Abt in der dankenswerten Übersicht über die zu Apulejus Zeit geltenden römischen Gesetze gegen Zauberei sehr wahrscheinlich. Zu den S. 199 (273) angeführten Beispielen für den noch heute blühenden Aberglauben, daß das Blut von Gerichteten ein wirksames Mittel gegen Epilepsie sei, sei noch ein weiteres aus jüngster Vergangenheit gefügt. Nach einer Mitteilung des Freiberger Anzeigers vom 24. Juli 1908 wandte sich bei der am 23. Juli 1908 erfolgten Hinrichtung der Margarete Beier in Freiberg i. S. vor dem Gerichtsgebäude eine ältere Frau aus einem benachbarten Dorfe alles Ernstes an einen Sicherheitsbeamten mit der Bitte, ihr doch behilflich zu sein, daß sie eine kleine Menge Blutes von der Delinquentin bekommen könne. Das Blut von Hingerichteten habe große Heilkraft gegen Epilepsie. Sie habe in ihrer Bekanntschaft ein junges Mädchen, das epileptisch sei, und dem wolle sie mit dem Blute helfen.

Gießen. G. Lehnert.

Carl Kaßner, Das Wetter und seine Bedeutung für das praktische Leben. (Sammlung: Wissensch. u. Bildung.) Leipzig: Quelle u. Meyer 1908. 8°. 1 M.

In der bekannten Sammlung wissenschaftlicher Einzeldarstellungen ist von Prof. Kaßner-Berlin ein Buch erschienen, das in weiten Kreisen, auch volkskundlichen, Beachtung verdient. Der Verfasser hat es verstanden, auf nur

Digitized by Google

148 Seiten einen wohlgelungenen Überblick über die Entwicklung der Witterungskunde, ihren heutigen Stand, und ihre Beziehungen zum öffentlichen Leben zu geben. Der erste Teil gibt einen Abriß der Geschichte der Wetterkunde, von ihren Uranfängen ausgehend. In dem fernsten Altertum, der Urzeit Babyloniens ist die Wiege dieses Wissenszweiges zu suchen, schon damals existierten den heutigen ähnliche Wetterregeln. Auch bei den Israeliten finden wir gewisse Wetterkenntnisse. Einen Wissensfortschritt stellen die klimatischen Tafeln der Griechen dar, die auf Stein gemeißelt den durchschnittlichen Witterungscharakter für jeden Tag des Jahres, aus langjähriger Beobachtung abgeleitet, gaben. Später ist ganz unmerklich damit die Astrologie verschmolzen, so daß nunmehr die Wetterkunde als Astrometeorologie weiterlebte. Sie leitete alle Witterungsvorgänge aus der Himmelsansicht (Stellung der Sterne, Mond und Sonne ab). In dieser Form erhielt sich die „Gestirnwetterkunde" bis auf ihre letzten großen Vertreter, Schneider und Falb, und ist auch in unseren Tagen noch im Volke lebendig. Es würde zu weit führen, hierüber im einzelnen zu berichten. Erwähnt sei nur noch, daß der Verfasser die meteorologischen Volksbücher und die Bauernregeln einer Darstellung und Kritik würdigt.

Im 2. und 3. Kapitel des Buches ist die moderne wissenschaftliche Witterungskunde behandelt, und schließlich die Beziehungen dieser Wissenschaft zu dem öffentlichen Leben. Besonders der letzte Teil ist originell und dürfte weitere Kreise interessieren, da er einen Begriff davon gibt, wie mannigfach in unseren Zeiten die Wetterkunde in Handel und Gewerbe, Verkehr und Industrie, und sogar in die Rechtspflege hinüberspielt.

Gießen. W. Peppler.

Norwegische Volksmärchen. Gesammelt von **P. Asbjörnsen** und **Jörgen Moe.** Eingeleitet von Hermann Bang und Ludwig Tieck. Berlin [1908]: Hans Bondy. (XV, 304 S.) 8°, 3 Mk.

Der Verleger hat dies Buch schön ausgestattet und doch den Preis nicht zu hoch angesetzt. Papier und Druck sind gut, die von Lyonel Feininger entworfenen Initialen, z. T. geradezu Illustrationen des Textes, sind in ihrem nordischen Charakter ein durchaus angemessener Schmuck; auch das von Erik Magnussen gezeichnete phantastische Titelblatt mit dem mißgestalteten Drachen über dem Schlüsselloch, durch das im Märchen der Held als Ameise zu den Prinzessinnen im Berge des Trolls gelangt, will ich nicht unerwähnt lassen. Die Widmung „Norwegens Meistern Norwegens Märchen" und die erste, etwas sehr pathetische Einleitung stammen von Hermann Bang. Er ist wohl auch für die ganze Ausgabe verantwortlich. Daß sie zeitgemäß ist, jetzt, wo die Werke des norwegischen Dreigestirns Ibsen, Björnson und Lie in der Weltliteratur einen unbestrittenen Ehrenplatz einnehmen, erkennen wir gern an, auch daß Asbjörnsens Märchen jedem, der norwegischen Geist kennen und Norwegens große Männer verstehen lernen will, eine wertvolle Quelle sein werden. Das vorliegende Buch ist ein Neudruck der von Friedrich Bresemann verfaßten und 1847 in zwei Bänden erschienenen Übersetzung der ersten Auflage von Asbjörnsen's und Moe's Norske folkeeventyr. Der Name des „kundigen Übersetzers" [1]) ist in dieser Neuausgabe einfach unter den Tisch ge-

[1]) so L. Tieck am Ende der Einleitung, die er auf Bresemanns Wunsch für das Buch geschrieben hatte.

Digitized by Google

fallen! Abgesehen von der Orthographie ist der Text nahezu unverändert. Ich bemerke nur folgende kleine Abweichungen: S. 12 und 34 ist für das Wort Stabur, das Bresemann durch eine Anmerkung erklärte, Vorratskammer eingesetzt, S. 165 ist's dagegen im Text stehen geblieben! S. 57 ist die nützliche Anmerkung über das norwegische Wortspiel: Ringerige und Himmerige weggelassen. Leider ist auch die Reihenfolge der Märchen nicht beibehalten. Die neue Anordnung (nach Bresemanns Ausgabe I, Nr. 1—7. 8—28. 30. II, 1. 2. 4—7. 9. 10. 12—14. 17—20. 22. 21. I, 29. II, 3. 8. 15. 16. 11) kann ich mir nur so erklären, daß Herr Bang ursprünglich vorhatte, die jetzt am Ende stehenden Märchen, weil wohl für Kinder nicht ganz geeignet, wegzulassen. Nachher hat er sich aber wieder anders besonnen. Zwischen I, 7 und 8 ist ein Märchen von dem Jungen, der sich in einen Löwen, einen Falken und eine Ameise verwandelte, eingeschoben. Mit keinem Wort wird gesagt, woher es stammt. Ich konnte es leider auch nicht feststellen. Für wissenschaftliche Zwecke wird man wohl stets zu Bresemanns alter Ausgabe zurückkehren; daneben ist die 2. Auflage des norwegischen Originals (Christiania 1852) wegen der vielen norwegischen Varianten und der Hinweise auf Parallelen „für den Forscher unentbehrlich“ [1]). Leider sind Asbjörnsens Neue Sammlung von Volksmärchen und seine Volkssagen immer noch nicht in's Deutsche übersetzt [2]). Wir haben nur noch H. Denhardts Übersetzung von Asbjörnsens „Auswahl norwegischer Volksmärchen und Waldgeister-Sagen“ (Lpzg 1881). In dieser findet sich übrigens auch das Märchen von Peer Gynt, das Ibsen zu seinem gleichnamigen Drama anregte, in welches er dann ja noch manchen andren norwegischen Märchen- und Sagenstoff verwoben hat [3]).

Gießen. H. Hepding.

Bernhard Kahle, Ortsneckereien und allerlei Volkshumor aus dem badischen Unterland. Verlag von E. Fehsenfeld in Freiburg i. Br. 1908. 74 Seiten. Mk. 1.—

In diesem hübschen Schriftchen werden eine Menge von Ortsneckereien, die im Badischen Unterland (nördlich der Murg) gesammelt wurden, nach den sich ergebenden Gesichtspunkten: Lage des Orts, Anklang an den Namen des Orts, Gewerbe, Nahrung, Gestalt, Kleidung, Charaktereigenschaften, Sitte und Brauch, Völkernamen, Eigentümlichkeiten der Aussprache, Spottverse auf einzelne Orte, Litaneien, Verse auf Mädchen und Burschen, Schildbürgerstreiche, Schnurren, Verspottung der Handwerker und einzelner Stände geordnet und verarbeitet. Ein Anhang bringt einigen Stoff aus dem Bad. Oberland.

Ganz ohne Bedeutung für die Schrift ist das beigegebene Register, aus dem wohl die in der Abhandlung in Frage kommenden Orte, aber nicht die betr. Seitenzahlen zu ersehen sind, — die Zahlen gelten den Blättern des bad. Vereins für Volkskunde, denen die im Buchhandel erschienene Schrift entnommen ist. Ein Verzeichnis sämtlicher vorkommenden Necknamen in der A-B-C-Folge wäre wünschenswert gewesen.

---

[1]) Reinhold Köhler, Kleinere Schriften I, 70.

[2]) Vgl. Reinhold Köhler, Lit. Zentralbl. 1881 Sp. 1149.

[3]) s. die Zusammenstellungen von R. Wörner, Henrik Ibsen I, 232 ff.

Digitized by Google

Im Einzelnen sei folgendes angemerkt:

Zu S. 4 ff. lassen sich noch stellen: Oberweirer ‚Leimelöcher', Sulzbacher ‚Leimerutscher', Schlierstadter ‚Dornbüschele', wie auch S. 11 die Angelthürner heißen; Durmersheimer und St. Leoner ‚Sandhasen', Freiolsheimer und Völkersbacher ‚Bergknüppel'.

Einem Anklang an den Namen des betr. Orts (S. 6) sind auch erwachsen: Rohrbacher ‚Rohrspatzen', Muggensturm als ‚Fliegenheim'.

Zu den Abschnitten landwirtschaftl. Hauptgewerbe und Gewerbe (S. 6 ff.) seien gefügt: Ottenauer ‚Flotzkegel', Durmersheimer ‚Melkkübelritter', Rauentaler ‚Süe' (wohl wegen der dortigen Schweinezüchtereien?).

Zur Abteilung Nahrung (S. 13 ff.) treten: Steinmaurer ‚Starz- (Brei- und Welschkornmehl) und Griesbäuch', Bietigheimer ‚Schwarzwurst', Niederbühler ‚Fischschwänz', Walldürner ‚Hörzer' mit langem ö, nicht e (wie Kahle S. 15). — ‚Heumärtel' S. 10 für die Bödigheimer scheint auf einem Schreibfehler zu beruhen. Anderwärts (in Ballenberg) steht dafür ‚Hannmärtli' (= Johann Martin), das eine Verspottung der protestantischen Bewohner des Orts bedeuten soll.

Zur äußeren Gestalt (S. 17) sei gestellt der Ballenberger Dorfspruch über Erlenbach:

D' Ärleböcher Baa^{n}li
Mache nou alli Raa^{n}li.
Jetz gei i nuff de Raa^{n},
Nemm en Staa^{n}
Un schmeiß der aa^{n}i ans Baa^{n},
Daß's bätscht (patscht).

Die Erlenbacher sollen sehr hohe und krumme Beine haben.

Zur Kleidung (S. 20) vgl. den Mingolsheimer Dorfspruch:

Der Bauer nach der alte Art,
Der trägt den Belz bis Himmelfahrt,
Und tut ihm dann der Bauch noch weh,
Dann trägt er ihn bis Barthelme.

Auch gehört hierher der Name ‚Pelzmühle' für die Rauentäler.

Charaktereigenschaften der Bewohner (S. 21 ff.) spiegeln sich in den Necknamen: Oberndörfer ‚Houfgöücker' (wegen ihres Stolzes?), Flinsbacher ‚Mischkrabbe', Langenbrücker ‚Hafeschiffer', Gaggenau als ‚Klein Paris', Balg als ‚Theater', Stollhofer ‚Haardbimmerle' (wohl zu mundartl. Bummerle, kleine Person), Bischweier ‚Preußen', Staufenberger ‚Irrländer' (= Verrückte); daselbst auch ein Dorfteil ‚Schottland' (Anspielung auf vulgärhebr. Schöde = Narr).

Der S. 26 als Kreuzwertheimer Spottvers mitgeteilte Spruch: „Hört ihr Herren un loßt euch düden u. s. w." ist bereits vor Jahren von mir als altes Tauberbischofsheimer Nachtwächterlied in der Alemannia XX. S. 285 veröffentlicht worden.

Zu den Neckereien nach Eigentümlichkeit der Aussprache gehört auch: Ötigheimer ‚Uch' (= euch) und der Spruch: ‚Uch Kü^{n} is in der Keer g'falle (= Euer Kind ist in den Dreck gefallen).

Zu den Tierbenennungen (S. 33) seien gefügt die Haueneberstein er ‚Puhu' (= Uhu), die mit folgender Geschichte geneckt werden: Z' Erwer-

Digitized by Google

stoinburi isch ämol ä Uhu uffm Kirchturm gsesse; dann hänn se zum Pfarrer gsagt: Herr Pfarrer, uffm Kirchturm sitzt ä Vogl; er schreit ollewil: ‚Ziderämdämdäm Püo'; 's mueß e Ladiner (= Lateiner) si; ferner die Rauentaler ‚Süe' (vgl. oben), die Loffenauer ‚Klemmerle' (= große Art von Ameisen). Ittlingen selbst (vgl. Kahle 21, Käfertrippler') wird auch ‚Käfertal' genannt, eine Bezeichnung, die angeblich auf die vielen, dort wohnenden Juden sich bezieht.

Zu den ‚Saudüddel' (S. 37 für Weiher) sei angemerkt ‚Duddelsäck' und S. 172 für dieselben nicht ‚Pelzenickel' (so Kahle!), sondern ‚Benzenickel'.

Die dann folgenden Dorfsprüche und Litaneien (S. 45 ff.) möchte ich ergänzen durch folgende:

1. Geht der Wind von Lauda raus,
   Hat der Edelmann kein Geld im Haus. (Beckstein.)
2. In Owerwitscht (= Wittstadt), Schwaahausche
   (= Schwabhausen) unn Buch
   Gaits Lumpe gnuch. (Ballenberg.)
3. Uff Rohrbach gene (= gehe ich) gar net naus,
   Weil d'Kärich liegt nähwe draus
   Un dä Wind vum halwe Ort
   Nemmt de Glockeschall mit fort. (Eppingen.)
4. Als das Dorf im Wohlstand war,
   Da muß man finster rennen;
   Und als das Geld beim Teufel war,
   Da brennen die Laternen. (Spessart.)
5. Jöhlinger Ratze
   Reite uff de Katze,
   Reite übers Scheuretor,
   Jöhlinger Lumpechor. (bei Bretten.)
6. Edjer (= Ötigheimer) Engel,
   Biedjer (= Bietigheimer) Bengel,
   Staimurmer (= Steinmaurer) Roßköpf,
   Elkjer (= Elchesheimer) un Iljer (= Illinger)
   hänn alle Kröpf. (Rastatt.)
7. Uff Gärschbach (= Gernsbach) geh i net nus,
   Weil d' Kärchhof leit newe dus.
   Uff Ottna (= Ottenau) würd i net geh in e Hus,
   Weil dort alles voll is mit Ruß.
   Ins Lamm noch Gärschbach geh i net,
   Weil dort is net viel Dreck, (= alem. ‚Schmutz', d. h. Fett.)
   Un weils dort geit kei Hawermus,
   So geh i lieber fort un eß ze Hus. (Seelbach i. Murgtal.)
8. Schifti (= Schiftung) isch die gröschte Stadt,
   Söllinge(n) isch der Bettelsack,
   Stollhofe(n) isch der Murerkübel,
   Schwarzach isch der Deckel drüber.

Von Schildbürgerstreichen (S. 55) kenne ich noch zwei, die man sich von den Ittersbachern erzählt.

Digitized by Google

1. In Ittersbach war auf dem Kirchturm Gras gewachsen. Die Ortseinwohner dachten lange darüber nach, wie man es herunterbringen könnte. Endlich kam man auf den Gedanken, einen Ochsen hinaufzuziehen, der es abfressen sollte. Als dieser zur Hälfte oben war, streckte er die Zunge heraus. Da sagten die Ittersbacher: Gut, er langt schon darnach. Als der Ochse hinaufgebracht war, war er tot. Das Gras aber steht jetzt noch droben, wenn sie es noch nicht „gelangt" haben.

2. In Ittersbach war ein Storch auf einer Wiese. Der Feldhüter wollte ihn herunterjagen. Da fiel ihm ein, daß er dabei das schöngewachsene Gras zertreten würde. Daher ließ er sich von 4 Männern in die Wiese hineintragen, um den Storch fortzujagen.

Von sonstigen Neckreden (S. 60) seien angeführt die über Osterburken (Kahle 39, 58, 59), die man in Ballenberg im Munde führt: Will man schönes Wetter haben, so wünscht man sich ‚Borgemer Haawetter'. Ein Osterburker soll nämlich vor Zeiten in die Apotheke nach Merchingen gekommen sein, um dort eine Dose Haawetter (= Heuwetter) zu kaufen.

Zum Abschnitt „Verspottung der Handwerker und einzelner Stände" (S. 64) seien zugefügt:

1. 99 Schneider
Die wägen 100 Pfund,
Un wenn sie die net wiege,
So sin sie net gesund. (Götzingen bei Buchen) [1]).

2. Der Schneider und sei(n) Geiß
Die mache(n) mit nander e Reis',
Der Schneider möcht gern reite(n),
Die Geiß die möcht's net leide(n),
Die Geiß die macht en Seitesprung
Und schleift den Schneider im Schmutz herum. (Speßart.)

3. Schneider, wennt (= wenn du) reiten willst,
Sattl' dein Bock,
Spann die Geiß vorne naus
Und reit de Galopp. (Ebenda.)

4. Der Schneider mit der Scheer'
Meint wunner (= wunder) was er wär,
Er meint, er isch en Großherzog,
Un isch doch nur en Schneiderbock. (Ebenda.)

Vermißt habe ich in der Schrift Neckereien über die einzelnen Namen, namentlich die Vornamen, die sich in den Ortschaften vorfinden. So reimt man in Busenbach auf ‚Krescenzia':

Kressenz, was machet deine Gäns ?
Sie schnatteret und gackeret und wäschet ihre Schwänz!

in Speßart auf ‚Katharina':

Kathrei, laß d' Hühner rei[n],
Laß de Gockler laufe(n).
Morgen kommt d' Hühnerfrau
Und will de Gockler kaufe(n);

[1]) Vgl. auch Heß. Bl. f. Volksk. I, S. 51 (Nr. 72).

Digitized by Google

ebenda auf ‚Anna‘:

Anna! wo biich geſtert gwä (= geweſen)?
Z' Karlsruh im e Lade(n).
Wer iſch denn bei dir gwä?
Hunnert Mann Soldate(n).
Weller hat dir am beſchte gfalle(n)?
Der met de rote Schnalle(n). —
Annele hitt, Annele hott,
Annele iſch en Zottelbock;

in Ballenberg auf ‚Maria‘:

Marie, Marśa, Marádigaa,
Was mecht denn deine Großmama?
Sie höckt im Bett un ſucht die Flöh
Un ſchdeckt ſie in ihr Bordmannee (= Portemonnaie).

Reichlich ſind im badiſchen Unterland auch ſprachliche Verballhornungen vertreten, die dem Volkswitz als Unterlage dienen. Leider iſt Kahle hierauf nicht eingegangen. Ein Beiſpiel aus Speſſart:

Wo kommen Sie harie (= her)?
— Aus der Schweiz.
Was haben Sie geholet?
— Roſamrine.
Sind Sie Hochzeiter worden?
— Ja friele.
Seit wann? — Seit geſtern.
Was für einer (!) haben Sie denn?
— En Strohhelmlesmacher!
Wie viel macht er denn z' Tags? — Drie, viere.
Wie ſind Sie denn zammekomme(n)?
— Als ich dort ſpaziere,
Da hat er mir gewinkt
Und ich hab' ihn genimmt (für ‚genommen‘).
Wo ſind Sie denn wohnhaft?
— In der Schlappergaß
Nummero Wixbüaſcht (= Wixbürſt).
Als ich höre blitze und donnere heb',
bin ich awwer 's Geſchtle nunner gſprunge,
do henn awwer mei' Zittere ſo ſchenkelt
(für: meine Schenkel ſo gezittert),

zu deſſen Schlußverſen zu vergleichen iſt eine Variante aus Eberſteinburg bei Raſtatt:

Wie ich häb höre blitze
Un ſehne häb dungere (= donnern),
Bin i der Hartberi(g) in der Sack g'ſteckt
Un häb's Rä(b)meſſer raaſchbrunge
(oder naa g'raſſelt).

Raſtatt. Otto Heilig.

Digitized by Google

O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte. 3. Aufl. Teil II (= Abschnitt III u. IV). Jena, H. Costenoble, 1907. 560 S. 19 M.

Die Fertigstellung der dritten Auflage von Schraders Werk wird vielen willkommen sein. Nicht als ob durch sie nun das letzte Wort gesprochen wäre über die ganze Menge der in Betracht kommenden Fragen; das wird niemand erwarten, der sich entweder selbst mit diesen Gegenständen beschäftigt hat oder auch nur weiß, wie heftig gerade in den letzten Jahren noch über nicht wenige Punkte gestritten wurde. Gerade dieser Meinungsverschiedenheiten wegen ist es angenehm, diese Zusammenfassung zu besitzen, in welcher die Ansichten des Verfassers in ihrer Gesamtheit infolge der sachlichen Anordnung schärfer erkannt werden können als in seinem alphabetisch geordneten, übrigens nun auch schon bald acht Jahre alten Reallexikon.

Ich kann hier auf vieles Detail natürlich nicht eingehen, das verbietet mir schon der Raum und der Zweck dieser Blätter; als Ganzes betrachtet verdient das Werk jedenfalls, ungeachtet mancher besserungsbedürftiger Einzelheiten[1]), vollste Anerkennung, und ich kann auch hier nur wiederholen, was ich schon bei Besprechung des ersten einleitenden Teiles gesagt habe, daß man im allgemeinen einen kundigeren Führer als Schrader auf diesem Gebiete nicht finden kann.

Wie früher ist Abschnitt III eine in sich abgeschlossene Monographie über das Auftreten der Metalle, besonders bei den indogermanischen Völkern. In historischer Reihenfolge sind es: Kupfer und seine Legierungen, Gold, Silber, Eisen, Zinn und Blei. Besonderes Interesse werden Volkskundler wohl am dritten Kapitel über den Schmied in Sprache und Sage haben; diesen Gegenstand erschöpfend zu behandeln, konnte allerdings nicht im Plan des Werkes liegen, wir erhalten eine gegen die 2. Auflage wenig erweiterte Übersicht, die genügt, den Nachweis zu führen, daß für die idg. „Urzeit" eine Sage vom Schmied nicht in Anspruch genommen werden darf. Sie ist, wie es scheint, erst mit der verhältnismäßig jungen Eisentechnik von Volk zu Volk gewandert.

Abschnitt IV dient wie früher einer Darstellung der Zustände der Urzeit; doch ist die Gliederung etwas geändert und manches bedeutend ausführlicher behandelt. Am stärksten modifiziert ist Kap. 12 Familie und Staat. An dessen Stelle hat die neue Auflage die drei Kapitel: 12 Familie, 13 Sippe und Stamm und 14 Recht (Strafrecht). Von Grund aus umgearbeitet ist endlich das Kapitel über die Religion, in welchem nun in zwei Abschnitten getrennt ausführlich über den Totenkult und alle mit ihm zusammenliegenden Erscheinungen und den Kult der „Himmlischen" und dann noch kurz über das „Schicksal" gehandelt wird. Gerade dieses Kapitel wird aber auch später noch gründliche Arbeit und Revision verlangen.

Im Schlußkapitel zieht Schr. aus den vorgetragenen Ausführungen seine Schlüsse auf die Urheimat. Er verlegt diese jetzt etwas weiter westlich als früher. In der zweiten Auflage legte er sie in den Südosten des europäischen Rußland und an den Mittellauf der Wolga, im Reallexikon spricht er nur vom südrussischen Steppengebiet bis zum Schwarzen Meer. Jetzt betrachtet er als

[1]) Ich verweise dafür nur auf R. Much's Besprechung in den Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien XXXVIII, S. 52 ff. Dem dort Ausgeführten stimme ich großenteils bei.

Digitized by Google

die Heimat der Indogermanen die Gegend „nördlich und westlich des Schwarzen Meeres mit Einschluß eines größeren oder geringeren Teiles des Donautals". Daß ich in der Heimatfrage wesentlich anderer Ansicht bin, ist den Lesern dieser Blätter aus meinem Aufsatz in Bd. IV bekannt. Schr. beschäftigt sich mit diesem Aufsatz eingehend S. 461 ff. und 474 ff., ohne daß es ihm aber gelungen wäre, mich in meinen Anschauungen wankend zu machen. Schr. ist überzeugt, daß es möglich ist, eine enger begrenzte Urheimat der Indogermanen zu erschließen, ich halte dies für unmöglich und glaube, daß wir nur ein ziemlich ausgedehntes Ausbreitungsgebiet nachweisen können, innerhalb dessen sich aus einer Menge von kleinen Einheiten die sekundäre größere Einheit der Indogermanen herausgebildet hat. Es ist richtig, daß man fragen kann, woher die Bevölkerungselemente dieser Gegenden ursprünglich stammten; aber das hat mit der idg. Frage nichts zu tun, wie ich das schon in meinem Aufsatz S. 47, Anm. b ausdrücklich ausgesprochen habe. Schrader und ebenso Much (Mitteilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft XXXVI, S. 253 f.) haben zu wenig beachtet, daß der zweite Teil meiner Arbeit durchaus auf den im ersten Teil ausgeführten allgemeinen anthropogeographischen Grundsätzen fußt, die durch die Autorität eines so kompetenten Gewährsmannes wie Ratzel gestützt werden.

Für die Wertschätzung des Schraderschen Werkes ist die Frage, ob seine Heimatsbestimmung richtig ist oder nicht, meines Erachtens von geringer Bedeutung. Es ist natürlich verlockend für einen Gelehrten, der ausgedehnte urgeschichtliche Untersuchungen angestellt hat, zu versuchen, nun auch die Gegend zu bestimmen, wo das von ihm erkannte geworden ist — noch jeder, der sich mit den Indogermanen beschäftigt hat, ist ja dieser Versuchung erlegen. Aber das wichtigste sind nicht diese Schlüsse, sondern die urgeschichtlichen Untersuchungen selbst, und diese sind von bleibendem Wert für jeden, mag er sich zu Kapitel 16 stellen, wie er will.

Gießen. Karl Helm.

Edmond de la Fontaine, Die deutsche Götterwelt im Luxemburger Lande (Publications de la Section historique de l'institut G.-D. de Luxembourg, Vol. LIII). Luxembourg 1906.

Grimms Deutsche Mythologie hat dem Verfasser bei seiner Arbeit als Muster gedient. Er schließt sich in der Einteilung des Stoffes Kapitel für Kapitel aufs genaueste an Gr. an, teilt natürlich seine Grundanschauungen und übernimmt auch manches (z. B. gewisse Leitsätze) wörtlich aus demselben. Für die Benutzung des Buches, das leider kein Register besitzt, hat das seine Vorzüge, und abgesehen davon berührt die Wertschätzung des Altmeisters mythologischer Forschung sympathisch. Aber die Zeiten sind doch vorbei, in denen man sich bei dem Standpunkt beruhigen durfte, auf dem Grimm und seine Nachfolger standen. Verf. hat das nicht erkannt; er weiß wohl, daß auf diesem Gebiet seit Grimms Zeiten viel gearbeitet worden ist, aber außer Simrocks Handbuch und Mannhardts Wald- und Feldkulten kennt er nichts davon; die ganze übrige Arbeit von mehr als einem halben Jahrhundert ist ihm innerlich fremd geblieben. So kommt es, daß alte Fehler mythologischer Forschung, die im allgemeinen als längst überwunden gelten, uns hier in voller ungebrochener Unbefangenheit wieder entgegentreten. Hinzu kommt noch, daß auch die sprach-

Digitized by Google

liche Schulung des Verfassers durchaus unzulänglich ist; ein einziges Beispiel mag für deren unglaublichen Tiefstand zeugen: S. 18 wird das mundartliche en as (= er ist) als Beleg für die Götterbezeichnung Ase in Anspruch genommen. Als wissenschaftliche Leistung ist das Buch also wertlos. Dagegen hat es Wert als eine Sammlung von Anschauungen und Bräuchen aus dem Luxemburger Lande, wie sie in solcher Vollständigkeit bisher nicht vorlag. Namentlich gilt das für die zweite Hälfte, etwa von Kapitel 16 ab. Wer diese Sammlung mit Vorsicht benutzt und abzusehen versteht von allen aus den Tatsachen gezogenen vorschnellen Schlüssen und allem falschen Mythologisieren, dem wird sie auch in dieser Gestalt wertvolle Dienste leisten können.

Gießen. Karl Helm.

Heldmann, Karl, Mittelalterliche Volksspiele in den thüringisch-sächsischen Landen (Nr. 32 der Neujahrsblätter, hrsg. von d. histor. Kommission für die Provinz Sachsen und das Herzogtum Anhalt). Halle a. S., O. Hendel 1908. 57 S. 1 Mk.

Das Heftchen gibt teils mehr teils weniger, als der Titel verspricht. Verf. greift zuerst zurück bis in die heidnisch-germanische Zeit, um kurz die drei Gattungen von Spielen[1]), die damals in Uebung waren: Glücksspiel, Kampfspiel (Schwerttanz) und Jahreszeitenspiel zu besprechen, und wendet sich dann in Kap. 2 zu den Anderungen, die später unter römischem und christlichem Einfluß eintraten: Einführung des Brettspiels, Beseitigung heidnischer Spiele durch die Kirche oder Kompromiß derselben mit den alten Volkslustbarkeiten.

In den Abschnitten, die das Mittelalter betreffen, werden erst die Kampf- dann die Glücksspiele behandelt. Erstere können großenteils natürlich nicht zu den Volksspielen gerechnet werden; die Wormser Spiele vom Jahre 842 sind, wie H. zeigt, nach dem Muster einer Vergilischen Kampfschilderung inszeniert worden, also ein gelehrtes Schauspiel gewesen, alles was später mit dem Tournierwesen aufkam, ist rittermäßig. Erst allmählich haben diese Übungen in verschiedener Ausbildung im Bürgertum Aufnahme gefunden. Eigentlich

[1]) Es entgeht Heldmann natürlich nicht, daß hier manches unsichere mit unterläuft. Ich will nur zweierlei hinzufügen. Ob wirklich in heidnischer Zeit Wodan als Erfinder des Würfelspieles galt, läßt sich nicht mehr mit Sicherheit bestimmen. Es ist nur geschlossen aus der auch von H. Abschnitt II, Note 30 abgedruckten Stelle bei Hincmar von Rheims. Diese Stelle kann sich aber auch einfach dadurch erklären, daß die Kirche erstens das ihr verhaßte Würfelspiel als teuflische Erfindung hinstellte und zweitens die germanischen Götter zu Teufeln degradierte. So ergab sich die Kombination leicht von selbst, und eine wirkliche heidnische Tradition braucht trotz des bei Hincmar begegnenden Wortlautes kaum angenommen werden. Möglich ist es natürlich doch, daß der Schluß richtig ist. — H. hat Maßmanns Deutung des rätselhaften Yrias (Indiculus 24) = Frias akzeptiert. Ich halte diese Deutung für unmöglich; mit Müllenhoff (Mannhardt, Götterwelt S. 272) einen altsächsischen Genetiv dieser Form anzunehmen, geht nicht an, und der lat. Genetiv müßte Friae lauten. Wir werden also in dem rätselhaften Wort einen lat. acc. Pluralis erblicken müssen.

Digitized by Google

volkstümlich ist nur auf lokal beschränktem Gebiet das Rolandspiel geworden. Der im 15. Jh. wieder auftauchende Schwerttanz ist keine direkte Fortsetzung des altgermanischen Schwerttanzes, sondern entstammt der Beschäftigung mit der 1425 neu entdeckten Germania. — Die Glücksspiele sind, abgesehen von dem auf die höheren Kreise beschränkten Schachspiel, zweifellose Volksspiele gewesen. Vermißt habe ich bei H. das Ballspiel, das im Mittelalter nicht nur als Kinderspiel — von diesem ist wohl grundsätzlich abgesehen — sehr beliebt war. Das Fehlen der Tänze, der Natur- und Jahreszeitenspiele erklärt H. selbst im Nachwort zur Genüge, es darf ihm also kein Vorwurf daraus gemacht werden. Nur wird man wohl feststellen müssen, daß die Institution der Neujahrsblätter sich für wissenschaftliche Zwecke wenig eignet, da sie den Bearbeitern hinsichtlich des Raumes wie der Zeit der Fertigstellung zu starke Fesseln anlegt; diese haben leider in unserem Fall verschuldet, daß die hübsche und wertvolle Monographie ein Torso geworden ist.

Gießen. Karl Helm.

Wehrhan, Karl, Die Sage (Handbücher zur Volkskunde, Bd. I). Leipzig, W. Heims, 1908. VIII, 162 S. 2 M.

Im Verlage von W. Heims, Leipzig, beginnt eine Sammlung von Handbüchern zur Volkskunde zu erscheinen, die sich das Ziel gesetzt hat, „das Wissenswerteste aus den verschiedenen Gebieten der Volkskunde in leicht verständlicher Form auf wissenschaftlicher Grundlage und nach dem neuesten Stand der Forschung zusammenzufassen". So soll dem Laien ein Führer, dem Gelehrten ein auch für wissenschaftliche Zwecke brauchbares Handbuch geboten werden. Die Aufgabe ist verlockend und begegnet einem wirklichen Bedürfnis. Die Ausführung freilich ist außergewöhnlich schwierig: populär und wissenschaftlich zugleich sein zu können, ist nur wenigen vergönnt; diese Fähigkeit erwächst nur da, wo sich ein geläuterter Geschmack und eine vollendete Darstellungsgabe verbindet mit einer ebenso vollendeten Beherrschung des Gegenstandes.

Verfasser des uns vorliegenden ersten Bandes, die Sage, hat sich redliche Mühe gegeben, seiner schwierigen Aufgabe gerecht zu werden, es hat ihm nicht an Fleiß und Liebe zu seinem Gegenstand gefehlt und so hat er ein im allgemeinen brauchbares und nützliches Buch geschrieben, freilich keines, das allen Ansprüchen genügen kann, denn es trägt noch vielfach den Stempel einer gewissen Unfertigkeit, Skizzenhaftigkeit und Unklarheit. Eine Menge von Büchern wird zitiert und benutzt, aber nicht immer ist das richtige Buch benutzt und nicht überall ist vom richtigen Buch auch der richtige Gebrauch gemacht. Da und dort ist deutlich erkennbar, daß der Verfasser ein in Frage stehendes Problem noch nicht klar und selbständig genug durchgedacht hat. Für eine spätere Auflage ist hier noch reichlich Arbeit.

Nach einer kurzen statistischen Übersicht über die Geschichte der Volkssagenforschung wird in Kap. 2 über Begriff und Wesen der Sage gehandelt. In diesem Kapitel tritt der Mangel an eigenem vollen Durchdringen des Stoffes am schärfsten hervor. Wir erhalten zuerst eine Darstellung der Bedeutungsentwicklung des Wortes „Sage". Diese Darstellung ist gut: sie ist in allem wesentlichen wörtlich dem Grimmschen Wörterbuch entnommen, nur ist beim Abschreiben der Definition dem Verfasser ein Versehen untergelaufen, sodaß wir nun auf S. 4 (Zeile 11 v. u.) statt „Wanderung von Geschlecht zu

Digitized by Google

Geschlecht" die sinnlosen Worte „Anordnung von G. zu G." lesen. Einige weitere Definitionen anderer Autoren werden S. 5f. aufgeführt; ich glaube, gerade dem Laienpublikum, an das W. denkt, wäre mit einer einzigen knappen Begriffsbestimmung besser gedient gewesen als mit dieser Vielheit von Definitionen, die sich nicht alle durch Klarheit auszeichnen.

Was S. 6 über das Verhältnis von Sage und Märchen gesagt wird, ist leider in der Formulierung schief; wenn es dort heißt: „die Sage ist mehr lokaler, das Märchen allgemeiner Natur, erstere ist historischer, letzteres poetischer", so muß das dahin mißverstanden werden, als glaube Verfasser, daß auch das Märchen historisch — nur weniger historisch als die Sage — sei. Fährt Verf. dann fort: „Daraus folgt, daß die Sage gebundener ist, das Märchen freier" so gibt er ja die seit lange allgemein angenommene Scheidung richtig wieder, besser wären aber auch hier die Komparative durch Positive zu ersetzen, denn das Märchen ist nicht nur freier als die Sage, sondern schlechthin frei und verliert von seiner Freiheit auch nichts, wenn es sich einmal an irgend einen Sagenkomplex angliedert, und umgekehrt ist die Sage immer irgend wie gebunden: lokal, historisch, kulturell oder mythisch, oft auch in mehrfacher Weise. Die Literatur zur Frage über das Verhältnis von Sage und Märchen ist W. nicht genügend bekannt; von neueren Arbeiten finden wir nur ein so trauriges Machwerk wie das Buch von Otto Weddiggen, die deutsche Sage und das deutsche Volksmärchen, zitiert, nicht genannt werden aber die feinen Aufsätze von E. Bethe (Mythus, Sage, Märchen, in diesen Blättern Bd. IV, S. 97 ff.) und Fr. Panzer (Märchen, Sage und Dichtung, München 1905).

Kap. 3 über die Ethik der Sage gibt eine Reihe guter Beispiele für bestimmte stärker hervortretende ethische Züge. Das vierte Kapitel über die Bildung und Entstehung der Sage geht genauer nur auf die Entstehungsmöglichkeit von Sagen aus Naturvorgängen ein, während von den historischen Sagen erst in Kap. 7 die Rede ist. Das Verhältnis von Sage und Geschichte wird hier im allgemeinen richtig geschildert, statt der S. 42 f. gebrauchten Bilder wäre aber im Interesse der Klarheit eine knapp formulierte Feststellung der wesentlichen Unterschiede vorzuziehen gewesen; besondere Schwierigkeiten bietet dieser Punkt ja nicht: Diese Begriffe sind klar zu trennen. Dem widerspricht durchaus nicht die von W. hervorgehobene Tatsache, daß wir im Einzelfall oft schwanken, ob uns in einer Tradition Geschichte oder Sage vorliegt; denn wir schwanken in allen diesen Fällen nicht etwa wegen einer Unklarheit der Begriffe Geschichte und Sage, sondern nur wegen der mangelhaften Information über den Charakter des uns vorliegenden Berichtes. Die Abgrenzung der Legende gegenüber der Sage ist wohl leichter als W. meint: sie wird übrigens von ihm S. 52 richtig gegeben. Ich würde nur in schärferer Fassung sagen: wenn im Mittelpunkt einer Sage Personen oder Gegenstände stehn, die Beziehungen zum herrschenden Religionssystem haben, der Inhalt der Sage selbst aber trotzdem keine religiöse Bedeutung hat, so sprechen wir von einer Legende. Die letzte Einschränkung ist nötig; denn hätte der Inhalt wirklich religiöse Bedeutung, so müßten mir von einem Mythus sprechen. Die Beschränkung auf christliche Stoffe, die W. gibt, entspricht natürlich der großen Masse der bei uns anzutreffenden Legenden, liegt aber nicht in der Sache; es gibt ebensogut islamische, buddhistische, jüdische Legenden usw.

Digitized by Google

Das Verhältnis von Mythus und Sage eingehend zu erörtern, ist offenbar dem Band über den Mythus vorbehalten; Verf. beschränkt sich in Kap. 8 „Mythologie und Sage" darauf, vor Überschätzung des Wertes der mythischen Sagenwelt (gemeint sind die völlig mythisch gebundenen Sagen oder Sagen, die mit mythischen Elementen stark durchsetzt sind) für die mythologische Wissenschaft zu warnen. Am Schlusse des Kapitels finden wir wieder einmal die oft gedruckte Angabe, Ludwig der Fromme habe die alten heidnischen Sagen vernichten lassen. Diese Stelle ist zu streichen; denn es ist zur Genüge festgestellt, daß die von Karl dem Großen gesammelten Lieder keinesfalls heidnisch waren, und daß die **carmina gentilia**, die Ludwig der Fromme nach dem Bericht Thegans (cap. 19) verabscheute, keine deutschen Dichtungen waren, sondern die Gedichte der römischen Klassiker heidnischer Zeit (vgl. Braune, Paul und Braunes Beiträge 21, S. 5 ff.).

Die Kapitel 9—11 geben willkommene und reichhaltige Zusammenstellungen über die in den Sagen vorkommenden mythischen Wesen, die Pflanzen und Tiere. Daß im einzelnen bei solchen Sammlungen manches nachgetragen werden könnte, ist natürlich; ich will nur einen Punkt besprechen, der Widerspruch herausfordert. S. 86 sagt W., Volkssagen von Schöpfung, Entwicklung und Untergang der Welt gebe es in Deutschland nicht, ebensowenig wie in Skandinavien; was die Edda berichte, sei nicht volkstümlichen Ursprungs sondern Gelehrtenpoesie. W. steht also betreffs der Voluspa auf dem von Bang, Bugge und besonders E. H. Meyer vertretenen Standpunkt, der aber in dieser Allgemeinheit wohl von niemand mehr geteilt wird. Es darf heute als sicher betrachtet werden, daß die eddischen Sagen von Weltschöpfung und -Untergang zwar einige gelehrte, keltische und christliche Zutaten enthalten, daß sie aber im Kerne echt germanisch sind. Das ist vor allem durch die Untersuchung Olriks (Om **Ragnarok, Aarboger for nordisk oldkyndighed og historie 1902**, S. 157 ff.) zweifellos festgestellt trotz einzelner Modifikationen, die seine Ergebnisse vielleicht finden müssen [1]). Ebenso ist es sicher, daß auch in Deutschland ähnliche Sagen vorkamen und, allerdings unter christlichem Einfluß stark verkümmert, noch in Resten fortleben; Olrik belegt verschiedene Züge der nordischen Sage auch für deutsche Gebiete: die Oberpfalz, Tirol, Friesland, und es dürfte sich aus einer eingehenden Durchforschung unseres Sagenmaterials noch manche weitere Parallele ergeben.

Der Hauptwert des Buches liegt in der überwältigenden Masse von Literaturangaben; wir finden sie zum Teil in den Anmerkungen zu den einzelnen Kapiteln an passender Stelle, hier vor allem die Werke und Aufsätze, die sich wissenschaftlich mit irgend einer Frage der Sagenforschung beschäftigen. Abgesehen davon aber erhalten wir als letztes Kapitel des Buches eine Bibliographie der Sagen**sammlungen**, vorwiegend der deutschen, in landschaftlicher Anordnung. Diese Bibliographie ist ebenso wie die in den Anmerkungen niedergelegte Literatur deshalb von außerordentlichem Nutzen, weil wir kein zweites leicht zugängliches Werk besitzen, das ähnliche Vollständigkeit aufzuweisen hätte. Die Literaturverzeichnisse des Grundrisses für germanische Philologie sind zwar teilweise vollständiger, schließen aber vorläufig, da die zweite

[1]) Vgl. auch die ausführlichen Erörterungen von Kahle im Archiv f. Rel.-Wissenschaft 8, S. 435 ff. und 9, S. 61 ff.

Digitized by Google

Auflage noch nicht erschienen ist, mit 1893 ab. Auch W. mußte natürlich, schon des Raumes wegen Beschränkung üben; es konnte z. B. nicht jede einzelne kleine in irgend einer Zeitschrift versteckte Sagenpublikation verzeichnet werden, obwohl gerade diese am ehesten dem Arbeitenden entgehn. Man findet sie übrigens im Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie leicht auf. Nur um zu einer zweiten Auflage etwas beizutragen, will ich hier auf einige Lücken hinweisen, die mir aufgefallen sind, und einige Fehler berichtigen. Zwei wichtige Arbeiten über Sage und Märchen habe ich schon oben genannt. Ich verzeichne weiter zu S. 38. H. Usener, Sintflutsagen, 1899. — S. 46 f. Schmidtkonz, Deutsche Sagen- und Geschichtswissenschaft im wechselseitigen Dienste (Korresp.-Bl. des Ges.-Vereins) 1905. — S. 50. A. Heinrichs, Die Lohengrinsage und ihre Deutung 1905. — Hesekiel, Wappensagen, ist 1905 in neuer Auflage erschienen. — S. 51. R. Salinger, Der Rattenfänger von Hameln 1905; A. Schullerus, Zur Literatur der Hameler Rattenfängersage, Korrespondenzblatt des Vereins f. siebenb. Landeskunde 18 und 19 (1895). — L. Laistner, Das Rätsel der Sphinx, 1889. — S. 74. Hessel, Die Echtheit der Loreleisage 1905. — S. 84. Brandstetter, Die Wuotansage im alten Luzern 1907 (wäre auch in Kap. 12 unter Nr. 42 zu nennen). — S. 116 (zu Posen) A. Szulczewski, Allerhand fahrendes Volk in Kujawien. Lissa 1906 (man kann es dem Titel allerdings nicht ansehen, daß das Heft nur Sagen enthält). — S. 133. Zu Langheinz, Sagen aus Hirschhorn ist jetzt (nach W.'s Buch) eine Nachlese in diesen Blättern VII, S. 17 ff. erschienen. — S. 139. Reiser, Sagen des Allgäus 1903; — Hebel, Pfälzische Segen 1906; dazu eine wertvollere zweite Sammlung 1908; diese enthält viele noch ungedruckte Sagen. Unter Nr. 30 sind Sammlungen der bayrischen (Rhein-)Pfalz und der nordostbayrischen Oberpfalz durcheinandergemengt. — S. 142. Verfasser der Mären und Märlein aus Baden-Baden heißt Mallebrein, nicht —bein. — In Abschnitt C, Sammlungen des Auslands, wo naturgemäß stärkere Beschränkung geboten war, lassen namentlich die Zusammenstellungen über nichtdeutsche Länder hinsichtlich der Auswahl zu wünschen übrig, und bieten geringen Nutzen, da doch stets auf den Grundriß verwiesen werden muß. Unter dem Gebotenen ist auch manches ungenau. In Nr. 36 ist unter **Islendinga sögur, Reykjavik 1892, 2 Teile** wohl die von **V. Asmundarson bei Kristjansson in R. seit 1892** herausgegebene Sammlung der **Islendinga sögur** zu verstehen. Sie umfaßt aber jetzt, da sie vollständig ist, 38 Nummern, Teil 1. 2 enthalten nur die **Islendigabók** und **Landnámabók**. Die S. 158 unter Nr. 59 zitierte Arbeit K. Dietrichs ist keine selbständige Sammlung sondern nur ein Bericht über **Politis, Paradoseis**, Athen 1904 (vgl. R. Wünsch in diesen Bl. V, 108 ff.). Ich verzichte auf weitere Ergänzungen zu diesem Teil, zumal ich glaube, in einer neuen Auflage würde am besten alles was sich auf nichtdeutsches Sprachgebiet bezieht, gestrichen; denn hierfür befriedigendes zu leisten, ist doch nicht möglich, ohne den Umfang des Buches ins ungemessene zu vergrößern. Dagegen wäre natürlich alles was sich auf die deutsche Schweiz, Deutsch-Österreich und Deutsch-Ungarn, die Sette Communi und andere Sprachinseln bezieht, beizubehalten und genau so zu behandeln wie das reichsdeutsche Material; denn ungeachtet der politischen Grenzen reicht die deutsche Volkskunde, soweit die deutsche Zunge klingt.

Gießen. **Karl Helm.**

Digitized by Google

Greta Bickelhaupt, Rege un Sonneschoi. Gedichte und Geschichten aus dem Odenwald. Verlag von Emil Roth, Gießen 1907.

Die Dichterin hat sich kein hohes Ziel gesteckt. Sie singt im Vorwort

Sinn's aa nit lauder neie Sache,
Kimmt manch e altbekanndes Bild —
Bring' ich Eich nor emol zum Lache,
Son is dem Buch soi Zweck erfüllt.

Wir konstatieren, daß dieses Ziel erreicht ist. Mancherlei Schnurren und Schwänke hat Greta Bickelhaupt erzählen hören, auch einige selbst erlebt. In poetischem Gewande in Dialektform teilt sie sie mit. Ein gut Teil stammt offenbar aus dem Erzählungsgut einer kleinen Stadt im Odenwalde, Erbach, in der wir auch den Wohnsitz der Dichterin vermuten. Volkskundlich Wertvolles enthält das Buch sehr wenig, wenn auch die Dialektform es zuerst ahnen ließ. Aber solches zu bringen war ja auch nicht der Zweck des Büchleins. Alles in allem — ein Odenwälder Seitenstückchen zu Reuters Läuschen und Rimels, wenn auch nicht auf derselben dichterischen Höhe stehend.

Gr.-Linden. O. Schulte.

Lauterbach und seine Umgebung, herausgegeben vom Verkehrsverein Lauterbach.

Da haben wir ein Büchlein vor uns, dessen unbekannter Verfasser wohl am allerwenigsten an eine Besprechung in diesen Blättern gedacht hat. Es scheint eine Schrift von der Art zu sein, wie sie die Verkehrsvereine der Städte und Gegenden dem Reisenden zur Empfehlung in den Gasthäusern und Kaufgeschäften in die Hand geben. Man findet darin ein gut Teil Annoncen, die Hälfte oder auch weniger Text. Die allermeisten der so beschaffenen Büchlein haben einen so trockenen und langweiligen Inhalt, daß man wohl die Beschreibung dieses und jenes Gebäudes, dieses und jenes Denkmals usw. durchliest, aber im übrigen sie bald aus der Hand legt. Die Aufzählung der Schönheiten, zuweilen nach Nummern, ist etwas sehr wenig Anziehendes.

In diesem Büchlein aber steckt mehr. Schon äußerlich fällt es auf. Auf dem Titelblatte steht die Kirche mit der Linde, wie sie vor 40, 50 Jahren ausgesehen hat; die Kopfvignetten der einzelnen Kapitel sind Zeichnungen von Einrahmungen von Haustüren in Lauterbach; am Ende der Kapitel ist einmal eine alte Laterne vom Rathause, ein andermal eine Verzierung einer Tür angebracht. Dazwischen hübsche Bilder von Gebäuden und aus der Umgebung Lauterbachs. Schon das macht Lust hineinzusehen. Aber erst recht erfreut der Text. Das ist doch einmal etwas anders als die oft so langweilig angeführten Daten. Sie fehlen zwar nicht, aber vor allem sucht der Verfasser dem Charakter der Stadt und der Umgebung gerecht zu werden. Er geht dabei — und das ist sehr wichtig — nicht, wie so manche derartige Büchlein, an der Eigenart der Bevölkerung vorüber. Er sucht auch hier das Besondere. Eine ganze Menge volkskundlich interessanten Materials, Sagen, Anekdoten, Schnurren läuft da mit unter. Man sieht, der Mann, der das geschrieben hat, steht im Volksleben darin, er kennt und liebt es. Und dabei hat er ein offenes Auge für die Schönheiten der Natur, die er fein zu schildern weiß. Ich möchte, alle Verkehrsvereine nähmen sich an diesem Büchlein für ihre Veröffentlichungen ein Beispiel.

Digitized by Google

Nur zwei kleine Anstände habe ich, einmal die nicht geringe Zahl der Druckfehler, und dann vermisse ich einen Hinweis auf das „Felsenmeer" zwischen Stockhausen und Angersbach, das, allerdings zu wenig bekannt, doch unter den Naturschönheiten mit an erster Stelle Erwähnung verdient.

Gr.-Linden. O. Schulte.

K. Henkelmann, Das Bauernhaus des Odenwaldes und des südwestlichen Deutschlands. Verlag von Zedler & Vogel, Darmstadt 1908.

Das vorliegende Werk stellt eine dem Publikum zugänglich gemachte, erweiterte und verbesserte Form der Arbeit desselben Verfassers dar, die wir in Bd. V, S. 170—172 schon ausführlich besprochen haben. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, auf die Veränderungen, Auslassungen und Erweiterungen hier im einzelnen einzugehen. Wir wollen nur feststellen, daß die Arbeit in dieser Form viel gewonnen hat und daß sie in Ausstattung und Vorzüglichkeit der Abbildungen und Grundrisse ihresgleichen sucht.

Gr.-Linden. O. Schulte.

Fr. Maurer, Von Land und Leuten im Odenwald. Verlag der Arnold Bergsträßerschen Hofbuchhandlung, Darmstadt.

Als ich die vorliegende Sammlung von Lichtdruckbildern zum ersten Male sah, hat sie mich gleich hingenommen. Auf dem Deckel der Mappe ist ein Bauersmann abgebildet, der eine kurze Pfeife in der Hand trägt und über dessen Gesicht ein herzliches Lachen zieht, ein so herzliches Lachen, daß unwillkürlich auch dem Beschauer selbst ein Lächeln kommt. Das Bild ist dabei wahr und echt; wer jemals den Odenwald durchstreift hat, meint, diesen Mann da und dort schon einmal gesehen zu haben. Und wenn man dann die Sammlung selbst durchblättert, wird man nicht enttäuscht. Man sucht zuerst nach ähnlichen Odenwälder Charakterköpfen, wie sie der Umschlag zeigt. Noch zwei andere sind da, der Kopf eines ganz alten Mannes mit einem Gesicht, dessen Falten und Runzeln von viel Arbeit, Sorgen und Leiden erzählen, und der eines Mannes, der eben ins Greisenalter eintritt, mit Zügen, in denen sicheres Wollen, aber zugleich auch Verschlossenheit gut wiedergegeben sind. Diese Köpfe möchte man am liebsten aus der Sammlung nehmen und an die Wand hängen. Sie sind geradezu die Perlen der Sammlung. Nur noch eines möchte ich ihnen an die Seite stellen, das Bild der beiden alten Eheleute, die nebeneinander auf der Bank vor ihrem Haus sitzen. Es ist Sonntag Nachmittag und etwas Fröhliches ist es worüber sie sich unterhalten, vielleicht das Treiben der Enkelkinder; diese Heiterkeit in den Mienen — vortrefflich! Außer den Charakterköpfen enthält die Mappe noch Bilder, die die Leute des Odenwalds bei der Arbeit und bei der Ruhe zeigen, Töpferei, Schuhmacherei, Weberei usw. Vorzüglich scheint mir hier die spinnende Frau. Der Ausdruck in den Zügen, die Haltung — das ist echt und charakteristisch. Gut ist auch der sensenschärfende Mäher wiedergegeben, der Schuhmacher und der Nagelschmied. Einige Aufnahmen von einer Dorfstraße, einer kleinen Mühle, einer Odenwaldlandschaft vervollständigen die Sammlung, die im ganzen 24 Bilder hat. Ich gratuliere dem Herausgeber und dem Verlage zu diesem Werke. Das ist Heimatkunst im besten Sinne des Wortes.

Gr.-Linden. O. Schulte.

Digitized by Google

Heinrich Bechtolsheimer, Das Hungerjahr. Wiesbadener Volksbücher Nr. 97.

Fh. Buxbaum, Bilder aus dem Odenwälder Volksleben.
1. Band, Hauswirken,
2. Band, Wildhecken,
3. Band, Werktagsgestalten.

Verlag von Emil Roth, Gießen.

Unter den hessischen Dichtern verdienen die beiden, deren Bücher hier angezeigt sind, einen hervorragenden Platz. Beide erzählen aus der eignen Heimat, und beiden führt die Wahrheit und die Liebe die Feder. Und beide verstehen die Kunst, auch Fremden ihr Land und Volk wert zu machen.

Bechtolsheimer ist ein Rheinhesse. Er schildert uns in seinem „Hungerjahr" das Sorgen, Kämpfen und Ringen eines Familienvaters in dem schweren Jahr 1817, in einem Dorfe Rheinhessens. Unsre Kinder in der Schule hören wohl kaum von den Nöten dieses Jahres, das darum so drückend war, weil die vorhergehende Ernte eine Mißernte war. Aber die Bauersleute haben das Jahr noch heute nicht vergessen, von dem die Großeltern so manchesmal erzählt haben. Es ist keine Erzählung, die man unter die sogenannten spannenden rechnen könnte. Aber liebevoll hat sich der Verfasser in die großen und kleinen Nöten eines Bauersmannes versetzt, der nicht reich und nicht arm ist und der nun, von der Sorge gehetzt, sucht, auf alle mögliche Art seiner Familie das Brot zu schaffen. Die Zeichnung dieser Gestalt erweckt die Teilnahme des Lesers, und sie ist der eigentliche Kern des Buches. Der Hintergrund, von dem sie sich abhebt, bildet die Schilderung des Lebens des ganzen Dorfes. Eine besondere Farbe bekommt die ganze Erzählung durch die mannigfachen Beziehungen auf die vorhergehende napoleonische Zeit.

Buxbaum ist ein Odenwälder. Er zeichnet Land und Leute in einem offenbar nicht großen Bezirk des Odenwalds. Er beschreibt einzelne Charaktere und gibt kurze Erzählungen. Einen eigentümlichen Glanz bekommen diese Skizzen einerseits durch die wunderbare Kunst des Dichters, Wald und Feld, Täler und Höhen des Odenwalds in den verschiedenen Jahreszeiten zu beschreiben, anderseits durch seine große Vertrautheit nicht nur mit den Sitten und Bräuchen des Volkes, sondern auch mit der Gedankenwelt, in der es lebt. Da ist nichts Gekünsteltes, nichts Hineingetragenes, auch kein Verbergenwollen. Aber alles ist mit Liebe gesehen und beschrieben.

Volkskundlich sind beide Dichter als Zeichner ihres Volkstums sehr interessant. Der Rheinhesse führt uns in eine Gegend, die schon in etwa in den Weltverkehr hineingezogen ist. Die Sitten und Bräuche, auf die er zu sprechen kommt, erscheinen matter, abgeblaßter. Der Odenwälder führt uns in ein abgeschiedenes Land, in dem das Alte noch kräftig lebt. Bechtolsheimer verwendet den Dialekt in Rede und Gegenrede nicht, Buxbaum immer, und vielleicht ist es hier und da einem Fremden schwer, alles zu verstehen, da selbst bei ungewöhnlichen Wörtern eine kurze Erklärung fehlt. Beide führen uns verschiedene Charaktere vor Augen, aber die originellsten zeichnet der Odenwälder, wie ja das entlegene Dorf, das kulturfremde Gebiet, deren am meisten hat. Man lese einmal die prächtige Skizze „Der Olw'l". Der Rheinhesse berichtet wenig von Sitten und Bräuchen, wie das ja in der Sache liegt, Buxbaums Bücher sind voll davon. Sagen, Lieder, Segen, Sprüche, — auch von

Digitized by Google

alledem kann man viel finden. Der gebildete, nicht volkskundliche Leser wird Bechtolsheimers Darstellung immer ohne Befremden lesen, aber Buxbaums Skizzen nicht, obgleich sie durchaus wahr gezeichnet sind. Denn er wird versucht sein, zu glauben, der Odenwälder Dichter scherze, wenn er den Handel bei der Freierei, das lustige Flanerts und die merkwürdige Kindtaufseinladung liest.

Wir werden uns freuen, beiden Schriftstellern noch weiter zu begegnen. Sie verdienen die Aufmerksamkeit der Hessen.

Gr.-Linden. O. Schulte.

Festspiel zur Feier der Kirchenerneuerung zu Ruppertsburg. Gießen, Otto Kindt, 1907.

Es ist bekannt, daß der Bauer an sich keinen geschichtlichen Sinn hat, und darum auch allem Geschichtlichen wenig Interesse entgegenbringt. Am ehesten ist er wohl noch für die Geschichte des eignen Dorfes oder des Bezirks, in dem er lebt, zu haben. Aber er will keine weitschweifigen Untersuchungen und Forschungen. Das Konkrete, die Tatsachen fassen ihn.

Es ist darum nicht leicht, eine Geschichte der Heimat, des Dorfes so zu verfassen, daß sie ihm wirklich gefällt. Diese Schwierigkeit scheint auch dem Verf. des vorliegenden Festspiels bekannt gewesen zu sein. Er hat darum einen, so viel ich weiß, neuen Weg eingeschlagen, seine Gemeinde mit der Ortsgeschichte bekannt zu machen. Zur Feier der Kirchenerneuerung dichtete er ein Festspiel, das in einfachen Reimen die Haupttatsachen der Ortsgeschichte und des Kirchenbaus darlegt. Um dem ganzen einen gefälligen Rahmen zu geben, hat er sie zum Gegenstand eines Gesprächs zwischen einem Fremden, einem Ruppertsburger Bürger, den bei dem Kirchenneubau beteiligten Handwerkern, sowie einem Schüler gemacht. Alle poetische Ausschmückung ist mit Absicht vermieden. Keine Bilder- und Blumensprache. Nur das Tatsächliche ist schlicht und nett erzählt. Sicher hat das Werkchen großen Anklang in Ruppertsburg gefunden.

Gr.-Linden. O. Schulte.

Stadtpfarrer **Holz,** Schlitz, Aus der Heimat.

Ein kleines, feines Schriftchen, in dem der Verf. sucht, Geschichte und Volkstum den Schlitzerländern vor Augen zu führen. Für unsre Vereinigung auch deshalb interessant, weil der Verf. bestimmte Resultate volkskundlicher Wanderungen einiger Mitglieder unseres Vorstandes, die auf gewisse Grabsteine im Kirchhofe von Unterschwarz zum ersten Male aufmerksam gemacht haben, mit verwertet.

Gr.-Linden. O. Schulte.

Arthur Kopp, Bremberger-Gedichte. Ein Beitrag zur Brembergersage (= Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde, hrsg. von E. K. Blümml, 2. Band) Wien, Verlag Dr. Rud. Ludwig 1908.

Nur in lockerer Beziehung zur Volkskunde steht diese Veröffentlichung Arthur Kopps. In einer Zeitschrift für Literaturgeschichte wäre sie besser am Platze gewesen. Der gelehrte Verfasser spricht nach einigen Bemerkungen über den mittelalterlichen Minnedienst von zwei Sagen, die man treffend mit dem

Digitized by Google

Namen Herzmären bezeichnet. Die eine Form, an den Kastellan von Coucy angeknüpft und von Uhland in einem Gedichte behandelt, erzählt, wie der Gatte der von dem Ritter verehrten Dame ihr das Herz ihres auf der Kreuzfahrt verstorbenen Anbeters zum Mahle vorsetzt; nach der andern tötet der Gemahl aus Eifersucht den Liebhaber und bestraft dann die Frau in der angegebenen Weise. An den Minnesinger Reinmar von Brennenberg aus der Gegend von Regensburg knüpfen sich sagenhafte Züge, die in Verbindung mit den Herzmären stehen. Im Volksgesange und in Meisterliedern, deren Strophenform Bremberger genannt wird, sind diese Züge gestaltet worden. Den größten Teil der Veröffentlichung Kopps bildet der Abdruck aller ihm bekannten Brembergergedichte mit genauesten Quellenangaben. Unverständlich bleibt es, warum Varianten an verschiedenen Stellen vollständig wiedergegeben werden, also S. 23: „Ich scheyd dahyn" und S. 53: „Ich scheid mit leyd", S. 24: „O wee der angst o we des iamers vnd der not" und S. 55 „O wee der angst, o wee des schmerzen vn(d) der großen not", endlich S. 25: „O wee der angst, des iamers vnd der großen peyn" und S. 55: „O wee der angst, o wee des schmerzen vn(d) der peyn".

Dresden. Karl Reuschel.

Gertrud Züricher hat ihrer wertvollen Sammlung von Kinderspielen und Kinderliedern aus dem Kanton Bern (Zürich 1902) eine kleine kenntnisreiche Schrift folgen lassen: Das Ryti-Rößli-Lied. Vorläufige Probe aus der im Werk begriffenen Sammlung schweizerischer Kinderlieder und Kinderspiele. Bern 1906. Nach einer allgemeinen Einleitung, mit der sie sich für ihr großes Unternehmen Mitarbeiter werben möchte, behandelt sie mit philologischer Gewissenhaftigkeit die verschiedenen Fassungen des Ryti-Rößli-Reimes, als dessen Heimat sie die Schweiz annimmt. Das nichtschweizerische deutsche Gebiet dürfte nicht vollständig ausgebeutet worden sein. Sehr hübsch ist die Auslegung eines der Verschen, das als eine Ballade im Kleinen gelten kann (S. 34, 1). Manche Beobachtungen, die ein liebevolles Eingehen auf die winzigsten Einzelheiten erweisen, sind fördernd. Ob es der Verfasserin gelingen wird, sämtliche Schweizer Kinderlieder in der gleichen Weise zu bearbeiten, möchte ich doch bezweifeln.

Dresden. Karl Reuschel.

Eingegangene Bücher.

(Abgeschlossen am 1. November 1908.)

Die mit * bezeichneten Bücher sind bereits zur Besprechung vergeben. Bücher, über die bereits in diesem Heft referiert wird, sind hier nicht mehr aufgeführt.

Aigremont, Volkserotik und Pflanzenwelt. Bd. I. Halle, Gebr. Treusinger, 1908.

*Böckel, Otto, Handbuch des deutschen Volkslieds. Marburg 1908.

*Fischer, H., Deutsche Altertumskunde (Wissenschaft und Bildung, Bd. 40). Leipzig, Quelle und Meyer 1908. 1 M.

Digitized by Google

*Futilitates, Beiträge zur volkskundlichen Erotik. Bd. I u. II. Wien 1908.
*Gennep, A. van, Religions, mœurs et légendes. Paris 1908. 3 frcs. 50.
*Hellwig, A., Verbrechen und Aberglauben (= Aus Natur und Geisterwelt 212). Teubner 1908. M. 1.25.
*Höfler, M., Die Volksmedizinische Organotherapie und ihr Verhältnis zum Kultopfer. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt [1908].
*Höfler, M., Gebildbrote der Faschings, Fastnacht und Fastenzeit. Wien 1908.
*Hovorka und Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin, Abt. 2. u. 3.
*John, A., Egerländer Heimatbuch. Bd. I. Eger 1907.
Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde, hrsg. v. E. K. Blümml.
*Bd. III: Kohl, Die Tiroler Bauernhochzeit.
Bd. IV: Kralik, Zur nordgerm. Sagengeschichte. Wien, R. Ludwig 1908.
*Thuren, H., Folkesangen paa Faeroerne. København 1908 (= F. F. Publications, Northern Series No. 2).
*Weinstein, M. B., Die Entstehung der Welt und der Erde nach Sage und Wissenschaft (= Aus Natur u. Geisterwelt 223). B. G. Teubner 1908. M. 1.25.

Eingänge für das Archiv der Vereinigung.

Für unser Archiv sandten uns Lehrer H. Krausch, Billertshausen: Kinderlieder und -spiele mit Melodien. — Lehrer P. Bros, Worms: Kinderreime und -spiele aus Bechtheim bei Worms. — Pfarrer Moser, Wohnbach: Kinderreime und -spiele sowie zwei Sammlungen von Volkssitten und Bräuchen. — cand. phil. Lindenstruth, Beuern: Volkslieder, Redensarten, Wetterregeln. — Professor Henkelmann, Bensheim: Eine Sammlung Segen. — Lehrer H. Kreßer, Hofheim, Kr. Bensheim: Kinderreime und Spiellieder. — Lehrer Boßler, Klein-Linden: Spottlieder. — Pfarrer Moser, Wohnbach: Volkskundliches aus der Wetterau.

Allen Einsendern herzlichen Dank.

Geschäftliche Mitteilung.

In der letzten Vorstandssitzung wurde bestimmt, daß an neu eintretende Mitglieder die früheren Bände der Blätter für 3 M. pro Jahrgang (einzelne Hefte für 1 M.) abgegeben werden sollen. Die Blätter für Hessische Volkskunde 1899—1901 kosten zusammen 2 M.

Zum Schriftführer der Vereinigung ist Herr cand. phil. W. Lindenstruth, Gießen, Ludwigstr. 26 gewählt worden.

Die Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde fand am 2. und 3. Oktober zu Berlin statt. Einen Bericht darüber wird die nächste Nummer der Mitteilungen des Verbandes bringen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

3 0000 108 649 009

PERIODICAL

NATIONAL LIBRARY BINDERY CO.
WEST SPRINGFIELD
EAST CLEVELAND
INDIANAPOLIS
ATLANTA

Digitized by Google